Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche ...

(Fürstenfelderga...

Der Versailler Hof.

Der

Versailler Hof

vom

Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Deutsche Original-Ausgabe.

Dritter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Ludwig der Funfzehnte.

I.

Ludwig der Fünfzehnte.

Seine Vermählung. Die Verhältnisse Rußlands in diesem Zeitabschnitte.

Der Herzog von Bourbon vermißte ganz gewiß seinen Vorgänger durchaus nicht, aber er wurde es gerade, der ihn im Allgemeinen vermissen machte. Sein Ministerium war lediglich die Regierung der Marquise von Prie, die, wie man weiß, seine Geliebte und das zügelloseste Weib war, das man auf der Welt zu finden vermochte. Er begann damit die Stellen zu besetzen, welche er erledigt fand, und zeigte gleich bei diesem ersten Acte nach seinem Regierungsantritt, daß er ohne alle Ueberlegung handelte.

Der Bischof von Frejus hatte, als er das Amt eines ersten Ministers in die Hände des Herzogs von Bourbon spielte, sehr wohl gewußt, daß es nur ein Depositum wäre, welches er ihm damit anver=

traute, und er hegte in seinem Busen selbst zu wenig Dankbarkeit, um auf viel von diesem Gefühl bei einem Fürsten zu rechnen; aber er wollte, hinter einem Achtung verlangenden Popanz, den Hof allmälig an seinen Einfluß gewöhnen, und ihn so auf seine selbstständige Macht vorbereiten.

Bourbon setzte sich sogleich in den Besitz der vollkommenen Repräsentation eines ersten Ministers, bezog augenblicklich die Wohnung, in welcher der Herzog von Orleans gestorben war, und ließ durch einen Anschlag an der Thür seines Kabinets die Tage und Stunden verkünden, die zu seiner Arbeit mit jedem der einzelnen Minister bestimmt seien. Seine Zimmer waren bald mit Hofleuten überschwemmt, und die, welchen es nicht gelang in das Kabinet selbst einzudringen, füllten die Vorgemächer an, von wo aus sie dann zu der Marquise von Prie eilten.

Der seinem Auftreten und der äußern Erscheinung nach ganz anspruchslose, aber schlaue Bischof von Frejus bewohnte zu dieser Zeit eine kleine, schlecht meublirte Wohnung und schien sich nicht um einen Zoll bedeutender in seiner Stellung anzusehen; aber schon seit jener Zeit, in welcher er in das Conseil getreten war, befand er sich bei der Person des Königs, wenn Bourbon, in derselben Weise, wie es früher Orleans gethan hatte, dem jungen Monarchen seine Aufwartung machte, und sich min-

destens den Anschein gab, als lege er ihm Rechenschaft über die Staatsangelegenheiten ab.

Der Bischof, der stets mit der größten Sorgfalt darüber wachte, daß er als dritter Mann zugegen sein konnte, entfernte sich während Bourbons Anwesenheit nicht eine Minute; um ihm aber keinen Verdacht einzuflößen, oder ihn als Prinzen von Geblüt zu erzürnen, verschleuderte er Ehrfurchtsbezeugungen und Aufmerksamkeiten an ihn, und stellte sich schon in den ersten Tagen mit ihm auf einen solchen Fuß, daß derselbe Nichts vorzuschlagen wagte, ohne es vorher mit ihm berathen zu haben.

Der Einfluß, welchen der alte Bischof so durch seine Schlauheit auf den Herzog und durch sein erschlichenes Vertrauen auf den König gewonnen hatte, entging keineswegs der Aufmerksamkeit der untergeordneten Minister. Sie suchten bald seinen Schutz, theilten ihm im Geheimen mit, was sie gerade zum Vortrag zu bringen beabsichtigten, und er ertheilte ihnen dann ebenso unter dem Siegel des Geheimnisses seine guten Rathschläge.

Nicht lange darauf gab der Prälat, mit dem Ton und Anschein eines geistlichen Eifers, dem Herzog zu verstehen, daß er sich in Beziehung auf alle weltlichen Angelegenheiten gern und willig, und völlig unbeschränkt seiner höheren Einsicht unterwürfe, daß es ihm aber sein Gewissen nicht länger gestatten wolle, ihm die geistlichen Dinge zu über-

lassen, und daß diese Ausnahme nur zu einer Erleichterung für einen Fürsten führen könne, der bereits mit einer so großen Anzahl von Geschäften überhäuft wäre; denn die Sache der heiligen Kirche bedürfe Jemandes, der sich ganz und ausschließlich mit derselben beschäftigte. Der Herzog trat sogleich, ohne den geringsten Einwand, dem Bischof die gesammte Kirchenverwaltung ab, welche derselbe übernahm, ohne deßhalb aufzuhören, in der geschilderten Weise an allen übrigen Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. In dieser Art wurde und zeigte er sich mehr in der Stellung eines Collegen, als in der eines Untergebenen des ersten Ministers.

Die Marquise von Prie gebehrdete sich im höchsten Grade darüber empört, daß sie nicht auch die Angelegenheiten der Kirche mit denen des Staats zugleich in ihrer Hand behalten sollte. Bei der Rückkehr von der Ambassade nach Turin, auf welcher sie ihrem Manne gefolgt war, suchte sie sich dem Regenten, oder mindestens irgend einer Person, durch welche sie eine Rolle hätte spielen können, angenehm zu machen. Der Regent war keineswegs den zarten Gefühlen abgestorben, aber in seinen Neigungen höchst unbeständig. Er überhäufte seine Geliebten mit Gunstbeweisen jeglicher Art; aber in die Staatsangelegenheiten gestattete er ihnen nicht sich einzumischen. In dieser Beziehung vermochte ihn nicht einmal der Liebesrausch zu einer Unvor-

sichtigkeit zu verleiten. Die Marquise von Prie sah sich daher genöthigt, ihre Berechnungen auf den Herzog von Bourbon herabzustimmen.

Die Mutter desselben hätte sich ebenfalls gern einige Gewalt über ihren Sohn verschaffen mögen; aber sie hatte selbst zu viel eigene Erfahrungen über den Einfluß der Liebe, um sich damit zu schmeicheln, mit der mütterlichen Macht derselben ein Gegengewicht in die Wagschaale werfen zu können. Sie beschränkte sich deßhalb darauf in gutem Einverständniß mit der bevorzugten Geliebten ihres Sohnes zu leben, und den Bischof von Frejus, dessen Wichtigkeit und gesicherte Stellung auch ihren Augen nicht entging, Artigkeiten zu erweisen.

Die Marquise von Prie hatte einen zu guten Kopf, um nicht sogleich zu durchschauen, daß ihr Liebhaber völlig untauglich zu einem Staatsmanne wäre, und zu viel Eitelkeit, um sich nicht einzubilden, daß sie selbst Alles besäße, was nöthig sei, um ihm das zu ersetzen, was zu der Gabe des Regieren-könnens fehlte. Sie beschloß daher sich Genossen und Gehülfen zu verschaffen, die nur durch sie existiren könnten. Die Gebrüder Paris schienen ihr völlig aus dem Holze geschnitten, wie sie es für ihre Pläne brauchte. Aus ihnen bildete sie deßhalb ihren vertrauten Rath und führte sie bei dem Herzoge ein. Obschon er bereits den höchsten Begriff von den Verdiensten seiner Geliebten

hatte, wurde doch durch den Beistand dieser Brüder derselbe noch um ein Bedeutendes erhöht.

Diese vier Brüder hatten schon zur Zeit der Regierung des Regenten angefangen sich in die Höhe zu bringen, und sogar schon einigen Einfluß auf die Finanzangelegenheiten zu erringen gewußt, der so weit ging, daß sie in Folge dessen bei Law übel angeschrieben standen, dessen Operationen sie laut getadelt hatten. Law brachte es dahin, daß sie des Landes verwiesen wurden; aber nach seinem eigenen Sturz wurden sie wieder zurückgerufen und auf's Neue in dienstlichen Stellungen verwendet.

Ihr Vater hatte ein Wirthshaus an dem Fuße der Alpen gehalten, in welchem die Söhne, die alle groß und schön gewachsen waren, ihm in Bedienung der Gäste Beistand leisten mußten. Im Jahre 1710 suchte ein Lieferant mit einem Vorrath an Lebensmitteln, die in möglichster Eile dem Herzog von Vendôme, welcher mit einer Armee in Italien stand, und großen Mangel daran litt, zugeführt werden sollten, einen Weg über die Alpen zu gewinnen. Der Zufall brachte diesen Lieferanten in das Wirthshaus des alten Paris, dem er Kenntniß von seinem Vorhaben und seinen Sorgen gab. Der Wirth versprach sogleich, ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen, und ihm sogar durch einen seiner Söhne, die alle Wege und Stege in den Bergen kennten, die Erreichung seines Zieles möglich zu machen.

Sie hielten Wort, und die Lieferung kam wirklich zur Armee. Hier stellte darauf der Lieferant dem Herzoge von Vendôme seinen Führer vor, rühmte ihn der geleisteten Dienste halber sehr, und verwendete ihn bei dem Commissariate. Von dieser Stunde ab stand ihm die Thür des Glückstempels offen. Von Geburt aus mit Geist und angenehmem Aeußern ausgestattet, besonnen, thätig und stets mit Ueberlegung nach einem vorher entschieden festgestellten Plane handelnd, mußte es ihm glücken. Hierzu kam der Vorzug, im Anfange seiner Laufbahn von der Herzogin von Bourgogne protegirt zu werden. Eine der Damen derselben, welche ihr nach Frankreich folgte, erkrankte auf der Reise und schlug in dem Wirthshause des Paris ihre Wohnung auf; sie wurde dort gut gepflegt, ja sie genoß der zartesten Sorgfalt. Nach erfolgter Genesung und Wiederherstellung erging sie sich in Lobeserhebungen über die Familie, die ihr während ihrer Krankheit so viel Gutes erwiesen hätte; und die Herzogin wurde deshalb die eifrige Fürsprecherin der Brüder. Die Ungnade, in welche dann Bourbon gerathen war, führte auch die Entfernung der Brüder aus den Aemtern, die ihnen diese Fürsprache eingetragen hatte, herbei, aber wenige Jahre darauf wurden sie wieder zurückgerufen und in ihre Stellungen von Neuem eingesetzt.

Bevor dem Herzoge irgend ein Entwurf vor-

getragen wurde, war er schon immer mit der Marquise abgeredet worden. Man veranstaltete es absichtlich so, daß er einige Berichte empfangen mußte, die den Verstand seiner Hoheit bei Weitem überstiegen, und auf welche der Bescheid derselben daher von ihr im Voraus ihm einstudirt worden war, worauf er dann nicht verfehlte, ihn nach ihrer Weisung zu ertheilen. Die Brüder Paris gaben sich darauf den Anschein, als seien sie ganz starr vor Erstaunen, bewunderten den Scharfsinn des Prinzen, brachten ihren Vorschlag in Uebereinstimmung mit den Bemerkungen desselben, und fingen ihn so mittelst der Eitelkeit; und der Herzog wünschte sich im Stillen Glück in seiner angebeteten Geliebten eine so nützliche Gehülfin bei den Sorgen und Mühen seines Ministeriums gefunden zu haben.

Um sich noch mehr Freunde und Kreaturen zu schaffen, überredete die Marquise ihren Geliebten, eine Verleihung von blauen Bändern vorzunehmen, und bei dem Entwerfen der Liste zur Ordenskandidatur präsidirte sie in eigener Person. Es fanden sich einundsechzig der statutenmäßig erlaubten Ordensstellen erledigt. Der Regent hatte es nie gewagt, diese Auszeichnung zu verleihen, und zwar deswegen nicht, weil er viermal so viel Sterne versprochen hatte, als sich Vakanzen für dieselben fanden; da er nicht Allen Wort halten konnte, zog er es vor, es Keinem zu halten.

Der Herzog von Bourbon ernannte nun acht- undfunfzig Personen zu Rittern des blauen Bandes. Bevor er es that, ließ er aber den Bischof von Frejus einen Blick auf die Liste werfen. Als dieser seinen Namen in derselben aufgenommen fand, nahm er einfach eine Feder, strich, ohne ein Wort zu sagen, denselben durch, und setzte an Stelle desselben den des Erzbischofs von Lyon, Villeroi.

Am selben Tage wurden sieben Generale zu Marschällen von Frankreich befördert; es waren: Broglie, Roquelaure, Medavi, du Boury, d'Alegre, La Feuillade und Grammont.

Während die Marquise de Prie noch abwartete, welche Brandschatzung sie Frankreich würde aufer- legen können, versicherte sie sich wenigstens im Vor- aus der vierzigtausend Pfund Sterling, welche Eng- land dem Kardinal Dubois als jährliche Pension gezahlt hatte. Als der Kardinal Fleury zur Re- gierung kam, folgte er demselben Systeme, eine Freundschaft mit England aufrecht zu erhalten, ließ sich aber mindestens nicht dafür bezahlen.

Zu Anfang des Jahres 1723 traten die mei- sten europäischen Gesandten zu einem Kongresse in Cambrai zusammen, der bereits vor drei Jahren anberaumt gewesen war. Man fing damit an das Ceremoniel zu ordnen, und dieser wichtige Artikel wurde das einzige Resultat der volle fünfzehn Mo- nate währenden Berathungen.

Im Innern der Verwaltung bildete sich der Herzog von Bourbon ein, großartige Anschauungen an den Tag zu legen, als er die gegen die Protestanten gerichteten Erlasse befahl, die nicht allein die ganze Strenge Ludwig des Vierzehnten wieder neu ins Leben riefen, sondern dieselbe, wenn es möglich gewesen wäre, sogar noch gesteigert hätten. Unter Anderem war unter den näheren Bestimmungen des Dekrets vom 10. December 1686 den protestantischen Aerzten, Feldscheerern und Apothekern die Ausübung ihres Amtes in Beziehung auf Katholiken verboten, so daß diesen das Glück bereitet war, eher unter unkundigen aber rechtgläubigen Händen ihr Leben aufgeben zu dürfen, als Ketzern für die Erhaltung desselben danken zu müssen. Es ist darauf hinzuweisen, daß solche religiöse Raserei gewöhnlich von Fürsten ohne Moral herrührt, und recht oft sogar von denen, die diesen Mangel nicht einmal durch anstandsvolles Benehmen zu verdecken suchen. Die Marquise von Prie hatte ihren Finger mit in diesem schändlichen Dekrete; und dies sittenloseste aller Weiber behandelte in ihren Gesprächen die heiligsten Dinge mit entschiedener Verachtung. Als die Erndte im Sommer 1725 durch unaufhörliche Regen völlig zu Grunde gerichtet wurde, ließ die Geistlichkeit, um höhere Fürbitte zu erflehen, ein Heiligenbild überall umhertragen und öffentliche Gebete abhalten. „Frankreich ist närrisch,“ — rief

die Marquise von Prie höhnisch bei dieser Gelegenheit aus; — „weiß es denn nicht, daß ich es bin, die in demselben Regen oder schön Wetter werden läßt?"

Zwei Monate nach dem Erlasse gegen die Protestanten wurde ein ebenso strenger gegen die Bettler ausgefertigt, der jedoch fruchtlos geblieben sein muß, denn allein in Paris befanden sich noch später achtundzwanzig bis dreißigtausend von diesen Unglücklichen.

Während der Ministeriumswechsel in Frankreich vor sich ging, trat auch in Spanien eine noch durchgreifendere Veränderung ein. Philipp der Fünfte, der sich durch seinen Muth die Krone erobert und erhalten hatte, trug sie jetzt nur noch mit Widerwillen und Ueberdruß. Er beschloß deßhalb sich ihrer zu entledigen und trat sie offiziell seinem Sohne, dem Prinzen von Asturien ab, welcher unter dem Namen Ludwig der Erste den Thron bestieg. Philipp zog sich darauf nach S. Ildefonse zurück, um sich dort ausschließlich mit seiner Seligkeit und den letzten Dingen zu beschäftigen; und er führte auch seinen Minister Grimaldo, dessen Geschäfte unter seine ersten Sekretäre vertheilt wurden, dorthin mit sich.

Ludwig des Ersten Regierung währte nur sieben und einen halben Monat. Er war am 25. August 1707 geboren, wurde am 16. Januar 1724

König und starb am 31. August desselben Jahres an den Pocken. Philipp der Fünfte nahm darauf seine Krone auf's Neue an, nachdem er jedoch erst ganze sechs mal vierundzwanzig Stunden den dringenden Bitten der Königin, der Minister und aller der vornehmsten Beamten widerstanden hatte. Während der Dauer dieser sechs Tage waren alle amtlichen Verrichtungen in völligem Stillstande geblieben. Grimaldo nahm gleichfalls seine volle Thätigkeit wieder auf, und die Königin, welcher die Einsamkeit die Krone noch kostbarer gemacht hatte, setzte es sich zum Zwecke, es zu verhindern, oder mindestens ihm in seinen Folgen zuvorzukommen, daß der König keinen neuen Abscheu vor der Herrschaft bekommen möchte; doch war dies nicht so leicht, und ging für sie nicht ohne harte Kämpfe ab.

Wenn sich der Herzog von Bourbon, so gut er es vermochte, mit den Staatsangelegenheiten beschäftigte, war er noch weit aufmerksamer auf die, welche ihn persönlich interessirten. Wie befestigt sein Miuisterium auch zu sein schien, sah er es doch ein, daß seine Macht lediglich auf dem Leben des Königs beruhte, der jetzt kaum fünfzehn Jahre alt war, und daß, da die Infantin gar erst acht zählte, noch eine länge Zeit möchte verfließen müssen, ehe aus dieser Ehe würden Kinder entspringen können. Wenn der König vor dieser Zeit dahinsterben sollte, würde die Krone auf den König von Spanien oder

das Haus Orleans übergehen, und in beiden Fällen wäre selbstverständlich die Herrschaft den Händen des Herzogs von Bourbon entschlüpft. Er bebte daher bei dem kleinsten Uebelbefinden des Königs. Eines Tages wurde der junge Fürst von einem plötzlichen Fieber ergriffen, das mit so bedenklich erscheinenden Symptomen verknüpft war, daß ihm zweimal zur Ader gelassen wurde. Die Krankheit dauerte nicht lange, aber während sie noch nicht ganz gehoben war, zeigte der Herzog von Bourbon eine grenzenlose Angst und Unruhe. Er schlief in der Wohnung unter der des Königs und glaubte in einer Nacht ungewöhnliches Geräusch und Bewegung in dem Zimmer über sich zu vernehmen. Schleunigst stand er auf, und eilte im Schlafrock, den er sich in größter Eile übergeworfen hatte, in die obere Wohnung hinauf. Der Oberchirurg Maréchal, welcher im Vorgemache schlafen mußte, sprang, in Verwunderung den Herzog um diese Stunde und in solcher Tracht hier zu sehen, sogleich auf, ging ihm entgegen und fragte nach der Ursach seines sichtlichen Schreckens. Bourbon, noch außer sich, konnte nur kurz und herausgestoßen antworten: „Ich habe oben Lärmen gehört! Ist der König krank? ... Was wird dann aus mir werden? ...“

Mit Mühe konnte ihn Maréchal erst wieder beruhigen und ihn bewegen sich zurück in sein Bett zu begeben, und während er ihn ehrfurchtsvoll hinaus-

begleitete, hörte er ihn mit sich selbst reden, und deutlich sagen: „Das soll mir doch nicht wieder geschehen! Wenn er davon kommt, muß er heirathen.“

Von diesem Augenblicke an war die Zurücksendung der Infantin beschlossen. Der Herzog von Bourbon schob sie nur so lange auf, bis der Hof von Spanien davon unterrichtet sein konnte. Drei Wochen darauf sendete Philipp der Fünfte auch die Königin-Wittwe Ludwigs des Ersten nach Frankreich zurück, und auch die Schwester derselben Mademoiselle Beaujolois, die dem Don Carlos, der späterhin unter dem Namen Karl der Dritte König wurde, verlobt gewesen war, mußte ihr folgen. Vor deren Ankunft in Paris war die Infantin schon auf dem Wege nach Madrid. Sie, Maria Anna Viktoria, war im Jahre 1718 geboren, wurde 1732 mit dem Könige Joseph dem Ersten von Portugal vermählt, und starb 1781. Die Prinzessin von Orleans (Beaujolois), im Jahre 1714 geboren, starb 1734 unvermählt.

Dem spanischen Königspaare, besonders aber der Königin, lag die Zurückschickung der Infantin hart im Sinne. Der französische Gesandte hatte es vorausgesehen, daß sie sich durch dieses Verfahren sehr beleidigt fühlen würden, und war deshalb, um sich nicht persönlich dem ersten Ausbruche ihres Zornes blosstellen zu müssen, wenn er ihnen eine so unangenehme Nachricht zuerst mitzutheilen hätte, schnell

aus Madrid abgereist, diesen kitzlichen Auftrag dem Abbée de Livri überlassend, der in der Eigenschaft eines Chargé d'Affaires seiner Gesandtschaft attachirt war.

Der Herzog von Bourbon hatte beschlossen die Infantin wieder zurückzuschicken, noch ehe er mit sich im Klaren war, auf welche Prinzessin seine Wahl fallen solle, um sie auf den Thron zu erheben. Erst dachte er daran, er könne seine eigene Schwester Mademoiselle de Vermandois, die später Aebtissin von Beaumont-les-Tours wurde, dazu in Vorschlag bringen. Wenn er auf diese Weise auch des Königs Schwager würde, glaubte er, daß sich seine Macht um so mehr befestigen müßte; und die Marquise de Prie billigte diesen Plan auf's Vollkommenste. Die ganze Welt wußte es, daß der Herzog Nichts ohne die Bestärkung oder die Beistimmung seiner Geliebten unternahm. Mademoiselle de Vermandois konnte also nicht bezweifeln, daß sie auch der Marquise für ihre Erhöhung zu danken hatte, die sich ihrerseits berechtigt glaubte von einer Königin, welche sie selbst geschaffen, alles nur Erdenkliche, als Dankbarkeitszoll fordern zu dürfen. Bevor sie sich jedoch unwiderruflich bestimmte, wollte sie sich über die Denkungsart der Prinzessin in dieser Beziehung versichern und mit ihr über die Präliminar-Bedingungen übereinkommen. Die erste derselben war, daß die Prinzessin wohl ihrer Mutter, der Herzogin, eine

anständige Artigkeit beweisen, aber ihr nicht den geringsten Credit bewilligen sollte. Die Marquise, welche ihre eigene Mutter nie hatte leiden können, war höchst überrascht, bei der Prinzessin eine der ihrigen vollständig entgegengesetzte Sinnesweise zu finden. Außerdem an die Ergebenheit ihres Liebhabers gewöhnt, wurde sie beleidigt, dieselbe nicht auch bei seiner Schwester zu finden. Es bedurfte aber nicht mehr für Madame de Prie, um sie zu bewegen ihren Plan zu verwerfen und eine nachgiebigere Fürstin zu suchen. Es wurde ihr nicht schwer den beschränkten Herzog zu überzeugen, daß eine so nahe verwandtschaftliche Beziehung zu dem Könige, weit davon entfernt ihn zu befestigen, ihn im Gegentheil in Abhängigkeit von seiner Mutter und Schwester bringen würde. Die Frage handelte sich jetzt nur noch darüber, eine annehmbare Partie für den König zu finden, was gerade zu diesem Zeitpunkte nicht das Leichteste war, weil die in demselben lebenden europäischen Prinzessinnen in Beziehung auf ihr Alter entweder zu jung oder zu alt waren.

Bei der ersten Nachricht von der Zurücksendung der Infantin meldete der russische Gesandte Prinz Kurakin den Verlauf der Angelegenheit der Czarin Katharina der Ersten, welche ihrem Gemahle Peter dem Großen auf dem Throne gefolgt war, und sogleich nach einer Berathung mit dem französischen

Gesandten am russischen Hofe Campredon, ihre zweite Tochter Prinzessin Elisabeth, die später die Monarchin Rußlands wurde, und von gleichem Alter wie der König war, zur Verlobung mit demselben vorschlug. Als Beweis ihrer Erkenntlichkeit bot Katharina Bourbon selbst die Krone von Polen nach August's Tode an. Gerade mit Absicht auf diese hatte der Herzog für seine eigene Person noch zu Lebzeiten des Czar Peter um Elisabeth gefreit, war jedoch zurückgewiesen worden, und er antwortete nun ebenso spitzfindig als stolz: „daß er geglaubt hätte in der Eigenschaft ihres Schwiegersohnes sicherer auf ihren Schutz rechnen zu dürfen, als wenn er ihre Tochter zur Königin von Frankreich machen würde."

Es verging darauf einige Zeit unter mannichfachen Vermuthungen, auf wem die Wahl schließlich stehen bleiben möchte. Niemand dachte nur einen Augenblick an die Prinzessin Leczinska, die Tochter Stanislaus, des ehemaligen Königs von Polen, der jetzt als Flüchtling und sogar als Verbannter in Frankreich lebte. Und dennoch war es gerade diese, die von der Marquise de Prie auserwählt und folglich auch von dem Herzog von Bourbon dazu bestimmt wurde. Sie konnten nicht an der Dankbarkeit einer Prinzessin zweifeln, welche durch sie die unglücklichste Lage von der Welt gegen den ersten Thron des damaligen Europas vertauschen konnte.

Stanislaus hatte, ebenso wie seine Gemahlin und Tochter, nachdem er Frankreich gewonnen, natürlich einen Schutz gegen die Verfolgungen August's gefunden, aber in Kraft einer Verkündigung durch den polnischen Reichstag war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Er hatte erst von Polen aus seine Zuflucht nach Schweden genommen, später in der Türkei und schließlich in Zweibrücken gelebt. So lange Karl der Zwölfte lebte, hatte derselbe, trotz der großen Unglücksfälle, die ihn selbst betroffen, Stanislaus hinreichenden Unterhalt gegeben. Aber nach Karls Tode sah sich der Letztere aller Existenzmittel beraubt, und rief das Mitleid des damaligen Regenten, des Herzogs von Orleans an, der ihm aus Barmherzigkeit erlaubte, sich heimlich nach einem Dorfe in der Nähe von Landau zurückzuziehen, woselbst er ihm auch die nöthigen Mittel zum Leben reichen ließ. Kurze Zeit darauf wurde er dort entdeckt und davon benachrichtigt, daß seine Feinde Maaßregeln ergriffen hätten, um ihn zu entführen. Er flüchtete sich nun zu dem Kommandanten von Landau, und erhielt von dem Regenten die Erlaubniß dort in Sicherheit zu bleiben, bis man in die Verfassung gekommen sei, ihm in Weißenburg seine Wohnung anweisen zu können, um welche Festung man sich seit Jahren nicht einmal in so weit bekümmert hatte, ihre verfallene Mauern in Stand zu setzen.

Dort war es, wo Stanislaus durch einen eigenhändigen Brief des Herzogs von Bourbon Nachricht von dem unerwartetem Glück bekam, das ihm bescheert worden war. Er ging sogleich in die Zimmer, in denen seine Frau und Tochter wohnten und rief ihnen zu: „Laßt uns auf die Knice niedersinken, um Gott zu danken.“

„Ach, mein Vater!“ — brach die Tochter aus, — „Sie sind also wohl wieder auf den polnischen Thron gerufen?

„Nein, meine Tochter, der Himmel ist uns noch bei Weitem gnädiger gesinnt. Du bist zur Königin von Frankreich erkoren!“

Sie vermochte anfangs diese Worte kaum zu fassen, und hielt das Ganze für einen neckenden Traum. Das Entzücken der Mutter und Tochter zu beschreiben, ist schlechterdings unmöglich. Noch am Abende vor der Ankunft dieser Nachricht würde sich die letztere glücklich geschätzt haben, einen von Denjenigen zum Gatten bekommen zu haben, die sich jetzt ihrerseits glücklich schätzen mußten, zu ihrer Aufwartung berufen zu werden. Als die Prinzessin von Baden mit dem Herzoge von Orleans vermählt wurde, hatte Stanislaus seine Tochter dem Bruder dieser Prinzessin zur Gemahlin vorgeschlagen, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Die Mutter des Prinzen, die Prinzessin von Baden, beeilte sich jetzt, sobald sie erfuhr, daß ihre Tochter eine Unterthanin

derer werden sollte, welche sie selbst als Gattin ihres Sohnes anzunehmen sich geweigert hatte, derselben ein sehr auf Schrauben gestelltes Beglückwünschungsschreiben zuzusenden, in welchem sie ihre Ergebenheit bezeugte und ihre Tochter dem Schutz und der Gnade der Königin empfahl.

Schon war man über Alles einig geworden und hatte die Angelegenheit in soweit geordnet, daß sich Stanislaus mit seiner Familie nach Straßburg begab, woselbst die Bewerbung offiziell durch Ambassadeure geschehen sollte, was in dem verfallnen Gemäuer von Weißenburg anständigerweise nicht hatte vor sich gehen können.

Der Herzog von Antin und der Marquis de Bauveau wurden mit diesem ehrenvollen Auftrage betraut, und man schickte gleichzeitig der zukünftigen Königin ihren Hofstaat entgegen. D'Antin, obschon ein Mann von Geist und feiner Hofmann, äußerte ziemlich ungeschickt in seiner Rede: „daß der Herzog von Bourbon zwar einer seiner eigenen Schwestern leicht hätte den Vorzug geben können, daß er jedoch nur die Tugend gesucht habe.“ Die Prinzessin von Clermont, eine dieser Schwestern, zur Oberhofmeistern der Königin ernannt und bei dieser sonderbar ausgedrückten Artigkeit gegenwärtig, entgegnete sogleich: „Der Herzog d'Antin muß uns, meine Schwester und mich, seiner Aeußerung nach, für rechte liederliche Dirnen ansehen.“

Wenn man vor der Königin das schöne Aeußere und anmuthige Wesen des Königs pries, antwortete sie: „Ach, Sie verdoppeln durch solche Schilderung nur meine Bekümmernisse und Sorgen, ob ich ihm auch werde genügen können."

Der Herzog von Bourbon stellte die Person des Königs vor, als die Trauung per procura von dem Kardinal Rohan in der Domkirche von Straßburg vollzogen wurde. Vierzehn Tage darauf langte die Königin in Fontainebleau an, woselbst die Vermählung am 5. September 1725 gefeiert wurde.

Diese Ceremonie veränderte Nichts in der allgemeinen Lage der Dinge: Maria Leczinska stieg zwar auf den Thron, aber die Marquise de Prie fuhr dennoch fort zu regieren. Die allgemeinen und privaten Angelegenheiten, alles mußte durch ihre Hände gehen. Der Herzog von Bourbon that nicht allein jedes Verlangte, um den Geschmack und die Launen dieses Weibes zu befriedigen, sondern er mußte ihr auch als ein Werkzeug zur Ausübung ihrer Bosheit und Arglist dienen. Wir haben es bereits gesehen, daß Le Blanc in die Bastille gesetzt und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Graf de Belle-Isle und Moreau de Sechelles, der späterhin zum Finanz-Minister ernannt worden ist, wurden in dieselbe Angelegenheit verwickelt und im Anfange des Ministeriums Bourbon verhaftet. Ob sie schuldig waren und sich gegen den Staat ver-

gangen hatten oder nicht, das war nicht die Gewicht und Ausschlag gebende Frage. Das unverzeihliche Vergehen in den Augen der Marquise war es, in einem freundschaftlichen Verhältniß zu ihrer Mutter zu stehen. Eine Commission als Richterstuhl war es, den sie sich zur Behandlung dieser Sache wünschte, weil in einer solchen Commission der regierende Minister jederzeit Derjenige ist, der den Ausschlag giebt, und Bourbon zeigte sich auch ganz geneigt zur Erfüllung dieses Verlangens. Aber der Marschall, Herzog de la Feuillade, der mit seinem Einfluß im Parlamente prahlen wollte, überredete Bourbon, die Sache aufzuschieben, und stand ein für die Verurtheilung der Angeklagten. Er wies darauf hin, daß die Commissionen bei der Behandlung von peinlichen Verbrechen dem großen Publikum in der Regel verhaßt seien, und daß ein Verbrecher, der von ihnen verurtheilt würde, immer als ein unschuldiges Opfer der Kabale angesehen zu werden pflege. Bourbon gab nach, und die Führung des Prozesses wurde dem Parlamente zugeschoben.

La Feuillade bemühte sich jetzt sein Bourbon gegebenes Versprechen zu halten; er fand jedoch bei dem Parlamente selbst sehr wenig Bereitwilligkeit dazu, so lange er die Mitglieder desselben nur im Geheimen zu seinem Zwecke zu bearbeiten suchte. Später nahm er öffentlich seinen Sitz als Pair ein, und konnte in der Session sogleich zwei andere mit

sich fortreißen, welche sich durch ihr Urtheil bei der Frau von Prie einzuschmeicheln suchten. Aber der allgemeine Verdruß darüber machte sich so laut, daß Bourbon, der fürchtete, daß ein Theil desselben auf ihn zurückfallen könnte, ihnen ausdrücklich verbot sich während des Fortganges dieser Angelegenheit noch weiter im Parlamente zu zeigen. Auf diese Art wurde der Ausgang günstig für Le Blanc und die Freude darüber war so allgemein, daß er einen wahren Triumph feierte. Der Herzog und seine Geliebte waren höchst erbittert darüber, sahen sich aber genöthigt, sich zu verstellen. Es giebt Gelegenheiten, wo die allgemeine Stimme selbst den Despoten imponirt.

Eine Regierung ohne System in der Verwaltung befindet sich jederzeit in Nöthen, und der Herzog von Bourbon fertigte ein Gebot aus, wonach ein Fünftel des Werthes von dem Ertrage alles Grundeigenthums im Reiche den Besitzern als eine Steuer für den Verlauf eines Zeitraums von zwölf Jahren auferlegt wurde, ohne daß ihnen nur ein Abzug für die Bestellungskosten gestattet gewesen wäre; und dergleichen mehr. Es entstand darüber ein allgemeines Mißvergnügen und es gingen Proteste von den Parlamenten aus allen Provinzen ein. Mit der thörichten Verwaltung trafen nun auch noch zufällige unglückliche Ereignisse zusammen: Mißärndten an Getreide und Wein, und Furcht vor einer

möglichen Hungersnoth, welche die Gefahr der Unzufriedenheit vermehrte.

In Paris entstanden so lebhafte Volksbewegungen aus Mangel an Brod, daß Blut floß, und die Regierung sich veranlaßt fand, dreien der Schuldigsten, wenn nicht Unglücklichsten vielleicht besser gesagt wäre, — die Köpfe abschlagen zu lassen! Diese Strenge beruhigte aber die Gemüther nicht, weil sie dem Elende kein Ende machte, und der Hunger immer noch ein gewaltigerer Gebieter ist, als es die Könige sind. Jeannel, späterhin zum General-Post-Director ernannt, stand in jener Zeit in Verbindung mit den Ministern und hatte in ziemlich vertrauter Weise den Zutritt bei dem Herzog von Bourbon selbst. Am Abende vor einem Markttage erhielt Jeannel die ganz sichere Nachricht, daß ein heftiger Auflauf zum anderen Tage verabredet sei, und daß die Polizeibedienung befürchtete, von dem auf's Höchste aufgeregten Volke massakrirt zu werden. Er stattete sogleich dem Herzoge einen Bericht darüber ab, der sich ungemein erschreckte und dies nicht einmal zu verbergen suchte. Sogleich wurde der Befehl ausgefertigt, Getreide und Mehl, zu welchem Preise es auch immer sei, anzuschaffen. Alle Märkte wurden damit überfüllt, und da es ein Beträchtliches unter dem Einkaufspreise wieder verkauft wurde, sank es auch im Allgemeinen. Die Kornjuden, welche ihre Waare aufgespeichert und

zurückgehalten hatten, um den Preis zu steigern, entäußerten sich jetzt derselben, da sie sich in ihren Berechnungen betrogen sahen, und das Gleichgewicht war wieder hergestellt.

Nachdem der Herzog von Bourbon die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er in vollkommener Sicherheit sei, schämte er sich darüber furchtsam gewesen zu sein, und besonders, es gezeigt zu haben. Er verstand es nicht ein Unglück, dem man rechtzeitig zuvorgekommen war und das man so abgewendet hatte, von einem eingebildeten zu unterscheiden. Seine Vertrauten übertrieben den Werth des Opfers, das er gebracht hatte, um den Getreidepreis zum Sinken zu bringen. Dadurch wurde der Herzog gegen Jeannel so aufgebracht, daß er den Befehl ausfertigen ließ, ihn in die Bastille setzen zu lassen, weil er es gewesen sei, der einen panischen Schrecken hervorgerufen habe. Glücklicherweise wurde der Bischof von Frejus so zeitig davon unterrichtet, daß er den Herzog vermögen konnte den Befehl zu seiner Verhaftung zurückzunehmen; Jeannel ließ er aber einen Wink zugehen, in seinen Mittheilungen an den ersten Minister die höchste Vorsicht zu beobachten. —

Der in diesem Jahre sich ereignende Tod Peters des Ersten, des Czaren von Rußland, veranlaßt uns einen schnellen Blick über einige Momente seiner Geschichte zu werfen. Zwei Darstellungen derselben

giebt es, die im Auslande auf russische Kosten geschrieben worden sind: die eine von einem deutschen Baron von Huissen, unter dem angenommenen Namen „Ivan Nestezuronoy", die von dem Herzog von Holstein vorbuchstabirt und ganz in seinem Sinne geschrieben ist; die zweite von Voltaire, in einem Auftrage von der Kaiserin Elisabeth verfaßt, welche ihm dafür 5000 Livres in Goldmünzen bezahlte. Späterhin sendete sie ihm außerdem noch 4000 Dukaten als Belohnung seiner Arbeit, die jedoch von dem Ueberbringer derselben, einem Grafen Puschkin, unterschlagen wurden.

Im Hinblick auf seine großen Anlagen wurde Peter schon in dem zarten Alter von zehn Jahren zum Thronfolger ernannt, ohnerachtet sein Bruder Iwan, der schwach an Körper und Geist war, drei Jahre mehr zählte; aber ihre Halbschwester Sophia, welche fürchtete, daß die Brüder Narischkin, Oheime mütterlicher Seits von Peter, sich in seinem Namen der Regierung bemächtigen möchten, während sie beabsichtigte, sich selbst die Herrschaft unter dem Vorwande einer Bevormundung Iwan's zuzuwenden, regte die Strelitzen auf zu Gunsten Iwan's sich zu erheben, und ließ dabei die Brüder Narischkin massakriren, die vornehmsten unter den übrigen Anhängern Peters tödten, und sich zu seiner Mitregentin erklären, was bei seiner zarten Jugend eigentlich nur hieß, sich selbst die Herrschaft auf einige Jahre

übertragen. Während dieser Zeit siechte Iwan täglich dahin, und aus seiner Ehe mit einer Soltikoff bekam er nur drei Töchter.

Peter war in jener Zeit noch nicht vermählt, und um im ungestörten Besitz der Macht zu bleiben, beschloß Sophia, sich seiner zu entledigen. Anfangs versuchte sie es mit Gift, aber schnelle und richtig angewendete Hülfe, sowie die riesenhafte Körperbeschaffenheit Peters rettete ihn vom Tode, jedoch blieben die convulsivischen Bewegungen, die sich mitunter in seinen Gesichtsmuskeln zeigten, für seine ganze übrige Lebenszeit traurige Rückerinnerungen an diesen schändlichen Mordversuch.

Nachdem diese Absicht gescheitert war, wendete sich Sophia von Neuem an die Strelitzen, die sie gegen Peter so aufreizte, daß derselbe wirklich vor ihnen in ein befestigtes Schloß fliehen mußte. Aber die Bojaren an der Spitze ihrer Leibeignen, und die in Rußland ansässigen Deutschen eilten zum Entsatze Peters herbei, und ihr Beispiel bewirkte den Abfall der Strelitzen von Sophia; Peter wurde nach Moskau zurückgeführt, wo die Hauptschuldigen unter den Anhängern der Prinzessin unter den gräulichsten Martern hingerichtet, sie selbst aber für ihre fernere Lebenszeit in ein Kloster gesperrt wurde.

Von diesem Augenblick ab begann Peter zu herrschen, obschon der blödsinnige Iwan bis zu seinem Tode mit ihm den Czarentitel theilte. Peter

beschloß anfangs durch Reisen zu verschiedenen Völkern sich die Einsicht zu erwerben, die er in seinem eigenen Lande nicht zu erlangen vermochte. Vor seiner Abreise glaubte er alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln ergriffen zu haben, um die Ruhe in seinen Staaten für die Dauer seiner Abwesenheit zu erhalten. Aber die Priesterschaft, erschreckt über die Fortschritte, die dieser Monarch in Kenntnissen und Aufklärung machte, und über die Dämmerung eines neuen Tages, vielleicht auch aus gutem, dummem Glauben fürchtend, was man anderswo aus Eigennutz zu fürchten pflegt, nämlich: daß der festgewurzelte Aberglaube gelockert, wenn nicht ausgerottet werden möchte, impfte ihren Schreck und ihre Furcht dem Volke ein. Alte Bojaren, den uralten Gebräuchen ihrer Heimath eifrig ergeben, schlossen sich den Priestern an. Bei einer sklavischen, abergläubischen und wilden Nation ist eine Revolution das Werk eines Augenblicks; aber ein Augenblick genügt auch, um eine Contre-Revolution zu Wege zu bringen. Gerade Rußlands Geschichte liefert vorzugsweise Beispiele zu dieser Behauptung. Die Rebellen beabsichtigten Sophie abermals auf den Thron zu setzen, und dem Czaren den Weg zu versperren, jemals wieder in seine Staaten zurückzukehren. Bei der ersten Nachricht von der Revolte eilte Peter augenblicklich von Wien nach Moskau. Vor seiner Ankunft hatten die fremden Truppen,

die er daselbst gelassen hatte, Stand gegen die Strelitzen gehalten, die von den Grenzen herbeiströmten, um Sophia zu helfen. Die Anwesenheit des Czaren gab der Sache den Ausschlag. Nachdem er den Aufruhr gedämpft hatte, strafte er mit Grausamkeit. Zugleich beschloß er, das Corps der Strelitzen, welches stets ein Element der Insurrektion gewesen war, gänzlich zu vertilgen. Er ließ sie von den Truppen, die ihm treu geblieben waren, umzingeln und entwaffnen, und an ein und demselben Tage zweitausend erhängen und gegen fünftausend derselben köpfen. Der Czar gab selbst das Signal zu der Hinrichtung, indem er ein Beil ergriff, und mit allerhöchsteigner Hand fast hundert von diesen Unglücklichen den Kopf abhieb, und den Hofleuten befahl, seinem Beispiele zu folgen, die Uebrigen weniger vornehmen Scharfrichtern überlassend. Alle diese abgeschlagenen Köpfe wurden an eisernen Haken rund herum um die Mauern Moskaus aufgepflanzt, eine große Anzahl mitten vor den Fenstern der Prinzessin Sophia, und dort mußten sie mehrere Jahre, bis zu dem Tode derselben, der 1704 eintrat, hängen bleiben.

In den Provinzen führte der Czar eine Munizipal-Verwaltung an Stelle der der Bojaren ein. Die Patriarchen Rußlands hatten sich oft bei öffentlichen Ceremonieen an der Seite des Czaren gezeigt und obschon diese Art Gleichheit nur ein Beweis

von Ehrfurcht vor der Religion sein sollte, wurde Peter nur zu oft daran erinnert, daß sein Geschlecht der Priesterschaft in nicht geringem Grade für seine Erhebung zu danken hatte. Er wollte es aber nun nicht, daß vielleicht eines schönen Tages ein anderes Haus von der Priesterschaft zu derselben Dankbarkeit verpflichtet werde, die, wie er es sehr wohl wußte, eine große Gewalt über ein abergläubiges Volk ausübte. Aus diesem Grunde hob er das Patriarchat auf und verwendete die Einkünfte desselben auf die Bedürfnisse des Staats, besonders zu Belehnungen für seine Truppen, die er in solcher klug berechneter Weise gleichzeitig für diese Reform interessirte. Er schrieb fünfzig Jahre für das abzulegende Klostergelübde vor, und beschränkte im Allgemeinen die Thätigkeit der Priester auf ihre eigentlichen Amtsgeschäfte. Endlich forderte er denselben einen neuen Eid ab, dessen Formular ihm die geistliche Suprematie zuerkannte. Er sah so wohl das ganze Gewicht seines schweren Vorhabens und das Verdienstliche in dem Erreichen dieses Zieles ein, daß er in Bezug auf den von einem Schriftsteller aufgestellten Vergleich zwischen ihm und Ludwig dem Vierzehnten, von welchem sich der Czar nicht wenig geschmeichelt fand, ausrief: „Aber ich habe auch noch meine Priesterschaft unterworfen und er gehorcht der seinen.“

In erster Ehe hatte sich Peter mit Eudoxia

Theodora Lapukhin, einer Tochter aus einer der höchsten und vornehmsten Adelsfamilien des Herzogthums Nowgorod, vermählt. Die Hochzeit ging nach altem moskowitischem Gebrauche vor sich. Alle jungen, schönen und adeligen Mädchen aus sämmtlichen Theilen des Reiches wurden durch eine allgemeine Bekanntmachung davon benachrichtigt, daß der Czar eine unter ihnen zu seiner Gemahlin wählen wollte. Sie stellten sich zahlreich in dem geräumigsten Saale in dem Palaste des Czaren ein, und nachdem er sie genügend gemustert hatte, bestimmte er sich für Eudoxia. Eine solche Wahl konnte natürlich immer nur auf die äußere Schönheit fallen. Der Wunsch zu gefallen und die Eitelkeit den Vorzug zu erreichen, war der hervorragendste Charakterzug bei allen diesen weiblichen Nebenbuhlerinnen.

Eudoxia hatte nicht die erforderlichen Eigenschaften, um die Treue eines Fürsten zu fesseln, der ein so siedendes Temperament besaß, wie Peter, und das wenig vereinbar mit lange dauernder Liebe ist. Eudoxia, stolz und eifersüchtig, wollte aber allein über das Herz ihres Gemahls herrschen, und durch ihn über das Reich. Sie vergaß es, daß dieser Gemahl ein Herrscher war, in seinen Begierden von jeher ungezügelt, außer Stande den geringsten Zwang zu ertragen und überdies schon durch Genüsse übersättigt. Innerhalb weniger als zwei Jahren bekam er von ihr zwei Söhne; der

älteste, Alexander, starb jung, der andere war der späterhin so unglückliche Alexis.

Die Gemüthsart der Czarin entfernte Peter immer mehr und mehr von ihr, und schließlich wurde sie ihm förmlich verhaßt. Er verliebte sich sterblich in Anna Moëns, die von Aeltern geboren war, welche sich in der deutschen Vorstadt Moskaus niedergelassen hatten. Dieses junge Mädchen, schön und geistreich, erweckte in dem Czaren eine Flamme, die um so lebhafter wurde, als sie dieselbe keineswegs nährte, und ihm nicht allein Kälte, sondern sogar Abscheu bewies. Die Czarin, vor rasender Eifersucht ganz außer sich, überhäufte ihren Gemahl mit Vorwürfen, und wendete tausend kleinliche Kunstgriffe an, um ihre Rivalin zu stürzen, welche, weit davon entfernt, durch dieselben beunruhigt zu werden, Alles that, was sie konnte, um sich von der Zudringlichkeit des Czaren zu befreien, und ihn mit Eudoxia auszusöhnen. Der Abscheu der jungen Deutschen gegen den Kaiser hatte seinen Grund in der Liebe, die sie zu dem preußischen Gesandten, Kaiserling, hegte.

Peter, aufgebracht sowohl über die bittern Vorwürfe Eudoxias als über die Kälte Anna's, beschloß sich dadurch an der Ersteren zu rächen, daß er sie verstieß, und schmeichelte sich damit, dann die Letztere endlich doch noch durch ihren Ehrgeiz zu gewinnen, indem er ihr mit seiner Hand auch die

Krone böte. Anfangs berathschlagte er sich mit den russischen Theologen darüber, wie Auswege und Mittel zu finden seien, um seine Ehe für ungültig erklären zu lassen; aber die Antwort derselben lautete gar nicht günstig für seine Wünsche; es war dies nämlich noch, bevor er seine Priesterschaft unterworfen hatte. — Der Schweizer Le Fort, Günstling, Minister und Alles, was ein Mann von Entschlossenheit, scharfem Verstande, Bestimmtheit, Kenntnissen und reicher Erfindungsgabe bei einem Fürsten, wie der Czar Peter war, zu werden vermochte, erhob sich zu dem Standpunkte eines Kasuisten in dieser Eheangelegenheit und beredete seinen Herrscher, sich selbst zum alleinigen Richter in derselben zu machen. Bei einem solchen Verfahren fand Le Fort nämlich sein eigenes Interesse. Eudoxia hatte, auf seinen Einfluß neidisch, ihm in Allem entgegengearbeitet und ihm Verdruß zu machen gesucht.

Der Czar verkündete dann auch wirklich selbst den Ehescheidungs-Ausspruch, und um Eudoxia alle Hoffnung auf eine Aenderung ihres Schicksals zu rauben, ließ er sie in ein Kloster (zu Rostrow) einsperren, und zwang sie sogar daselbst den Schleier zu nehmen. Dies geschah im Jahre 1693. Es ist aller Anlaß zu dem Glauben vorhanden, daß dieser Fürst, zu mächtig um zu heucheln, die ernste Absicht hatte, seine Geliebte auf den Thron zu he-

ben, im Falle sie dies begehrt oder nur darin gewilligt hätte, denn in sinnlicher Beziehung hatte er nicht länger etwas zu erstreben gehabt. Anna hatte als Sklavin das Bett dieses gefährlichen und gewaltthätigen Liebhabers theilen müssen; sie konnte es aber nicht verhindern ihren Abscheu hervorbrechen zu lassen, und mehr als einmal gab sie diesem Abscheu sagar offnen Ausdruck. Wenn sie sich einen Zwang auferlegte, geschah es lediglich in der Absicht, ihren Geliebten Kaiserling nicht der Raserei dieses eifersüchtigen Fürsten Preis zu geben, denn so hochmüthig derselbe auch war, so despotisch zeigte er sich, und würde auch, wenn die Rache in Frage gekommen wäre, sich wenig durch das diplomatische Amt seines Nebenbuhlers haben hindern lassen. Annas beständige Weigerung, die Hand des Czaren anzunehmen, war nur im Stande, einen Fürsten seines Charakters in dem Vorsatz zu bestärken, sie ihr zu geben. Nachdem er jedoch längere Zeit hindurch den gewaltigsten Erschütterungen abwechselnd aus Liebe und aus Zorn Preis gegeben, und von Leidenschaft und Aerger zerrissen war, ermüdete Peter bei Anna und warf sich in die wildesten Ausschweifungen. Von der Stunde ab hatte er nie wieder eine ernsthafte Neigung, denn was er späterhin für Katharina that, war nicht die Aeußerung der Liebe, sondern mehr der Erkenntlichkeit für dieses außerordentliche Weib.

Anna war nicht sobald frei von dem Joche ihrer glänzenden Sklaverei geworden und hatte selbstständig über ihre Hand verfügen können, als sie sich auch beeilte dieselbe ihrem wirklichen Geliebten zu reichen.

Peter hatte sich bereits mit Eudoxia vermählt und sie sogar schon wieder verstoßen, ehe er seine ausländischen Reisen unternahm, welche er im Jahre 1697 nach dem Tode seines Bruders begann. Er unterbrach dieselben, um den Aufruhr der Strelitzen zu bestrafen, und fing sodann vor dem Jahre 1716 nicht auf's Neue an, zu reisen. Die Zwischenzeit war hauptsächlich mit seinen weltbekannten Kriegszügen ausgefüllt. Dahingegen ist das, was seine zweite Ehe und die Abkunft der Kaiserin Katharina der Ersten betrifft, minder bekannt.

Ihr Geburtsjahr war 1686. Um ihre Abstammung und Geburt schwebt ein gewisses Dunkel, aus welchem Nichts klar hervorleuchtet, als daß sie schwedischer Herkunft war. Ausgezeichnet schön und von herrlichem Wuchse wurde sie frühzeitig mit einem der Soldaten Karl's XII. vermählt, einem Dragoner von dem Regimente Schlippenbach. Die Hochzeit ist in Marienburg vollzogen, wo der Soldat in Garnison stand. Drei Tage darauf wurde der junge Ehemann beordert sich bei der Armee einzustellen. Er ward bei Pultava gefangen, nach Sibirien geschickt und starb dort im Jahre 1721.

Im darauf folgenden Jahre wurde Marienburg russischer Seits durch den Feldmarschall Scheremetow eingenommen. Er fand dort Katharina, bemächtigte sich ihrer als gute Beute, reihte sie unter die Zahl seiner übrigen Sklavinnen ein, und behandelte sie, wie es eben ein russischer Sieger zu thun pflegte.

Nachdem Menzikoff, welcher aus einem Bäckerlehrjungen, nach Le Fort's Tode, der Minister und Günstling des Czaren geworden, Scheremetow im Befehle nachgefolgt war, trat der Letztere gleichzeitig mit dem Befehle Katharina seinem Nachfolger ab, der sie in eine Art Feldserail aufnahm. —

Eines Tages, als der Czar bei einem Besuche, welchen er seiner Armee abstattete, die Abendmahlzeit bei Menzikoff einnahm, bekam er Katharina zu sehen; er fand sie völlig nach seinem Geschmack, und befahl ihr, als er vom Tische aufstand, das Licht zu nehmen und ihm in sein Zimmer zu leuchten, wo er die Nacht mit ihr zubrachte. Am Tage darauf, als er abreiste, gab er ihr einen Dukaten, und war der Meinung, daß er damit seine Nacht ehrenhaft bezahlt habe, — nicht etwa, daß er von Natur aus geizig gewesen sei, — nein, er wollte nur, daß es auch für die Vergnügungen der Liebe, in gleicher Weise wie für alle anderen Bedürfnisse des Lebens, auch eine Taxe gäbe. Laut dem Tarif, den er dafür festgestellt hatte, mußte ein Soldat

für drei Umarmungen von seinem Solde je einen Stüver bezahlen. Während des Ausbruchs seiner eigenen gewaltsamen Neigungen richtete er übrigens nicht immer dieselbe Aufmerksamkeit, wie die Natur, auf die Verschiedenheit des Geschlechts.

Kurze Zeit nach dem ersten Zusammentreffen des Czaren mit Katharina kehrte Peter wieder zurück, um sie noch einmal zu sehen, er ließ sich in ein längeres Gespräch mit ihr ein, und erkannte daraus, daß sie einer besseren Bestimmung würdig sei, als zur Befriedigung einer augenblicklich entbrannten Phantasie zu dienen. Ohne jemals weder lesen noch schreiben gelernt zu haben, sprach sie vier Sprachen und verstand noch außerdem französisch. Im Besitze großen Geistes, muntern Witzes, thätig, zuverlässig und höflich, mit einer muthigen Seele und dem vortheilhaftesten Aeußeren begabt, mußte sie einem Fürsten gefallen, der in ihrer Person eine liebenswürdige Geliebte von dem Stoffe, aus dem man einen Premier-Minister bilden konnte, vereint fand. Er äußerte zu Menzikoff, daß er sie ihm um jeden Preis abstehen müßte — und so bemächtigte sich der Czar Katharinas. Von dieser Stunde ab folgte sie ihrem neuen Besitzer überall, theilte seine Mühsalen, unterstützte ihn mit ihrem Rathe, und endete damit, erst seine Gattin und dann Kaiserin zu werden.

Der Erzbischof von Nowgorod, welcher die

Trauung vollzog, suchte die Gelegenheit zu benutzen, um den Titel Patriarch zu erlangen, indem er dem Czaren vorstellte, daß eine so feierliche Ceremonie passend nur von einem Patriarchen vollzogen werden könnte. Statt jeder anderen Antwort ertheilte ihm der Monarch einige Stockschläge, worauf dann der Erzbischof ohne alle fernere Weigerung dem hohen Paare seinen geistlichen Segen ertheilte.

Erst nachdem sein Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Schwester der deutschen Kaiserin, Gemahlin Karl's VI. vermählt worden war, wurde von dem Czaren Peter seine Ehe mit Katharina vollzogen. Er hatte damals schon mit ihr zwei Töchter erzeugt: Anna, im Jahre 1708 geboren, und 1725 mit dem Schwestersohne Karl's VI., Karl Friedrich, Herzog von Holstein, vermählt, und Elisabeth, im Jahre 1710 geboren, und 1741 auf den russischen Thron gestiegen, den sie auch als regierende Kaiserin bis zu ihrem Tode inne hatte. Während der Dauer seiner Ehe mit Katharina bekam Peter von ihr noch zwei Söhne und eine Tochter, welche jedoch alle im zarten Alter starben.

Bei ihrer Besteigung des Thrones trat Katharina zur griechischen Lehre über, und als sie einen Sohn bekam, machte sie es sich zum Ziele, ihn zum Nachfolger seines Vaters zu bestimmen; ein sträfli-

cher Ehrgeiz, der gegen die Gerechtigkeit und die Bande des Blutes stritt.

Der Czarewitsch Alexis schien in der That ein wenig passender Nachfolger Peters des Großen zu sein. Düster, grob und liederlich seinen Sitten nach, mit einem beschränkten Geiste und eingenommen von allen nur möglichen religiösen und politischen Vorurtheilen, drohte er, unter seinen schwachen Händen das Reich wieder in seine frühere Barbarei zurückversinken zu lassen. Eudoxias Intriguen und das Betragen, welches unwissende und fanatische Priester der Mutter und dem Sohne einflüsterten, bewirkte beider Untergang.

Kaum waren Peter und Katharina von Rußland abgereist, als auch schon die Mißvergnügten zu kabalisiren anfingen. Bei dem ersten Verdacht, der im Geiste des Czaren über das wahre Verhältniß entstand, befahl er sogleich dem Czarewitsch sich bei ihm einzustellen. Aber statt ungesäumt zum Vater zu eilen, flüchtete er sich zu seinem Schwager Karl VI. nach Wien, und begab sich von dort nach Neapel, wo ihn der Czar verhaften und nach Moskau zurückführen ließ.

Peter kam nun auch weiter dahinter, daß Eudoxia in ihrem Kloster sich der Nonnentracht entkleidet und statt dessen den kaiserlichen Schmuck angelegt hatte; daß ein Offizier mit Namen Glebow, durch die Vermittlung des Erzbischofs von Rostow,

sträflichen Umgang mit ihr gehabt hatte, und daß beide an der Spitze einer Verschwörung zu Gunsten Alexis und der Eudoxia standen, für welche Glebow unter den Truppen und der Prälat unter den Priestern wirkte.

Der Czar begab sich sogleich in sein Reich zurück. Alle, die Verbrecher waren, oder blos im Verdacht standen es zu sein, wurden verhaftet und seiner Rache aufgeopfert. Abraham Lapukhin, Eudoxias Bruder, wurde der Kopf abgeschlagen; der Erzbischof von Rostow bei lebendigem Leibe gerädert. Erschreckt durch den Anblick der Vorbereitungen zur Tortur, bekannte Eudoxia Alles, was man zu wissen wünschte. Es wird behauptet, daß ihre eigenhändigen Briefe schon vollkommen hinreichend waren, sie des Verbrechens des Ehebruchs zu überführen. Aber Glebow betheuerte trotz des Schmerzes der allerschrecklichsten Torturen fortwährend die Unschuld Eudoxias und schob ihr eigenes Bekenntniß lediglich auf Rechnung der Furcht vor der Pein, der er unterliegen mußte. Schließlich wurde er gespießt, fuhr jedoch bis zu seinem letzten Athemzuge fort die Tugend der unglücklichen Fürstin zu vertheidigen. Der Czar, der bei der Tortur gegenwärtig war, und es auch bei der letzten Exekution, welche auf dem großen Markte in Moskau ins Werk gesetzt wurde, sein wollte, ging zu dem Delinquenten hin, und ermahnte ihn, im Namen alles dessen,

was es nur Heiliges gäbe, sein Verbrechen und Eudoxias Theilnahme an demselben zu gestehen. Da nahm Glebow noch einmal den ihm übrigen Rest seiner Seelen- und Körperkräfte zusammen und rief, indem er seine letzten sterbenden Blicke, die ebensoviel Verachtung als Wuth ausdrückten, auf den Czaren schleuderte, kräftig aus: „Du mußt ebenso dumm, als barbarisch sein, wenn du glauben kannst, daß ich, da ich nicht darin willigte Eudoxias Tugend mitten unter den unerhörten Qualen, die du mich ausstehen ließest, zu beflecken, jetzt, wo ich keine Hoffnung mehr auf das wiederkehrende Leben habe, eines tugendhaften Weibes Unschuld und Ehre anklagen werde, von dem ich Nichts weiß, was ihr zur Schande gereichen könnte, als daß sie dich geliebt hat. Gehe, du wildes Thier!" — hierbei spottete er dem Czaren ins Angesicht, — „gehe, und laß mich ruhig und in Frieden sterben!" —

Glebow starb eine Viertelstunde darauf, und der Czar ließ ihm sogleich das Haupt abhauen, welches er selbst bei den Haaren ergriff und es so dem Volke zeigte, den todten Körper noch mit allerlei gräßlichen Verwünschungen belegend.

Wie sehr es der Czar auch wünschte, daß Eudoxia verbrecherisch erklärt werden möchte, wagte er sich dennoch nicht mit dem Urtheilsspruch zu belasten, sondern schob die Sache einer Commission von Bischöfen und Priestern zu, die dabei stehen blieben

die Exkaiserin dazu zu verurtheilen, von Nonnen gegeißelt zu werden, was denn auch vor dem vollzähligen Kapitel ins Werk gesetzt wurde. Darauf wurde sie in ein anderes Kloster an den Ufern des Ladogasees geschickt. Die eigene Schwester des Czaren, die Prinzessin Maria, die als eine Mitschuldige Eudoxias dazu verurtheilt worden war, hundert Ruthenschläge zu empfangen, sah sich soweit erniedrigt, dieselbe in Gegenwart des Czaren und des ganzen Hofes, dem befohlen war sich in allen seinen Mitgliedern einzufinden, hinnehmen zu müssen. Sie wurde später in dem Schlosse zu Schlüsselburg gefangen gehalten, wo sie kurze Zeit darauf starb. Die Beichtväter und Bedienten der beiden Fürstinnen wurden öffentlich geschunden, das heißt ihnen von dem Büttel die Haut abgezogen, dann ihnen die Nasen aufgeschlitzt, die Zungenspitzen abgeschnitten und sie darauf nach Sibirien geschickt.

Hierauf schritt der Czar zu dem Urtheilsspruch über seinen eigenen Sohn, und auch dieses wurde ein Todesurtheil! Das heißt dadurch, daß das Todesurtheil und die Begnadigung, welche unmittelbar nach einander dem Prinzen verkündigt wurden, so gewaltsame Gemüthserschütterungen in ihm erzeugten, daß er am folgenden Tage an denselben starb. Der Czar ließ seine Minister an den fremden Höfen davon unterrichten, daß sein Sohn am Schlagflusse gestorben sei, der durch Gemüthsbewegungen

hervorgerufen. Der Brief des Czaren an den Fürsten Kurakin, seinen Gesandten in Frankreich, worin das Todesurtheil und sein Erschrecken und die Furcht vor der Verwirklichung desselben erzählt werden, ist von dem 5. Juli 1718 datirt, und der Brief mit der Nachricht von dem Tode des Prinzen trägt das Datum des 7ten desselben Monats. Zu dem Feldscheer, der berufen wurde, um dem unglücklichen Prinzen zur Ader zu lassen, äußerte der Czar: „Wenn die Revolution in seinem Innern schrecklich gewesen ist, so öffne ihm alle vier Adern."

Die Absicht des Czaren war also dahin gegangen, daß das Heilmittel selbst die Bewerkstelligung des Urtheils in sich fassen sollte.

Vier Tage wurde die fürstliche Leiche mit entblößtem Antlitze, offentlich zur Schau gestellt, und schließlich in der Zitadelle begraben, und zwar in Gegenwart Peters des Großen und Katharinas. Es wird behauptet, daß diese um Gnade für ihren Stiefsohn gebeten und verlangt habe, daß er gar nicht über das gefällte Todesurtheil in Kenntniß gesetzt, sondern seine Bestrafung in die Annahme der Mönchskutte verwandelt werde. Eine solche Fürbitte ist auch keineswegs unvereinbar mit dem Wunsche und der Gewißheit, als Bittstellerin nicht erhört zu werden.

Die Jesuiten, welche sich in Rußland eingeschlichen und versucht hatten, daselbst festen Fuß zu

fassen, erreichten ihr Ziel nicht: sie wurden bei dieser Gelegenheit fortgejagt.

Eudoxia brachte sechs Jahre, — das heißt den Rest der ganzen Lebenszeit des Czaren, — in einer einsamen Zelle bei Wasser und Brod und einigen Spirituosen zu. Nach dem Tode Peter des Ersten ließ Katharina sie in eine Gefängniß-Kasematte der Festung Schlüsselburg versetzen, wo sie zur Alleinhaft verdammt war, und nur eine alte Zwergin zu ihrer Aufwartung besaß, die sie jedoch, in Betracht der beiderseitigen Körpergebrechlichkeiten, oft selbst zu bedienen genöthigt war.

Nachdem Peter seinen ältesten Sohn aufgeopfert hatte, traf ihn der Kummer, auch denjenigen verlieren zu müssen, den er von Katharina erhalten hatte, und der auf seinen Befehl bereits als Thronfolger anerkannt war. Es wurde derselbe auf dem Arme seiner Amme vom Blitz erschlagen.

So strafte die Nemesis einen unnatürlichen Vater! Zu dem Schmerze, den Peter hierüber erduldete, gesellte sich der Aerger über eine geschwächte Gesundheit, welche Macht und Reichthum nie anerkennen wollen; seine üble Laune brach zuweilen auch gegen die Czarin selbst aus, das letzte Mal erst kurze Zeit vor seinem Tode. Er hatte geglaubt, gewahr zu werden, daß eine zu große Vertraulichkeit zwischen ihr und einem ihrer Kammerherren, Namens Mons herrschte, der ein schöner und namentlich gut ge-

wachsener Mann war. Entweder wagte Peter seine Eifersucht nicht zu zeigen, oder er wollte seiner Familie keine Schande machen, deßhalb wendete er, um Mons aus dem Wege zu räumen, einen Vorwand an, der zu niedrig sein müßte um unter einem gerechten Fürsten in Rede zu kommen. Es ist nicht selten, daß am Hofe Personen angetroffen werden, die aus schmutzigem Eigennutz ihren Einfluß denen verkaufen, die desselben gerade bedürfen. Peter hatte es bei Todesstrafe den Würdenträgern verboten Geschenke anzunehmen. Mons wurde scheinbar dabei ertappt, dieses Gesetz übertreten zu haben, und um desto mehr den wahren Anlaß zu der angewendeten barbarischen Strenge zu verbergen, ließ er die Schwester Mons', die als Gesellschaftsdame bei der Person der Czarin fungirte und sich bei der Uebertretung des Verbots betheiligt fand, mit der Knutenstrafe belegen. Der unglückliche Bruder wurde dahingegen geköpft, und zwar gerade deßhalb, weil er gar zu glücklich gewesen war, und sein Haupt wurde auf einer Stange aufgestellt, auf der es stecken blieb, so lange der Czar lebte. Nach der Execution fand man in den Kleidern des verstorbenen Kammerherrn das Portrait der Czarin Katharina. Einige Tage darauf fuhr Peter in einer offenen Kalesche mit Katharina aus, und brüstete sich mit der Rohheit, sie mehreremale an der Stelle vorbeizufahren, an der das Haupt des Mons aufgestellt war, wobei er

mit einem grimmigen Blick den Eindruck beobachtete, den dies Verfahren und der schaudererregende Anblick auf das Antlitz Katharinas, die immer zu Boden sah, machen würde.

Die Eifersucht des Mannes betraf nur die Gefühle seiner Gattin; denn das Uebrige war ihm gleichgültig, wenn man nach dem Abenteuer urtheilen darf, was er mit Villebois hatte. Dieser war ein armer Edelmann aus der Bretagne, der sein Glück durch Schmuggelei auf einem Fahrzeuge, das er selbst kommandirte, machen wollte; er wurde jedoch so scharf verfolgt, daß er schließlich kein anderes Mittel sah sich zu retten, als sein Vaterland zu verlassen. Nach mehreren Abenteuern traf er schließlich auf einem kleinen holländischen Fahrzeuge mit dem Czaren zusammen. Ein Sturm brach aus, in welchem der Steuermann desselben rathlos wurde. Villebois, der nur Passagier war, bemächtigte sich des Steuers, und manoeuvrirte so aufmerksam und geschickt, daß die Gefahr durch ihn ganz beseitigt wurde. Ueberrascht durch Villebois' scharfen Blick und Muth — beides die Eigenschaften, die Peter ganz vorzugsweise schätzte, — schlug er ihm vor, in russische Dienste zu gehen. Das Angebot wurde freudig und ohne Zögern angenommen, denn diese beiden Personen schienen ganz für einander geschaffen. Der Czar verwendete ihn bei der Marine, gab ihm

den Befehl über einige Galeeren und trug ihn mehrere Verrichtungen auf.

Eines Tages, kurz nach der letzten Vermählung des Czaren, schickte ihn derselbe nach dem Lustschlosse Strelmoitz, auf welchem sich die Czarin damals aufhielt, um ihr eine Mittheilung zu machen, von der Niemand anders etwas wissen durfte. Der Beauftragte leerte gern sein Glas und der Rausch machte ihn roh und gewaltthätig; die Kälte war aber an diesem Tage so stark, daß er unterwegs fleißig dem Branntweine zusprechen mußte, um ihr besser widerstehen zu können. Die Czarin lag bereits im Bett, als er im Schlosse ankam, und er wartete deßhalb vor dem Feuer eines Kamins es ruhig ab, bis er angemeldet worden sei. Der schnelle Uebergang aus der eisigen Kälte in die Wärme entwickelte die Dämpfe des Branntweins, so daß er sich im äußersten Rausche befand, als er in Katharinas Zimmer geführt wurde. Die Czarin hatte ihre Damen hinausgewiesen; und nachdem Villebois seinen Auftrag vollzogen hatte, wurde er bei dem Anblick eines so schönen und jungen Weibes, wie es Katharina war, das sich ihm überdies, wenn es möglich gewesen wäre, noch ungenirter, als unbekleidet zeigte, von einem neuen, argen Rausch befallen. In demselben Augenblick vergaß er völlig den Zweck seiner Sendung, den Rang der vor ihm befindlichen Person, und taumelte in ihre Arme. Bestürzt, rief Katha-

rina nach Hülfe; aber ehe dieselbe noch herbeikommen konnte, war das schon geschehen, dem sie hatte zuvorkommen wollen. Villebois wurde ergriffen und in ein Gefängniß geworfen, in welchem er eben so ruhig einschlief, als ob er lediglich sein Geschäft glücklich verrichtet und sich weder etwas vorzuwerfen noch zu fürchten hätte. In der That entsprach auch wirklich die Bestrafung keineswegs der bewiesenen Keckheit. Der Czar, der sich nur auf fünf Meilen Entfernung von dem Schlosse Strelmoitz befand, wurde bald von dem, was sich ereignet hatte, in Kenntniß gesetzt. Er eilte sogleich nach dem Schauplatz des Verbrechens, und um seine Gattin über Villebois' Rohheit zu trösten, welche sie buchstäblich so stark verwundet hatte, daß sie verbunden werden mußte, sagte er ihr, daß der Verbrecher, den er von Alters her genau kenne, jedenfalls betrunken gewesen sei. Er ließ ihn vor sich rufen und verhörte ihn darüber, wie er seinen ihm gewordenen Auftrag ausgerichtet habe. Villebois, der seine Nüchternheit noch nicht völlig wieder erlangt hatte, antwortete, daß er ganz gewiß den Befehl vollzogen hätte, daß er sich aber nicht mehr erinnern könne, wo, wann, und auf welche Art. Der Czar hielt es für gut ihm zu glauben, obschon wenig Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden war, daß Villebois so ganz und gar die Erinnerung an das Geschehene verloren hatte, und begnügte sich damit, den Verbrecher als

Sklaven auf dieselbe Galeere zu schicken, über die er bisher den Befehl gehabt hatte. Aber schon nach sechs Monaten erhielt er den Befehl wieder, ohne daß Peters Gunst für ihn durch diesen sonderbaren Vorfall im Geringsten vermindert zu sein schien.

Die Czarin verzieh ihm auch ohne Zweifel, denn später vermählte sie ihn mit einer Tochter des Predigers Glück, der ihre Jugend gepflegt hatte, und welchen sie nach ihrer Thronbesteigung mit Gunstbezeugungen überhäufte, an denen gleichfalls alle Uebrigen Theil nehmen mußten, gegen die sie noch aus ihren jüngeren Jahren und aus der Zeit ihrer Niedrigkeit Verpflichtungen zu haben glaubte.

Der bloße Verdacht, welchen der Czar gegen Mons hegte, regte ihn mehr auf, als das unbestreitbar vollzogene Attentat Villebois'. Peters eigener Tod traf so bald nach dem Ableben des Kammerherrn der Kaiserin ein, daß man den Verdacht gegen sie faßte, eines Mannes Tod befördert zu haben, welcher, während er täglich an Geistes- und Körperkräften abnahm, immer gefährlicher wurde, und dessen Raserei sie schon um ihrer selbst willen zu fürchten beginnen mußte.

Auf einer anderen Seite hatte der Fürst Menzikoff, ehemals der Günstling des Czaren und noch sein Minister, aber ganz besonders Katharina ergeben, unter deren früheren Besitzern und Herren er ja auch gewesen war, beinahe seinen Sturz herbeigeführt,

und zwar in Bezug auf die ganz begründeten Anklagen der heimlichen Veruntreuung und ministeriellen Tyrannei. Zwar behielt er noch immer seinen Platz bei, doch hatte er die kaiserliche Gunst verloren und fürchtete jeden Augenblick gestürzt zu werden. Katharina und Menzikoff hatten also ein gemeinschaftliches Interesse an dem Tode des Czaren. Er starb indessen auf natürlichem Wege an den Folgen eines Geschwürs, welches ihm seine gräßlichen Ausschweifungen zugezogen hatten. Seine letzte Orgie machte sein Uebel unheilbar, und er schloß wenige Tage nach der Feier derselben seine Lebenstage. Die Orgie fand in seinem letzten sogenannten Konklave statt.

So endete Peter der Erste, — der Große, — mehr seiner großen Eigenschaften, als seiner großen Tugenden halber bewundernswerth. Seiner ganzen Nation an Geist und Kenntnissen weit überlegen, behielt er doch die Barbarei derselben in seinen Sitten bei. Mitunter sogar in seinen Vergnügungen einem wilden Thiere gleichend, hatte er nicht die mindesten Begriffe von der Achtung, die ein Fürst sich selbst schuldig ist. Barbara Arseninow, die Schwester der Gemahlin Menzikoffs, lieferte davon ein redendes Beispiel. „Du bist so widerwärtig häßlich" — sagte ihr der Czar eines Tages, — „daß Dich noch nie Jemand um eine Umarmung gebeten hat. Ich will Dich darüber trösten, besonders darum, weil mir so etwas Außerordentliches Spaß

macht." — Er hielt auch wirklich Wort, und diese viehische Galanterie — zu der wir keinen passenden Ausdruck finden — hatte sogar Alle, die sich anwesend befanden, zu Zeugen. Nachher äußerte er: „Man soll mit seinen Frauenzimmer-Eroberungen nicht prahlen; aber diese muß allgemein bekannt werden, wenn auch um keines anderen Grundes halber, so doch mindestens um der Barmherzigkeit willen, und um Mitleid mit Denen zu haben, die der armen Barbara gleichen."

In solcher Weise trat der Reformator Rußlands auf, der die barbarische Nation verfeinert und veredelt hat!

Niemals ist ein Despot grausamer gewesen, als er. Nur der Verdacht eines Verbrechens hatt ein seinem Sinne oft schon den Werth des Beweises. Die Verbrecher erschienen jederzeit weniger der Gerechtigkeit anheim gefallen, als der Rache zum Opfer erkoren. Er weidete seine Blicke an ihren qualvollsten Bestrafungen und war oft der persönliche Vollstrecker derselben. Er gestand es selbst ein, daß er seine Leidenschaften nicht besiegen konnte. Einzelne seiner Pläne waren weit umfassend und wahrhaft großartig, aber nicht zusammenhängend, und bei Weitem überstiegen dieselben seine Talente. Er wollte gleichzeitig seine Unterthanen aufklären und den Despotismus stärken, der glücklicherweise früher oder später bei erleuchteten Völkern doch immer aufhört und

gesetzlichen Regierungen Platz macht, die ebenso den Regenten, wie den Regierten, zu Gute kommen. Aber dies war nicht das Ziel, welches sich Peter der Erste gesteckt hatte. Er hat Eindruck auf die Phantasie der Menschen gemacht, und das ist gewiß nicht die Wirkung eines mittelmäßigen Verdienstes; aber die Einbildungskraft und das Vorurtheil schätzen nicht auf dieselbe Weise, wie der Verstand, den Werth der Fürsten. Wenn man Peter den Ersten indessen auch nicht zu den großen Männern zählt, kann man ihm doch für alle Fälle nicht einen großen Platz in den Büchern der Geschichte verweigern, da er es gewesen ist, der eine Nation in Europa eingeführt hat, welche er auf gewisse Art und Weise erst geschaffen hat, nachdem er sich erst selbst schaffen mußte. Bis zu seiner Regierung hatten die Russen in der Berechnung des europäisch-politischen Systems keinen Platz eingenommen; und der Name des Czaren erschien zum erstenmale im Jahre 1710 auf dem Regentenverzeichniß, welches in Frankreich gedruckt wurde.

Die „Konklave", welche er jährlich in einer Gesellschaft feierte, die einzig und allein der Liederlichkeit gewidmet war, mit Ausnahme des dreizehnten Tages, der auch geheiligt und zur Weihe des Wassers bestimmt war, enthielt Nichts, als eine ziemlich grobe Parodie des Hofes zu Rom. Gerade daher machte es aber einen um so tieferen Eindruck auf ein ebenfalls grobes Volk, dem er auf diese

Weise Verachtung gegen den Papst und die römische Kirche einzuflößen beabsichtigte. Dies war die Veranlassung zu der fast wahnwitzig zu nennenden Erfindung seiner „Konklave". Einer seiner Hofnarren wurde zum Papst erwählt, die anderen zu Kardinälen gemacht, und die Tage mit rasenden Auftritten und Ueberfüllung mit starken Getränken hingebracht.

Während der letzten Lebensaugenblicke des Czaren, als die Senatoren zusammentraten, um über die Thronfolge zu berathschlagen, ließ Menzikoff den Palast mit Truppen umzingeln, über welche er selbst in der Eigenschaft eines Feldmarschalls den Oberbefehl hatte. Sobald Peter den Geist aufgegeben, trat er in den Berathungssaal und schlug den Versammelten vor, die Krone der Kaiserin zu übertragen. Die Partei, welche Menzikoff haßte und den Einfluß voraussah, den er unter Katharina's Regierung gewinnen würde, berief sich auf die Ansprüche des Sohnes vom Czarewitsch Alexis, und schlug vor, mindestens den Willen des auf dem Markte versammelten Volkes zu vernehmen. Zu diesem Zwecke näherten sich auch Einige wirklich schon dem Fenster; aber Menzikoff, der die volle Wichtigkeit des Augenblicks erfaßte, verbot es, weil es „zu kalt wäre, um dieselben zu öffnen.' (Der Czar Peter der Erste verschied am 8. Februar des Jahres 1725.) Statt dessen wurden die Thüren des Saales geöffnet, und es traten die Offiziere

an der Spitze der Garden ein, die den Vorschlag des Feldmarschalls unterstützten. Der Erzbischof von Nowgorod war erkauft, und der von Pleskow bezeugte es, daß am Abende des Krönungstages der Czarin der verstorbene Czar erklärt habe, daß diese Ceremonie nur deßhalb unternommen würde, daß sie nach ihm die Regierung übernähme. Die Ehrfurcht vor den Prälaten, und vielleicht auch noch mehr der Anblick der Truppen hinderte Alle, die anwesend waren, ihrer früheren Meinung zum Trotze, die Aussage desselben zu bezweifeln. Alle schlossen sich dem Willen Menzikoffs, den sie nicht zu bekämpfen wagten, bereitwillig an; und Katharina wurde noch an demselben Tage, an welchem Peter der Erste gestorben war, zur Kaiserin ausgerufen.

Während der funfzehn oder sechszehn Monate, die Katharina regierte, bewies sie sich als vollkommen würdig, ihrem abgeschiedenen Gemahle zu folgen. Sie trat in seine Fußtapfen in Beziehung auf seine Regierungspläne und vollendete die Einrichtungen, die er begonnen hatte, was sie jedoch nicht hinderte, sich durch verschiedenartige Vergnügungen nach der gehabten Last der Staatsangelegenheiten zu zerstreuen. Sie nahm zuerst den Grafen Löwenwolden, sodann den Grafen Sapieha, einen Vetter des Königs Stanislaus und seiner Gemahlin zu ihren Liebhabern. Mit Sapieha vermählte sie später eine Nichte, die Tochter ihres Bruders. Wäh-

rend Katharinas Regierung hatte Menzikoff den hauptsächlichsten Einfluß. Sie war ihm auch wirklich von früherer Zeit her sehr verbunden; aber Dankbarkeit ist ein Gefühl, das den Fürsten bald unbequem wird. Auch Menzikoff glaubte an Katharina eine Abnahme ihrer Zuneigung zu bemerken; und da sie plötzlich sterben konnte, ihr außerdem kraft einer Verordnung vom Jahre 1722, welche alle russischen Unterthanen beschworen hatten, das Recht zustand, zu ihrem Nachfolger zu ernennen, wen es ihr beliebte, die Krone also möglicherweise an Jemanden übergehen konnte, der ihm gegenüber gar keine Verbindlichkeiten hatte und ihm einen Andern vorziehen könnte, so beschloß er, sich eine Stütze durch Einschlagung gesetzlicherer Mittel zu verschaffen, als er zu Katharinas Gunsten angewendet hatte. Er leitete daher eine geheime Unterhandlung mit dem Hofe von Wien ein, um dem Sohne des Czarewitsch Alexis die Krone zu sichern, der durch seine Mutter ja der Schwestersohn der deutschen Kaiserin, Gemahlin Karls des Sechsten war, wie schon erwähnt wurde. Er trug auch Sorge es festzusetzen, daß der zukünftige Czar sich mit seiner eigenen Tochter vermählen sollte. Dieser Traktat war kaum abgeschlossen und unterzeichnet, als Katharina starb; der Czarewitsch wurde anerkannt und unter dem Namen Peter der Zweite Alexiewitsch am 17. Mai 1727 zum Kaiser ausgerufen.

Menzikoff hatte es nicht vergessen im Voraus schon Alle des Landes verweisen, gewaltsam entfernen und einschüchtern zu lassen, welche etwa ihre Stimme zu Gunsten des Herzogs und der Herzogin von Holstein, Peters des Ersten ältester Tochter, hätten erheben können. Diese beiden zogen sich, stillschweigend ihre Ansprüche aufgebend, in ihre deutschen Staaten zurück, wo die Herzogin im darauf folgenden Jahre verschied.

Katharinas Tod, der so auf den Punkt im günstigsten Augenblicke für Menzikoffs Pläne eintrat, brachte ihn in starken Verdacht, die Kaiserin vergiftet zu haben; aber seine Macht war so groß, daß es Niemand wagte, ihn anzuklagen.

Seine erste Sorge ließ er es sein, die Großmutter des neuen Kaisers, die unglückliche Eudoxia, aus dem Gefängniß zu befreien. Er schickte ihr kaiserliche Gewänder und einen Hofstaat zu, wie er ihrem Range zukam, und hielt auch förmlich um ihre Einwilligung zu der Vermählung ihres Enkels mit seiner ältesten Tochter an. Er selbst hatte sich neben seiner Stelle als erster Minister auch noch zum Reichsvorstand des Kaiserreichs ernennen lassen. Seine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, wurde auch wirklich mit dem jungen Czaren feierlichst verlobt in Erwartung der Zeit, wo das Alter der beiderseitigen Contrahenten die Vollziehung der Ehe ihnen möglich machen würde. Da Menzikoff dennoch fürchtete,

daß Eudoxias unruhiges Gemüth, ihre Sucht Intriguen zu schmieden und der Einfluß, den sie auf ihren Enkel gewinnen könnte, ihm schädlich werden möchte, war er klug genug und besaß auch hinreichende Macht, sie dahin zu bringen, daß sie den Schleier behielt und sich damit begnügte, Aebtissin eines Klosters für Töchter der vornehmsten Adelsfamilien, mit einem jährlichen Gehalt von sechszigtausend Rubeln zu werden. Er regierte zu gleicher Zeit über Rußland und über den Beherrscher desselben, den er sogar mit vielem Hochmuthe behandelte. Er schrieb ihm nicht allein seine Regierungsgeschäfte, sondern auch seine Zerstreuungen und Belustigungen vor, und gestattete ihm nicht die geringste Abweichung von dem, was er einmal bestimmt hatte. So brachte er es schließlich dahin, daß er von seinem Herren gefürchtet und vom ganzen Hofe gehaßt wurde. Seine ungeheuren Reichthümer erregten die Gier aller Derjenigen, die sich berechtigt glaubten hoffen zu dürfen, durch seinen Sturz sich selbst zu bereichern, und sich in den allgemeinen Raub mit theilen zu können. Unter den beiden vorigen Regierungen hatte ihn thörichte Eitelkeit verblendet. Um seine niedrige Herkunft in Vergessenheit zu bringen, bediente er sich Auswege, welche gerade durch ihren Contrast mit derselben nur um so mehr daran erinnerten. Er ließ sich mit allen den höchsten Ordenszeichen schmücken, die ihm nöthig zu sein schie-

nen. So strebte er nach dem heiligen Geist-Orden Frankreichs, der untadelhaftes Schild und eine strenge Ahnenprobe verlangte. Aus Schaam schob er die Verweigerung desselben auf die Verschiedenheit der Religion, um nicht sagen zu müssen, seine niedere Geburt habe seinem Wunsche entgegengestanden. Die Ungnade, die er während der Regierung des Czaren Peter des Ersten so nahe über seinem Haupte schweben sah, hatte ihn nicht klüger gemacht. Von dem Augenblick an, als er sich außer der Schußweite seiner Feinde zu sein wähnte, trat ein unverschämter Hochmuth an die Stelle der bisherigen Eitelkeit. Den Bojaren und selbst den Ministern des Reiches begegnete er mit Verachtung und Härte, und drohte sogar dem Grafen Osterman mit Galgen und Rad, weil er es wagte, im Conseil beharrlich auf einer anderen Meinung, als er sie hegte, zu bestehen. Eine unsichere Macht reizt oft noch mehr, als die legitime, und welche Vorsichtsmaaßregeln Tyrannen auch ergreifen, so entgehen doch jederzeit ihre Nachfolger den Verfolgungen.

Die Prinzessin Elisabeth, welche späterhin Regentin wurde, und der junge Fürst Dolgorucki, waren die Einzigen, welchen Menzikoff gestattete an den Vergnügungen des jugendlichen Czaren Theil zu nehmen, weil ihr noch zartes Alter ihm nicht den Verdacht einflößte, daß auch sie schon an Ränkeschmieden Theil nehmen könnten. Aber dennoch

wurden gerade diese als Werkzeuge von einer Partei benutzt, welche Ränke schmiedete. Dolgorucki schlief gewöhnlich mit in dem Zimmer des Czaren und wußte dies dazu zu benutzen, dem jungen Monarchen Haß gegen seinen Minister einzuflößen. Derselbe hatte den Hof nach Peterhof, einem kleinen Lustschlosse in der Nähe von Petersburg, geführt. Auf Dolgoruckis Anrathen floh der Czar in einer Nacht gemeinschaftlich mit ihm durch ein Fenster. Sie schlüpften unter den Bäumen des Gartens dahin, ohne von den Wachen bemerkt zu werden, worauf sie eine Eskorte erreichten, die schon in Bereitschaft stand, und mit welcher der Kaiser dann in Petersburg anlangte. Er wurde dort von dem Beifallsgeschrei aller Mißvergnügten empfangen, und das wollte in diesem Falle so viel sagen, als von dem der ganzen großen Menge des Volkes. Die Wachen wurden gleich darauf abgelöst, oder vereinigten sich mit den Einwohnern der Hauptstadt; und als Menzikoff, von der Flucht des Czaren in Kenntniß gesetzt, ihm nacheilte und zur Stadt kam, sah er es leicht ein, daß für ihn keine Hoffnung weiter übrig sei. Er wurde sogleich verhaftet und ihm befohlen, sich nach Renneburg, einem seiner Landgüter, zu begeben. —

„Ich habe große Verbrechen begangen", — äußerte er bei Gelegenheit seiner Verhaftung, — „kommt es aber wohl dem Czaren zu, mich dafür zu bestrafen?"

Diese Worte bestärken den Verdacht einer von ihm unternommenen Vergiftung Katharina's.

Menzikoff reiste in Begleitung seiner Familie in seiner glänzendsten Equipage von Petersburg ab, gefolgt von seiner ganzen Bedienung und seine kostbarsten Effekten mit sich nehmend; aber diese noch immer zur Schau getragene Pracht beleidigte seine Feinde auf's Neue, und er hatte noch nicht zwei Meilen zurückgelegt, als er von einem Offizier an der Spitze eines Detachements eingeholt wurde, welcher ihm ebenso, wie allen den Seinigen aus dem Wagen zu steigen befahl und ihn, seine Frau und seine Kinder sich jedes in eine besondere Karre setzen ließ, worauf seine Equipage wieder nach Petersburg zurückkehren mußte. In demselben Maaßstabe, in welchem die Entfernung Menzikoffs von dort wuchs, wurde auch seine Ungnade durch neue Demüthigungen vermehrt. Man entkleidete ihn und seine Familie ihrer eigenen Kleider und nöthigte sie Gefangenentracht zu tragen. In solchem Zustande und in solcher Ausstattung war es, daß der Fürst Menzikoff, sein Sohn und seine beiden Töchter, von welchen die älteste, Elisabeth, mit dem Kaiser verlobt gewesen war, in Jakuska, an der äußersten Grenze von Sibirien, anlangte. Seine Gattin, welche in der Zeit ihrer Größe ebenso anspruchslos und wohlthätig gewesen war, wie sich ihr Gemahl hochmüthig und hart gezeigt hatte, starb in Folge der erlittenen

Mühseligkeiten und vor Schmerz über die bejammernswerthe Lage ihrer Kinder schon auf dem Wege, noch ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. Menzikoff selbst zeigte in seinem Unglück wahre Größe. Er bewies den entschlossensten Muth, der nicht ungleich der Verzweiflung einer starken Seele ist. Er murrte nicht im Geringsten. Er sah in Beziehung auf sich selbst die Gerechtigkeit des Himmels in der Wandlung seines Geschicks, und es schmerzte ihn dasselbe nur um seiner Kinder willen, denen er die mit ihrer gegenwärtigen Lage übereinstimmende Denkungsart beizubringen suchte. In der Hütte, welche sie sich selbst mitten in der Wüste erbaut hatten, theilte ein Jeder von ihnen die Arbeit für den gemeinsamen Unterhalt. Der Vater unterlag einer neuen grausamen Prüfung, als in seinen Armen gerade diejenige seiner Töchter verschied, die er in seinen einst so hochfliegenden Plänen zur Kaiserin von Rußland bestimmt hatte. Schließlich unterlag auch er der Schwere seines Mißgeschicks und unter den gewaltigen Anstrengungen, dasselbe zu tragen, welche die ganze Spannkraft seiner großen Seele verzehrt hatten. Er starb an der Krankheit der in Ungnade gefallenen Minister, diesen eine völlig nutzlose Lehre hinterlassend, weil sie Lehre niemals von Jemand anders, als von sich selbst, annehmen, und nicht eher für dieselben empfänglich sind, als wenn sie keinen Nutzen mehr daraus ziehen können.

In der That unterlagen in der Folge auch die Dolgorucki's, welche Menzikoff gestürzt hatten und seine Nachfolger geworden waren, demselben Geschicke. Die Schwester des Günstlings des jungen Czaren wurde gleichfalls, wie einst die Tochter Menzikoffs, mit dem Monarchen verlobt; aber diese Ehe wurde ebensowenig als jene vollzogen, die früher so fest bestimmt war. Peter der Zweite starb an den Pocken, am 29. Januar 1730, im dritten Jahre seiner Regierung und im funfzehnten seines Lebens.

Anna Iwanowna, die Tochter des Czaren Iwan des Dritten, Peters des Ersten älteren Bruders, Wittwe des Herzogs von Kurland, folgte dem jungen Kaiser als Beherrscherin des russischen Reiches. Die Familie Dolgorucki, Vater, Mutter und Kinder, wurden nach Sibirien verwiesen und mit derselben Strenge, wie einst die Familie Menzikoff behandelt; ja sie hatte den Aerger, den Sohn und die Tochter Menzikoffs, welche allein noch übrig waren, begnadigt zu sehen. Das Unglück versöhnte übrigens die beiden Geschlechter. Die Dolgoruckis durften die Wohnung Menzikoffs in der verbesserten Gestalt übernehmen, in der sie seine Kinder hinterlassen hatten, die ihre Nachfolger aufrichtig beklagten und ihnen versprachen, zum Guten für sie reden zu wollen, — so viel man es an einem Hofe, und dem russischen Hofe insbesondere, wagen darf, zum Besten und Frommen der in Ungnade Gefallenen zu reden.

Die Begnadigung der Menzikoffs, — des Bruders und der Schwester, — war übrigens keineswegs ein völlig uneigennütziger Schritt von Seiten der Regierung; es geschah dieselbe mit in der Absicht, in den Besitz der ungeheuren Summen zu gelangen, welche der Fürst Menzikoff, ihr Vater, in die Banken von Amsterdam und Venedig eingelegt hatte, und welche die Directoren derselben verweigerten an Jemand anders, als an den erwähnten Fürsten oder seine Kinder, in den Zustand der völligen Freiheit versetzt, auszuliefern. Die Kaiserin Anna vergönnte nun den Befreiten den Besitz von einem Fünftel des ihnen zugehörenden Eigenthums, die vier anderen Fünftel geruhten Ihre kaiserliche Majestät Allergnädigst für die Befreiung der gesetzlichen Besitzer derselben als Lösegeld zurückzubehalten.

Anna fuhr fort Eudoxia die Achtung beweisen zu lassen, welche der gesetzmäßigen Gattin und der Großmutter eines Czaren zukommt, und ließ ihr auch fernerhin die Pension von sechzigtausend Rubel auszahlen. Aber sie überlebte ihren Enkel nicht lange. Die Abzehrung machte am 8. September 1731 den Tagen Eudoxias ein Ende.

Anna regierte über zehn Jahre und starb am 28. October 1740. Sie war im Jahre 1693 geboren. Die kaiserliche Krone fiel dem Sohne ihrer Schwestertochter, Iwan, zu. Es war dies ein Sohn Anton Ulrichs, des Herzogs von Braunschweig-Wol-

fenbüttel und Elisabeths von Mecklenburg Schwerin, der Tochter von Katharina Iwanowna, die eben eine ältere Schwester der Kaiserin Anna gewesen war. Dieses Kind, das so bekannt geworden ist unter dem Namen des kleinen Prinzen Iwan, und dessen Ende ein so wahrhaft tragisches wurde, war am 25. August 1740 geboren, und erst einige Monate alt, als es unter dem Namen Iwan der Dritte auf den russischen Thron erhoben wurde.

Einige Tage vorher hatte Anna ihn schon zu ihrem Nachfolger ernannt kraft der Verfassung Peters des Ersten aus dem Jahre 1722, welche dem jedesmaligen Beherrscher Rußlands die Macht zuerkennt, den Thronfolger nach seinem Gutdünken zu bestimmen. Alle Großwürdenträger des Reiches, sowohl vom Civil als Militair, schwuren ihm den Eid der Treue, und der Graf Biron, Herzog von Kurland, wurde zum Regenten ernannt. Aber drei Wochen nach dem Tode Anna's setzten sich der Herzog und die Herzogin von Braunschweig in den Besitz der Regierung, ließen Biron einsperren und überließen in ihrem Namen die Regierung des Reichs dem Grafen Osterman.

Diese Art Regierung währte jedoch nur vier Monate. In der Nacht zwischen dem 5. und 6. Dezember 1741 stellte sich Elisabeth Petrowna, auf Anrathen ihres Leibarztes, eines Feldscheers von französischer Geburt, Namens L'Estocq, und gefolgt von

acht Grenadieren, in der Kaserne der Garden ein, bewog dieselben sie zu begleiten, zog dann mit ihnen nach dem Palaste, ließ den Herzog und die Herzogin von Braunschweig gleichzeitig mit dem Grafen Osterman und Münnich verhaften, ging in das Zimmer des zarten Kaisers, nahm ihn in ihre Arme, küßte ihn, und vertraute ihn der Pflege und Obhut ihrer ergebensten Freundin an, ihr auf das Allerentschiedenste anbefehlend, darauf zu sehen, daß keine andere Ungelegenheit ihn treffen möchte, als der Verlust seiner Krone. Um sechs Uhr des Morgens war die Revolution schon beendigt, ohne daß auch nur ein Tropfen Bluts dabei vergossen worden wäre; ganz in derselben Weise, wie es achtundsechzig Jahre später in Schweden geschah, als Gustav IV. Adolph von der Regierung entfernt wurde. Alle Staatsgewalten erkannten Elisabeth als Kaiserin an.

Ihr Vorhaben ließ sich übrigens vollkommen rechtfertigen. Czar Peter der Erste hatte durch sein Testament angeordnet, daß, wenn sein Enkel kinderlos stürbe, Elisabeth Petrowna demselben nachfolgen solle. Der Reichskanzler Osterman hatte dieses Testament vernichtet; aber man besaß eine Abschrift desselben. Osterman gestand seine That ein und wurde verurtheilt, geköpft zu werden. Elisabeth begnadigte ihn jedoch, und begnügte sich damit ihn nach Sibirien zu verweisen, wo er eines natürlichen Todes starb. Sie hatte nämlich ein Gelübde ab-

gelegt, während ihrer Regierung nie eine Hinrichtung vollziehen zu lassen.

Wenn sie Milde gegen Osterman bewies, war sie um so ungerechter gegen L'Estocq, der mehr, als irgend Jemand bei der zu ihren Gunsten ins Leben gerufenen Revolution thätig gewesen war. Er war sogar genöthigt worden seine ganze moralische Gewalt über sie selbst anzuwenden, um sie auf den Thron zu setzen. Noch in der Revolutions-Nacht besiegte er nur dadurch ihre Furcht, daß er ihr noch größeren Schreck vor den Folgen der bereits gethanen Schritte einflößte. Er legte ihr zwei Gemälde vor, auf deren einem Elisabeth auf dem Throne, mit L'Estocq zu ihren Füßen, dargestellt war; während sie das zweite zeigte, wie sie auf einem Richtblock lag, mit dem Beil über ihrem Haupt erhoben und L'Estocq auf einer Folterbank vor ihr.

„In diesem Augenblick haben Sie noch die Wahl!" — sagte er zu ihr. „Morgen existirt für Sie kein Thron mehr, aber das Schaffott ist Ihnen sicher."

Durch die Kabalen und Intriguen Bestucheffs und Apaxins, von denen der Erstere Reichskanzler und der Letztere Präsident des Kriegs-Kollegiums war, wurde L'Estocq nach Sibirien verwiesen, und diese Herren theilten dann die Gewalt unter sich. Es war ihnen um so leichter sich in den Besitz derselben zu setzen, als es die einzige Absicht Elisa-

beths, als sie sich des Thrones bemächtigte, gewesen ist, sich den gröbsten sinnlichen Vergnügungen ungehindert überlassen zu können, wie denn Ausschweifungen ihre einzige Beschäftigung während ihrer mehr als zwanzigjährigen Regierung gewesen sind.

Sie hatte acht natürliche Kinder, von welchen jedoch nicht ein einziges von ihr anerkannt worden ist. Eine ihrer weiblichen Günstlinginnen, eine geborene Italienerin, unter dem Namen Juanna bekannt, erzog sie sämmtlich auf ihre Kosten.

Alle Günstlinge Elisabeths, mit denen sie zwar oft wechselte, die sie aber stets lieber sah, als ihre Minister, machten ein großes Glück. So war das Verhältniß mit den beiden Brüdern Razumoffsky, Kosaken von ganz niedriger Herkunft, aber jung, schön und gut gewachsen, — Eigenschaften, auf welche Elisabeth immer vorzugsweise ihren Blick richtete. Aus einem ganz gleich beschaffenen Anlaß wurde Ziewers, der Sohn eines Bedienten des verstorbenen Herzogs Biron, mit dem Grafentitel begnadigt, und bei einer besonderen großen Gelegenheit als Botschafter an den kaiserlichen Hof nach Wien geschickt. Peter Schuwaloffs Kunst Intriguen zu schmieden, und seines Geschwisterkindes Iwan Schuwaloffs schönes Aeußere, führte sie beide auf die höchste Sprosse der Gunst. Der erstere begann sich durch seine Verehelichung mit einer der weiblichen Günstlinginnen der Kaiserin den Weg zu bah-

nen; späterhin sorgte er dafür, daß sein Cousin in der Eigenschaft eines Pagen bei Elisabeth angestellt wurde, im Voraus darüber versichert, was die Folge einer solchen Anstellung werden würde. Nachdem derselbe denn auch, wie er es berechnet hatte, Kammerherr und, in der allerumfassendsten Bedeutung des Wortes, Günstling geworden war, verschaffte er auch seinem Vetter den gehörigen Antheil an der Regierung. Peters Geist entwarf die Pläne und Iwans Veranstaltungen wußten es dahin zu bringen, daß sie gebilligt wurden. Diese beiden Grafen von neuestem Datum vereinigten sich bald mit Bestucheff und Apraxin, welche, da sie es nicht wagten, gegen den Einfluß derselben anzukämpfen, es für klüger hielten, sich ihnen anzuschließen. Iwan hatte einen Secretär, zu dem er in jeder Beziehung großes Vertrauen hegte, und die Gattin Peters haßte Bestucheff, der dem englischen Interesse sehr zugethan war. Der Secretair war der Sohn eines Raths in Metz, und hieß eigentlich Eschondy; aber in Folge eines sehr ungeregelten Lebens mußte er sein Vaterland verlassen und hatte den Namen „Chevalier de Lassy" angenommen. Nachdem er als Abenteurer ganz Europa durchwandert, trat er schließlich, um nicht zu hungern, in die französische Theater-Truppe Elisabeths ein. Gleichzeitig schrieb er einige Romane und gab eine Zeitschrift heraus, die er „der französische Parnaß" nannte.

Seine Talente und die Leichtigkeit, mit welcher er mehrere Sprachen redete, machten ihn mit Iwan Schuwaloff bekannt, der ihn von der Theatertruppe wegnahm, zum Secretair an der Petersburger Akademie der Wissenschaften machte, und ihn später in seine eigenen Dienste unter dem Namen „Graf Putelange" übertreten ließ.

Elisabeth ernannte den Herzog von Holstein-Gottorp, Karl Peter Ulrich (Sohn eines Schwestersohnes Karls des Zwölften), zu ihrem Nachfolger, da er der einzige Sohn Anna Petrowna's war; es war derselbe vermählt mit Sophia Augusta Friederika von Anhalt-Zerbst, welche in Rußland den Namen „Katharina" angenommen hat, unter dem sie später als regierende Kaiserin weltberühmt geworden ist. Aber Elisabeth gestattete ihrem Nachfolger nicht den geringsten Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten, im Gegentheile ließ sie ihn sowohl als seine Gattin scharf beobachten und von Spionen bewachen. Kein Fremder durfte sich ihnen nahen. Aus der Abgeneigtheit, die ihnen Elisabeth bewies, und aus der Vorliebe für ihren Sohn Paul Petrowitsch, der noch ein zartes Kind war, hat man schließen wollen, die Kaiserin habe die Absicht gehabt, ihnen diesen vorzuziehen, und falls derselbe vor seinen Eltern sterben solle, dem Prinzen Iwan, der in einem Schlosse in der Nähe von Archangel gefangen gehalten wurde, den Thron

zurückzugeben. Aber gleichviel, welches ihre heimlichen Absichten mögen gewesen sein, sie starb vor ihrer Ausführung am 5. Januar 1762, in einem Alter von 52 Jahren, und der Herzog von Holstein wurde noch an demselben Tage unter dem Namen „Peter der Dritte“ zum Kaiser ausgerufen.

Seine Regierung war eine sehr kurze. Es ist allgemein bekannt, daß seine eigene Gemahlin ihn schon im Monat Juli desselben Jahres verhaften ließ, und daß er wenige Tage darauf im Gefängniß starb, vorgeblich an einer Hämorrhoidal-Kolik; ebenso bekannt ist, daß sich seine Wittwe mit Uebergehung des Sohnes unter dem Namen: „Katharina die Zweite“ selbst zur regierenden Kaiserin erklärte.

II.

Der Herzog von Bourbon. — Die Marquise de Prie.

Der Herzog von Bourbon und die Marquise de Prie fanden bei der von ihnen gemachten Königin von Frankreich auch wirklich alle die Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, die sie bei ihr zu finden erwartet hatten. Ausschließlich mit dem Bemühen beschäftigt, dem Könige, ihrem Gemahl, zu gefallen, dachte sie nicht im Entferntesten daran, sich um die Angelegenheiten des Staates zu bekümmern. Der König seinerseits, durch die Belustigungen der Jagd, durch Festlichkeiten und Lustpartieen nach den Schlössern von Chantilly, Rambouillet oder Marly hinreichend beschäftigt, würde sich im höchsten Grade beschwert gefühlt haben, wenn man ihn mit Regierungs-Details oder politischen Verhandlungen behelligt hätte. So herrschten also Bourbon und seine Geliebte

vollkommen unbeschränkt, und unter ihnen wieder die Gebrüder Paris ganz ebenso. Wie früher der Regent machte auch Bourbon dem Könige täglich seine Aufwartung, um in größester Kürze mit ihm über die allgemeinen Angelegenheiten zu sprechen und mit ihm, oder richtiger gesagt, um in seiner Gegenwart zu arbeiten. Der Bischof von Frejus unterließ es nie, als Dritter dabei zugegen zu sein. Aber gerade diese Zudringlichkeit des Bischofs fiel dem Herzoge beschwerlich und behagte der Marquise durchaus nicht, die stets bereute, daß demselben das geistliche Portefeuille gegeben war: sie hätte es in ihres Geliebten Namen am liebsten selbst verwaltet. Um den alten Bischof los zu werden, sann sie auf einen Ausweg, und fand endlich auch einen, mittelst welchem sie ihm bald genug zu folgen und beinahe ganz offen in den Staatsrath einzutreten hoffte. Sie überredete nämlich ihren Geliebten den König zu bewegen, bei der Königin, welche er zu jener Zeit liebte, oder für die er mindestens die Ergebenheit hegte, welche jeder Jüngling dem Weibe zu zollen pflegt, das seine erste Eroberung ist und welches ihm die ersten Freuden der Liebe zu kosten giebt, den Vortrag seines Ministers entgegen zu nehmen. Da der bischöfliche Schulmeister dort keinen Unterricht zu ertheilen hatte, so war er natürlich eine überflüssige Person und war so aus dem Felde geschlagen, ohne daß er sich über Zurücksetzung be-

schweren konnte. Dann glaubte die Marquise den Zeitpunkt gekommen, wo sie, durch das Wohlwollen der Königin unterstützt, sich als vierte Person einnisten und so an der Lenkung des Staatsschiffs mit den Anderen Theil nehmen könnte.

Der Plan war ganz vortrefflich, das kann man nicht leugnen, aber der Erfolg entsprach dennoch der Anlage nicht.

Eines Tages, als Bourbon den König überredet hatte, bei der Königin zu arbeiten, fand sich der Bischof von Frejus zur gewöhnlichen Stunde im Kabinete des Königs ein, noch ehe es derselbe verlassen hatte. Der Herzog erschien nicht, er befand sich bereits bei der Königin, und nach einigen Augenblicken verfügte sich der König eben dorthin, ohne ein Wort über das getroffene Arrangement zu dem Bischofe zu äußern. Als der Bischof, der allein zurückgeblieben war und gewartet hatte, die Arbeitsstunde verflossen sah, zweifelte er nicht daran, daß man ihn ausschließen wolle. Er ging nach Hause und schrieb dem Könige einen Brief, in welchem er, betrübt und beleidigt zugleich, dabei aber doch zart und ehrfurchtsvoll, von Seiner Majestät Abschied nahm und seinen Entschluß anzeigte, daß er seine ihm noch übrigen Lebenstage in der allergrößesten Einsamkeit zu verbringen wünsche.

Dieses Schreiben übergab er persönlich dem ersten Kammerdiener des Königs, Niert, und reiste

auch in der That gleich darauf nach Issy, einem ländlichen Aufenthaltsorte ab, wo er sich mitunter von dem Geräusch und Lärm der Hauptstadt zu erholen pflegte und von den Anstrengungen der Staatsgeschäfte ausruhte.

Als der König von der Königin in sein Zimmer zurückkehrte, empfing er das Schreiben aus den Händen seines Kammerdieners, er erbrach es, las es und glaubte sich verrathen. Er brach in ein heftiges Weinen aus, und ging in seine Garderobe, um seinen Schmerz vor den Blicken der Dienerschaft zu verbergen. Niert unterrichtete sogleich den Oberst-Kammerjunker, Herzog von Mortemart von Allem, was sich zugetragen hatte. Dieser eilte zum Könige, fand ihn noch ganz trostlos, und hatte große Mühe ihn zu bewegen, die Veranlassung seiner Betrübniß ihm mitzutheilen. Nachdem ihm dies endlich geglückt war, sagte Mortemart: „Ei, Sire! Sind Sie denn nicht selbst Herr in Ihrem Hause? Lassen Sie dem Herzoge von Bourbon befehlen, daß er im Augenblick nach dem Bischof schicke, und Sie werden ihn bald wiedersehen.“

Als Mortemart sah, daß der Köuig verlegen war, dem Herzog von Bourbon einen solchen Befehl zu ertheilen, erbot er sich sogleich den Auftrag selbst zu übernehmen und zu vollziehen; der junge Monarch fühlte sich durch dieses Anerbieten sichtlich erleichtert, und übertrug Mortemart mit deutlichen

Worten, den Befehl dem Herzoge von Bourbon mitzutheilen. Es geschah, und derselbe wurde darüber höchst bestürzt. Er wollte Schwierigkeiten machen; aber Mortemart, der die Gefahr begriff, die für ihn selbst darin lag, wenn sein Auftrag mißglückte, da ihn der Herzog, als dessen Ueberbringer, leicht auch für den Urheber desselben halten möchte, sprach in einem so bestimmten Tone, daß dem Befehle gehorcht werden mußte.

Sobald sich der Botschafter entfernt hatte, hielten Bourbon, die Marquise de Prie und ihre Vertrauten eine Berathung über die Lage der Dinge und ihre eigene Stellung. Einer derselben meinte, man müsse den Bischof auf dem Wege zwischen Issy und Versailles verhaften und ihn sogleich in eine entfernte Provinz schicken, wohin er durch einen schriftlichen königlichen Befehl zu verweisen sei. Man könne ja dem Könige vorspiegeln, daß sich der Bischof geweigert habe, wieder zurückzukehren und aus eigenem Antriebe weitergezogen sei. Keiner würde es wagen, einen Prinzen vom Geblüt, der noch dazu erster Minister wäre, der Lüge zu zeihen; und der junge König, der sich gewiß lieber mit der Königin, als mit einem alten Lehrer beschäftige, würde ihn allmählich vergessen. Aber während das geheime Konklave noch in dieser Weise überlegte und zögerte kam der Bischof bereits zurück, und stellte sich bei dem Könige ein, der ihn wie seinen leiblichen Vater empfing.

Horatius Walpole, Englands Gesandter in Frankreich und Bruder des Staatsministers Sir Robert, mit gleichem Namen, besuchte den Bischof von Frejus oft, da er die Macht, die er erstrebte, voraussichtlich von ihm erreicht sah, und den geheimen, aber sichern Credit desselben kannte. Er war der Einzige, der auf die erste Nachricht seiner Entfernung sich nach Issy begab, um den Bischof seiner Theilnahme und Freundschaft zu versichern. Da dieses geschah, bevor das Räthsel gelöst wurde, behielt der Bischof, unerachtet alles seines Mißtrauens gegen Jedermann, welches sich sowohl aus einer ihm natürlichen Anlage, als auch aus den Erfahrungen seines Lebens herschrieb, für Walpole jederzeit eine große Zuneigung, aus welcher dieser nicht unterließ zum Frommen seines eigenen Hofes großen Nutzen zu ziehen.

Es läßt sich nach dem früher Dargestellten, sowie nach dem Vorfalle, der so eben erzählt worden ist, leicht ein Schluß ziehen auf das gegenseitige Verhältniß des Herzogs von Bourbon und des alten Prälaten. Der Erstere sah ein, daß man einen Mann nicht bei Seite schieben könne, der dem Könige so überaus theuer war. Er fing deßhalb an, dem Bischofe die größte Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Bischof seinerseits, dem es um nichts Anderes zu thun war, als seinen Einfluß zu erhalten, vermied sorgfältig Alles, was an seinen Triumph er-

innern könnte und fuhr fort, dem Herzoge von Bourbon die Ehrfurcht zu bezeigen, die ihm schon seiner hohen Geburt halber zukam. Die Marquise de Prie, die wohl dem Glücke des Prinzen, aber sehr wenig oder gar nicht seiner Person ergeben war, sah es leicht ein, daß sie die Hoffnung aufgeben müsse, auf die geistlichen Angelegenheiten einzuwirken, und dies brachte sie dahin, auch in manchen anderen Punkten ihre Ansprüche herabzustimmen. Sie wurde äußerst zuvorkommend und einschmeichelnd gegen den Prälaten, und bemühte sich ihn zu überzeugen, daß sie nicht, wie man ihr vorwürfe, die Geliebte des Prinzen, sondern nur seine Freundin gewesen sei, welches Verhältniß sie jedoch jetzt auch aufgehoben habe, da sie eingesehen, wie gänzlich nutzlos ihre guten Rathschläge bei ihm seien. Das Sichere an der Sache ist, daß sie ihre geringe Ergebenheit für den Herzog durch die Menge Untreuen beweisen konnte, die sie sich gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen; aber es wurde ihr trotz alledem nicht eben so leicht, einen alten scharfsinnigen Bischof zu betrügen, wie einen jungen verblendeten Prinzen. Der Prälat faßte den ganz bestimmten Entschluß, den Staat von allen Denen zu befreien, welche noch aus der Zeit der Regentschaft her an der Leitung desselben Antheil hatten, und er zögerte auch nicht lange mit der Ausführung. Der Herzog von Bourbon hatte nicht die geringste Ahnung von seinem

Sturze; er hätte sich sonst wohl freiwillig zurückgezogen, und wäre so nicht nur der Verbannung entgangen, sondern vielleicht auch einem Theile der Demüthigungen, welche die Ungnade der Marquise begleiteten.

Eines schönen Tages, als der König nach Rambouillet fuhr, hatte er den Namen des Herzogs auf die Liste derer gesetzt, mit welchen er sich dort zu unterhalten wünsche. Er reiste voraus und lud Bourbon in freundlichster Weise ein, ihn nicht zu lange auf sich warten zu lassen. Es ist wahrscheinlich, daß der Bischof, welcher den ganzen Plan entworfen, auch diese Worte im Voraus dem jungen Monarchen in den Mund gelegt hatte; aber diese satanische Falschheit lag auch ohnedies in dem Charakter Ludwigs des Funfzehnten, so wie sie überhaupt das Erbtheil aller schwachen und wollüstigen Fürsten zu sein scheint: ähnlich, wie hier gegen Bourbon, benahm sich Ludwig späterhin noch oft und zuletzt gegen den Herzog von Choiseul.

Kaum hatte der König Versailles verlassen, als ein Capitain der Garde dem Herzoge von Bourbon den Befehl des Monarchen überbrachte, sich auf seinen Landsitz Chantilly zurückzuziehen, während ein anderer Botschafter der Marquise befahl, sich nach ihrem Eigenthume Courbe-épine in der Normandie zu begeben. Im Anfange betrachtete diese ihre Ungnade nur als eine vorübergehende Ver-

drießlichkeit. Sie fragte einen ihrer nächsten Freunde, der an dem Mittage desselben Tages, an welchem sie abreiste, bei ihr speiste, ob er glaube, daß ihre Verweisung von langer Dauer sein würde? Es kannte derselbe die Lage der Dinge am Hofe und die neuen Verhältnisse zu genau, um daran zu zweifeln; aber um die Marquise zu trösten, gab er ihr eine solche Antwort, wie sie dieselbe zu hören wünschte. Entweder hielt die Hoffnung ihre Standhaftigkeit aufrecht, oder der Leichtsinn war bei ihr überwiegend, genug, noch eine Stunde vor ihrer Abreise empfing sie in ihrem Kabinette den Abschiedsbesuch eines Geliebten, der keineswegs der Herzog war, und dieser Abschied war ein so zärtlicher, daß er ihre Nachbarn vis à vis, die von ihren Fenstern aus Zeuge desselben sein konnten, da es die Marquise in der Eile vergessen hatte ihre Gardinen oder Rouleaux herabzulassen, auf's Höchste amusirte.

Dieser Glückliche war einer der Sekretaire ihres Mannes.

Der Muth verließ übrigens die Marquise bald genug. Kaum war sie in Courbe=épine angelangt, als sie auch schon erfuhr, daß man ihr die Stelle als Gesellschaftsdame bei der Königin genommen und der Marquise d'Alincourt verliehen habe. Daraus ersah Frau von Prie ganz klar, daß sie von dem Hofe weggejagt war, um nie mehr an denselben zurückkehren zu dürfen. Jetzt wurde sie von

Verzweiflung ergriffen und von Kummer verzehrt, ohne daß sie nur einmal den Trost genoß, von den Aerzten, deren Rath sie einholte, als krank angesehen zu werden. Sie sprachen so lange von Vapeurs und angegriffenen Nerven, die sie durchaus nicht für ihr Leben gefährlich hielten, und behandelten sie so augenscheinlich als malade-imaginaire, bis sie nach funfzehnmonatlicher Abzehrung in ihrem Verbannungsorte im neunundzwanzigsten Jahre ihres Lebens verschied.

III.

Der Kardinal von Fleury. — Das Verhältniß Spaniens und Philipps des Fünften.

Der Bischof von Frejus, Andreas Herkules von Fleury, geboren am 22. Juni des Jahres 1653, wurde nach dem Sturze des Herzogs von Bourbon, der Frankreich und alle Welt überraschte, in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren alleinregierender Minister, und kurze Zeit darauf, am 11. September des Jahres 1726, vom Papste Benediktus dem Dreizehnten zum Kardinal ernannt. Sparsamkeit und ein Sinn für geordnete und gute Haushaltung, das waren die Hauptzüge in dem Systeme, welches er sich für seine Regierung entworfen hatte. Ohne Prahlerei, mit einem anspruchslosen Wesen, den Kern der Macht dem glänzenden Aeußern derselben vorziehend, übte er eine weit weniger beschränkte und ebenfalls weit weniger bestrittene Macht

aus, als es Mazarin mit seinen Ränken und Richelieu mit seinen Schaffotten im Stande gewesen war.

Alles ging während seiner fast siebzehnjährigen Regierungszeit den vollkommen geraden Weg und immer ebenmäßig fort, und, mit einer einzigen Ausnahme von einem Paar kecken, unüberlegten Jünglingen, wurde nicht einmal der Versuch gemacht, den König gegen seinen Minister aufzuregen. Die Königin selbst verhielt sich ganz und gar passiv. Wie mißvergnügt und unzufrieden sie auch über den Fall des Herzogs von Bourbon und die Ministerveränderung sein mochte, suchte sie dennoch nicht im Geringsten auf den Gang der Regierungsangelegenheiten einzuwirken, sondern schloß sich ein für alle mal, wie die Schnecke in ihrem Hause, in den Kreis ihrer Pflichten ein, aus welchem sie auch späterhin nie, und mochten sich die Umstände ihr noch so günstig darbieten, heraustrat.

Ungeachtet des zurückgezogenen Benehmens der Königin, des Gehorsams der untergeordneten Minister und der wahren Ergebenheit des Volkes, fanden sich doch in dem letzteren einige junge unbesonnene Gesellen, welche eines Tages auf den närrischen Einfall geriethen, eine Rolle spielen zu wollen. Der Kardinal hatte es ihnen gestattet eine Art vertraulichen Kreis für den König auszumachen. Sie bildeten sich nun, dadurch verleitet, ganz naiv ein, daß sie in dem Besitze seines tiefinnersten Vertrauens

seien, und daß es auch ein Leichtes für sie sein würde, sich des Staatsruders zu bemächtigen. Der Kardinal wurde von diesem thörichten Wahne in Kenntniß gesetzt, wahrscheinlich von dem Könige selbst. Unter Richelieu, der es so vortrefflich verstanden hatte, aus dem kleinsten Eingriff in seine Macht ein Staatsverbrechen zu machen, hätte die Dreistigkeit dieser Jünglinge sie unfehlbar zum Verderben geführt, besonders da das Geschlecht der feilen und servilen Richter niemals ganz ausstirbt. Der Kardinal Fleury nahm jedoch verständigerweise in der Milde seines Charakters diese Angelegenheit nicht so von der tragischen Seite; er lachte mitleidig über die Thoren, behandelte sie als Kinder, schickte einige von ihnen nach Hause, um verständiger zu werden, oder von ihren Vätern eine derbe Lektion zu erhalten, und verachtete Andere unter ihnen sogar bis zu dem Grade, daß er sie ruhig als Zielscheibe des Gelächters und Gespöttes am Hofe ließ, wo man sie denn auch gewiß nicht schonte. Man nannte den Vorfall in jener Zeit allgemein die Verschwörung „der Wechselbälge."

Die Verwaltung des Kardinals von Fleury ließe sich einfach so schildern, daß man die Darstellung eines einzigen Monats seines Ministeriums gäbe: damit wäre dann zugleich die mehr als sechszehn Jahre umfassende Regierung desselben gezeichnet. Jedoch müßte davon die Zeit der Kriege im

Jahre 1733 und im Jahre 1741 ausgenommen werden; dies waren aber gezwungene Verhältnisse, in welche ihn die Umstände gebracht hatten, so daß er ihnen nicht ausweichen konnte, die aber ganz gegen seinen Willen waren.

Als er aus der Hand des Königs den Kardinalshut entgegengenommen hatte und ihm seine Dankbarkeit dafür bezeugte, umarmte ihn der Monarch in Gegenwart des ganzen Hofes, und zeigte ebensoviele Freude über diesen Purpurhut, als der Kardinal selbst.

Es war die Zahl derjenigen keineswegs gering, die ein Recht auf die Erkenntlichkeit des Kardinals zu haben glaubten, und Ansprüche auf dieselbe erhoben. Der Papst selbst bediente sich derselben, um einen Theil seines sehr gesunkenen Einflusses wiederzugewinnen. Der kaiserliche Reichs-Kanzler von Sinzendorf erhielt bald Ursache, sich zu seiner Vermittlung, um dem Kardinal den Purpur zu verschaffen, Glück zu wünschen, und der französische Ambassadeur in Wien, der Herzog von Richelieu, sah sich gleichfalls belohnt, den desfallsigen Briefwechsel befördert zu haben. Beide bedurften des Kardinals in einem Abenteuer, welches sie persönlich anging, gar sehr.

Der Sohn des Reichs-Kanzlers, der Abbée von Sinzendorf, Graf Westerloo, Kapitain bei den Hellebardierern des Kaisers, und der Herzog von Riche-

lieu suchten in Wien gemeinschaftlich ihre Belustigungen und Zerstreuungen auf. Ein Wunderthäter spiegelte unseren drei Herren vor, daß er, durch den Beistand des Teufels, Jedem das verschaffen könnte, was er am meisten wünschte. Der Wunsch des Herzogs ging nun dahin, den Schlüssel zum Herzen der Fürsten zu erhalten, der Herzen der Frauenzimmer glaubte er auch ohne Zaubermittel sicher zu sein. Ein Steinbruch in der Nähe von Wien war als Schauplatz für die Herbeirufung des Satans ausgewählt worden. Es fanden sich die Betheiligten daselbst, natürlich zur Nachtzeit, ein. Es war Sommer, und die Beschwörung zog sich so sehr in die Länge, daß der Tag bereits im Osten zu grauen begann, als Arbeitsleute, die sich zu ihrem Tagewerk einfanden, ein durchdringendes Hülfegeschrei vernahmen, und als sie demselben nacheilten, fanden sie die obenerwähnten drei Herren zugleich mit einem, als Armenier gekleideten Menschen, der in seinem Blute schwamm und gerade seinen letzten Athem aushauchte.

Dieser Unglückliche war der vorgebliche Wunderthäter, welchen die drei hohen Herren, die ebenso barbarisch wie thöricht waren, ermordet hatten, als sie endlich einsahen, daß sie von ihm betrogen wären. Die Arbeiter, die sich fürchteten, als Mitschuldige angesehen zu werden, flüchteten und entdeckten der Polizei, was sie gesehen. Als man die Namen

der Mörder erfuhr, besonders Sinzendorf's, unterrichtete man den Reichs-Kanzler von dem Vorfalle, der natürlich alles Mögliche that, um die böse Geschichte zu vertuschen; denn so gravirend sie auch für alle drei war, war sie doch für den Abbée am gravirendsten, weil er gerade in jener Zeit nach dem Kardinalshute strebte.

Der Reichs-Kanzler hatte nämlich diese Ernennung für seinen Sohn von dem Abbée Strickland, einem geborenen Engländer und Intriguanten erster Sorte, der sich für seine Person die Befürwortung Polens zu verschaffen gewußt hatte, erkauft. Wie fein und schlau Strickland übrigens auch war, so theilte er doch das gewöhnliche Loos aller Ränkeschmiede: er wollte den besten Ruf von der Welt haben, da aber seine Sitten sehr wenig geregelt und allgemein als verdorben bekannt waren, so fürchtete er, daß seine Hoffnungen in Rom Schiffbruch leiden möchten; um also nicht Alles zu verlieren, schien es ihm am passendsten, seine Ansprüche, Rechte und Hoffnungen zu Gelde zu machen, indem er sie dem Reichs-Kanzler zum Verkauf anböte, welcher sie auch wirklich für seinen Sohn erstand, da er, der die auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Reichs unter seiner Obhut hatte, ohne besondere Schwierigkeit die Uebertragung von Strickland's Ansprüchen auf seinen Sohn durchzusetzen hoffte. Aber dieses Abenteuer des Sohnes durchkreuzte auf

sehr fatale Weise die klugen Berechnungen des Vaters. Die Mitschuld an Zauberwesen und Hexerei ward und wird in Rom bekanntlich für ein weit größeres Verbrechen angesehen, als die Sittenlosigkeit eines Strickland und der Mord an einem Armenier. Derartige Verbrechen, wie absurd dieselben auch sein mögen, sind in den Augen des Fanatismus und der Scheinheiligkeit weit strafwürdiger, als diejenigen, welche die Moral todtschlagen und die Natur beleidigen.

Der Reichs-Kanzler wußte diese Sache in Wien so viel als möglich zu verhüllen, er bat auch den Kardinal von Fleury, daß er dem Herzoge von Richelieu den Rücken frei halten, und das Gerücht, welches sich über den Vorfall verbreiten und möglicherweise auch nach Frankreich dringen könnte, als Verleumdung bezeichnen möchte. Der Kardinal, für dessen Purpurhut sich der Reichs-Kanzler seiner Zeit eifrig verwendet, und dem der Herzog von Richelieu einzubilden gewußt hatte, daß er beim Reichs-Kanzler in dieser Angelegenheit sehr thätig gewesen wäre, lieh jetzt gern in Bezug auf das, was man von ihm wünschte, seine Mitwirkung.

Damit war aber noch immer die Angelegenheit nicht zu einem glücklichen Ende gebracht; man mußte vor allem Andern zu verhindern suchen, daß der Vorfall nicht in einem gar zu ungünstigen Lichte in Rom bekannt würde. Schon der bloße Verdacht

des unsinnigen Verbrechens der Zauberei führt ja dort den Bannstrahl herbei. Der Reichs-Kanzler ergriff darum den Ausweg, einen schriftlichen Bericht an die geheiligte Person des Papstes selbst zu senden, worin er das Abenteuer nur als einen Jugendstreich darstellte, welchem jedoch Bosheit und Schmähsucht leicht dunklere Färbung leihen könnte, und für welchen man deßhalb für alle Fälle flehentlich um Ablaß ad cautelam bäte. Man kann jederzeit mit der größten Leichtigkeit in Rom Ablaß erhalten, wenn man nur dessen Recht anerkennt, einen solchen zu ertheilen und besonders, wenn derselbe von einem mächtigen Minister verlangt wird. So wurde er auch jetzt nicht verweigert und vorzugsweise dem Abbée von Sinzendorf und dem Herzog von Richelieu gewährt. Kurze Zeit darauf wurde der Abbée Kardinal und der Herzog von Richelieu war mit unter der ersten Promotion der Ritter vom Heiligen-Geist-Orden inbegriffen, und zwar mit der Erlaubniß, die Ordens-Dekoration schon vor dem Ritterschlage zu tragen. Graf Westerloo aber, der weder einen Minister zum Vater hatte, noch persönlichen Einfluß besaß, wurde der Sündenbock des Abenteuers, er mußte Wien verlassen, verlor seinen Dienst, und kehrte nach seinem Vaterlande Flandern zurück, wo er dann unbemerkt lebte und endlich starb.

Nachdem sich der Herzog von Richelieu einige Zeit in seinem Hôtel eingeschlossen gehalten hatte,

trat er, mit dem heimlichen Ablaß versehen und mit dem großen blauen Bande geschmückt, öffentlich, und zwar in noch glänzenderer Weise, als zuvor, in Wien auf, und machte einen Theil des gegen ihn gerichteten Verdachts durch die Unverschämtheit, mit der er demselben trotzte, zu nichte. Dennoch dauerte es nicht lange, bis er Urlaub verlangte, und sich auf Reisen nach Italien begab, jedoch ohne Rom zu besuchen, da er sich nicht darum kümmerte, durch den Papst sich seinen Ablaß neu bekräftigen zu lassen. Noch weniger wagte er es sich Modena zu nahen; die Vertraulichkeit, welche zwischen der Herzogin von Modena und ihm stattgehabt hatte, während sie noch Mademoiselle Valois gewesen, machte ihn dem Herzoge ihrem Gemahle gegenüber vorsichtig, da er fürchtete, derselbe könne einen Anfall italienischer Eifersucht bekommen, die oft tragisch endet. Später kehrte Richelieu wieder nach Frankreich zurück, wo er von dem Kardinal Fleury sehr gut aufgenommen und in den vertrautesten Zirkel des Königs eingeführt wurde.

Während der ganzen Dauer seines Ministeriums arbeitete der Kardinal rastlos daran, die Ruhe im Innern des Landes und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Es glückte ihm auch wunderbarer Weise die Interessen des Kaisers, Englands, Spaniens und ihrer Alliirten zu vereinigen. Den Aerger des Madrider Hofes über Frankreich, aus

Veranlassung der Zurücksendung der Infantin, zu vertilgen, das machte die vornehmste Bemühung des Kardinals aus. Er ergriff mit großer Freude die Gelegenheit der Geburt eines Kindes der Königin von Spanien, um die Versöhnung einzuleiten. Der König von Frankreich mußte sogleich einen eigenhändigen Brief an seinen väterlichen Oheim in Spanien richten, um ihn darin mit den freundlichsten Worten zu beglückwünschen, und König Philipp wurde in der That durch denselben so gerührt, daß er im Augenblick erklärte, die Versöhnung wäre vollzogen. Die Königin war aber ihrerseits nicht so leicht zufriedengestellt, und obschon sie genöthigt wurde gute Miene zum bösen Spiele zu machen, mußte doch der Graf Rothemburg, welcher dem Infanten den Heiligen-Geist-Orden überbrachte, sich Formalitäten unterwerfen, welche demüthigend gewesen sein würden, wenn man sie nicht kindisch nennen müßte und nur dazu geeignet, die Königin einem Kinde gleich zu besänftigen. Sie bestand darauf, daß in einer besonderen Audienz, welche der König und sie dem Grafen Rothemburg gestatten würden, derselbe beim Eintritt sein Knie beugen und sie bitten sollte, die Unziemlichkeiten des vorigen französischen Ministers zu vergessen. Die Königin saß zur Seite des Königs, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt. Sie schlug nicht einmal die Augen auf, als der Ambassadeur eintrat, und schien durchaus keine Notiz

von demselben zu nehmen, aber der König hieß ihn sich erheben, stellte ihn selbst der Königin vor und bat sie, in Frankreich nichts Anderes mehr zu sehen, als einen König, der sein geliebter Brudersohn sei, und die Vereinigung im Auge zu haben, welche zwischen den beiden Kronen stattfinden müßte.

Philipp der Fünfte war stets seinem Hause so zugethan, daß eine aufrichtige Versöhnung mit ihm leicht wurde. Auch die Königin schien allmählich ihren Aerger zu vergessen, jedoch brach er zuweilen einmal wieder hervor, um es hinreichend zu zeigen, wie tief sie in ihrem Gemüthe verwundet war.

Hier ist es am Orte, Einiges über die Umwälzung zu sagen, die in Philipps Innerm so erschütternd gewirkt hatte. Das große Publikum hatte wohl einen undeutlichen Begriff von der Schwermuth des Königs, kannte aber weder die Motive noch die Details derselben. Sie wurden jedoch allmählich aus den Depechen der französischen Ambassadeure, — des Grafen von Rothemburg und des Marquis Brancas — an ihrem Hofe klar und bekannt, da die Königin den Zutritt dieser Gesandten zu dem ihrem Königshause so nahe verwandten Monarchen nicht verhindern konnte, und sie überdies auch mitunter selbst den Beistand derselben bedurfte.

Der Leser dürfte sich vielleicht noch erinnern, daß Philipp der Fünfte in einer an Furcht grenzenden Ehrerbietung für den König Ludwig den Vier-

zehnten und in Ergebenheit für seinen älteren Bruder, dessen Unterthan er eines Tages werden konnte, erzogen worden war, und daß es ihm so zur Gewohnheit geworden war zu gehorchen, wem es auch immer sei, wodurch thatsächlich Jeder, der sich vornahm ihn zu lenken, Gewalt über ihn bekam. Die Prinzessin Ursini hatte diese Kunst im höchsten Grade verstanden, und die Königin brauchte, als sie dieselbe fortjagte, nur auf der von ihr gebahnten Straße weiter zu schreiten. Die Einsamkeit, in welcher dieser Fürst jederzeit gehalten wurde, erzeugten in ihm eine Schwermuth, die sich zur Geistesabwesenheit steigerte und schließlich sogar zu periodischem Wahnsinn ausartete. Ohne sichtliche Unpäßlichkeit brachte er zuweilen sechs Monate ununterbrochen im Bette zu, ohne sich einmal anzukleiden, sich rasiren zu lassen, die Nägel zu verschneiden, oder auch nur die Leibwäsche zu wechseln; und wenn ihm dieselbe endlich in Lumpen vom Körper fiel, bediente er sich keiner anderen, wenn nicht die Königin vor seinen eigenen Augen dieselbe vorher benutzt hatte, alles in der Furcht, wie er sagte, daß man ihn mit seiner eigenen Wäsche vergiften möchte. Er aß flüssige Speisen und schlief sehr gut, wenn schon zu ganz verschiedenen Zeiten. Die Stunden, welche dem Gottesdienst gewidmet waren, der in seinem Zimmer abgehalten wurde, waren ebensowenig regelmäßig. An einem Tage geschah es in den Morgen-

stunden, am anderen erst um sieben Uhr des Abends. Zur Winterzeit ließ er oft das Fenster öffnen, ohne daß er hatte einheizen lassen und an gewissen Tagen während des heißesten Sommers ließ er es dagegen fest verschließen, so daß seine Umgebung entweder vor Kälte erstarrte oder vor Hitze erstickte, ohne daß er selbst die geringste Empfindung davon zu verspüren schien. Während der größesten Hitze hüllte er sich oft noch in drei doppelte Decken ein, wohingegen er in der strengsten Kälte die einzige Decke von sich warf und sich in ziemlich unanständiger Lage zeigte. So lange er liegen blieb, beichtete er nie, aber er murmelte immerfort einige Gebete vor sich hin.

Wenn er aufstand, hätte er ganz gut ohne Unterstützung gehen können, wenn nicht der Schmerz, welchen ihm die langausgewachsenen Nägel seiner Füße verursachten, ihn daran gehindert hätten. Mit diesen langen und scharfen Nägeln verwundete er sich auch im Schlafe, und behauptete dann, Andere hätten es gethan, oder er sei von Skorpionen umgeben, welche ihn fortwährend stächen. Manchmal glaubte er sogar schon todt zu sein und fragte, warum man ihn denn nicht begrübe? Dann lag er auch wohl einmal mehrere Tage hindurch in stummer Gefühls- und Empfindungslosigkeit und erwachte oft aus derselben zu wilder Raserei, um sich schlagend und beißend, die Königin, den Beichtvater, den Arzt und Alle, die ihn umgaben, zerkratzend,

und auch sich selbst unter schrecklichem Geschrei mit den Zähnen die Arme zerfleischend. Wenn man ihn fragte, ob er Schmerzen litte, oder was er fühlte, antwortete er Nichts; — und einige Augenblicke darauf sang er irgend ein Lied, oder fiel auch wieder in seinen träumerischen Zustand zurück. Dann geschah es auch oft, daß er während der Nacht plötzlich aufstand und im Hemd und bloßen Füßen ausgehen wollte. Die Königin allein vermochte ihn in solchen Fällen davon abzuhalten und wieder zur Ruhe zurückzubringen.

Wenn er dann ganze Monate lang so in der entsetzlichsten Unsauberkeit im Bett gelegen hatte, ereignete es sich, daß er sich nun wieder einmal gar nicht legen wollte, sondern ebensolange in einem Fauteuil mit herabhängenden Beinen schlief, bis dieselben dadurch ganz aufgeschwollen waren. Unerachtet er bei dieser Lebensweise gar keine Bewegung hatte, verlangte er dennoch starke Nahrungsmittel und in großer Menge, besonders Fleisch; um zehn Uhr des Morgens trank er eine kräftige Fleischsuppe, brachte darauf zwei ganze Stunden am Mittagstische zu, — und oft schlief er ein, ohne denselben zu verlassen, und schlief dann fünf bis sechs Stunden hintereinander, und aß bei seinem Erwachen sogleich wieder, — Abends um eilf Uhr nahm er abermals eine stark mit Kräutern gewürzte Fleischsuppe zu sich.

Zuweilen änderte er auch den Tag in die Nacht und umgekehrt, legte sich um zehn Uhr des Morgens in sein Bett, arbeitete mit einem seiner Minister und stand um fünf Uhr auf, um die Messe zu hören. So schlief er dann auch mitunter ganze zwölf oder vierzehn Stunden hintereinander, und am anderen Tage nur einige Minuten.

Philipp der Fünfte mußte mit einer der stärksten Constitutionen, die es je gegeben hat, begabt gewesen sein, um nicht bei einer solchen Lebensweise und bei den ärztlichen Mitteln, die er für sich selbst ersann, früher zu erliegen. Er verzehrte eine große Dosis Theriak auf einmal, und zwar mehrere Tage hintereinander, schimpfte seine Aerzte Dummköpfe, Charlatans und Schurken, die behaupteten, daß er nicht krank wäre, obschon er es fühle, daß sein Tod bald genug eintreten werde.

Unerachtet aller dieser Verirrungen behielt er doch in Beziehung auf die allgemeinen Angelegenheiten einen sichern Blick, gesundes Urtheil und gutes Gedächtniß. Eines Tages weigerte er sich einem Vorschlag seine Einwilligung zu geben, obgleich man ihm denselben dringend vorstellte. „Ich habe denselben ja schon vor einem Jahre verworfen!" — sagte er, und hatte darin vollkommen Recht. Ohne Zweifel nahm seine Geistesverwirrtheit in den späteren Jahren ab, denn diese Details finden sich nur in den Briefen des Grafen von Rothemburg und

des Marquis de Brancas, die als französische Ambassadeurs in Spanien sich einander folgten, fehlen aber in den späteren Nachrichten.

Nachdem Philipps heftiges Temperament in geschlechtlicher Beziehung sich sehr geschwächt hatte, verlor die Königin einen mächtigen Einfluß auf ihn, — und nahm nun, — wie man allgemein angiebt, — ihre Zuflucht zu reizenden Mitteln, die aber, wie man weiß, selten die erwünschte Wirkung hervorbringen. Eines Tages bediente sie sich vergeblich eines derselben*), wo es gerade galt, den König Philipp dazu zu bewegen, mit Patino, gegen welchen er einen heftigen Widerwillen hatte, zu arbeiten. Er wurde bei dieser Gelegenheit so aufgebracht, daß er nach der Königin schlug und ausrief, daß sie, nicht zufrieden damit, sein Reich ruinirt zu haben, nun auch noch seinen Ruf und seine Ehre zerstören wolle. Ohne Zweifel in der Absicht, um sich zu überzeugen, daß er Veranlassung zu seinen Gewaltthätigkeiten habe, zwang er eines Tages die Königin, nachdem er sie erst geschlagen hatte, ihn um Verzeihung zu bitten. „Ich will," — sagte er zu der Hofbedienung — „daß sie sich mit sammt ihren vier Evangelisten aus dem Staube mache." — Mit

*) Kardinal de Fleury behauptet in einem seiner Briefe, die er im Monat August des Jahres 1740 geschrieben hat, daß Philipp der Fünfte schon damals als Mann vollkommen unvermögend gewesen sei.

diesen Spottnamen pflegte er Patino, den Marquis Skoti, den Erzbischof Amida, Beichtvater der Königin, und die Kammerfrau Pellegrine zu bezeichnen. Der König wurde schon von Raserei überfallen, so oft er nur die Namen derselben erwähnen hörte, aber auf diesen ersten Ausbruch folgten oft bittre Ausdrücke, welche noch weit mehr als Zorn ausdrückten, nämlich ein verwundetes Herz und eine verwirrte Seele. Wenn man das gegenseitige Verhältniß des Königs und der Königin ansieht, so ist es klar, daß sie nur dem brennenden Temperamente ihres Gemahls es zu danken hatte, daß sie so viel Credit besaß, wie sie wirklich hatte, und daß es lediglich die Macht der Gewohnheit war, welche sie im Besitz desselben erhielt. Philipp befand sich in jenem Zustande der Sklaverei, in dem man zwar seine Ketten mit Abscheu trägt, aber nicht den Willen oder die Kraft besitzt, sie vollkommen zu brechen.

Unerachtet Philipp alle seine Kinder liebte, sagte er doch oft in Gegenwart der Königin, daß Ferdinand, der Sohn, den er von seiner ersten Gemahlin hatte, der beste von allen wäre. Als die Königin eines Tages, nachdem dieser Prinz von einer sehr schweren Krankheit wieder genesen war, in Gegenwart des Königs ihrem Stiefsohne eine große Freude über seine Wiederherstellung ausdrückte, ließ der König durch einen höhnisch boshaften Blick und ein bittres Lächeln seinen Sohn merken, daß sie ihn

betrügen wolle. „Sie ist" — sagte er in kurzen Worten und ohne alle Beschönigung — „unerhört falsch!" — Und hierin hatte er wieder richtig gesehen, denn in der That haßte sie den Prinzen Ferdinand, obschon sie ihm äußerlich die größte Ergebenheit bewies; aber sein Vergehen in ihren Augen bestand darin, daß er überhaupt lebte und dazu bestimmt war, eines Tages nicht nur über ihre eigenen Kinder zu herrschen, sondern sogar berechtigt, als König von ihr selbst Gehorsam zu verlangen. Nach dem Tode des ältesten Prinzen, Ludwig, zu dessen Gunsten Philipp einst abdicirt hatte, behielt er immer den Gedanken einer nochmaligen Thronentsagung, und dies fürchtete die Königin. Er schrieb eines Tages im Mai 1729 an den Präsidenten von Castilien, daß er den dortigen Rath zusammenberufen solle, um ihm seine Thronentsagung zu verkünden, — und daß man Ferdinand, den Prinzen von Asturien, zum Könige ausrufen möge. Die Königin, sobald sie Kenntniß von diesem Schritte erlangt hatte, warf sich ihrem Gemahle zu Füßen, und bewog Philipp unter Thränen, mindestens den Marquis von Brancas, den damaligen Ambassadeur Frankreichs, erst um Rath zu fragen. Der Marquis ermahnte ihn im Namen des Königs von Frankreich, auch noch fernerhin die Krone beizubehalten, — und Philipp, auf welchen die bloße Erwähnung des Namens seiner Familie jederzeit eine

mächtige Wirkung ausübte, ließ sich durch ihn überreden, und widerrief seine Abdankung.

Der Marschall von Tessé hatte der Königin denselben Dienst, wie der Marquis de Brancas geleistet, als er nach dem Tode Ludwigs des Ersten, ebenfalls im Namen Frankreichs, Philipp den Fünften bewog, die Krone wieder anzunehmen, wie dies seiner Zeit schon berichtet wurde. Philipps Liebe und Ehrerbietung für den älteren Zweig seines Hauses war eine so hohe, daß er, als er in den stärksten Anfällen seiner Geistesverwirrung die Geburt des Dauphins erfuhr, augenblicklich aus dem Bette, in welchem er schon seit mehreren Monaten, ohne es zu verlassen, gelegen hatte, aufsprang, sich waschen und rasiren, die prächtigsten Kleider anziehen ließ und auf jede erdenkliche Weise die äußerste Freude an den Tag legte.

Nach dem Sturme, welchen der Marquis von Brancas beruhigt hatte, ließ die Königin den unglücklichen König wieder im Besitz von Federn, Papier und Dinte, und um ihn zu zerstreuen, versah sie ihn mit kleinen Pinseln und leinenen Estompen, die in Wasser getaucht wurden, und mit denen er sich dann belustigte, indem er mit ihnen auf dem Tische zeichnete. Wenn ihn aber die Königin auch daran verhinderte sich der Regierung zu entkleiden, so konnte sie ihm doch nicht das Verlangen nach

Ruhe benehmen, und dies war die Veranlassung zu unaufhörlich erneuten Streitigkeiten.

Philipp war, als er aufhören wollte zu regieren, — und thatsächlich regierte er ja nicht einmal, — nichtsdestoweniger neidisch, mißtrauisch und eifrig auf die Erhaltung seiner Macht bedacht. Gleich allen anderen schwachen Regenten, welche sich unvermögend fühlen, wichtige Angelegenheiten zu besorgen, und sich einbilden, wenigstens in Kleinigkeiten ihre Gewalt beweisen zu müssen, so behauptete auch Philipp stets, daß er Alleinherrscher sei, und bewies es durch Kindereien. Als er zum Beispiel einst in dem Hafen Saint-Marie auf seiner Galeere war und sah, daß man, um abzusegeln, den Anker lichtete, fragte er, wie man dies ohne seinen ausdrücklichen Befehl wagen könnte, ließ den Anker auch wirklich wieder auswerfen und dann nach einigen Minuten von Neuem heben.

Weil er es fühlte, daß er nicht Minister nach seiner eigenen Wahl besaß, ließ er sein Mißvergnügen sehr häufig gegen dieselben austoben. Wenn er bei der Unterzeichnung der Expeditionen zu merken vermeinte, daß sie vorzugsweise eine derselben vor der anderen unterschrieben zu haben wünschten, mischte er sie alle untereinander, oder legte diejenige gerade zu unterst, welche er absichtlich oben auf gelegt glaubte. Auf solche Weise ärgerte er Diejenigen, die dem Patino glichen, und bei denen er Ta-

lente entdeckte, welche sie mißbrauchen konnten. Weit besser ging er mit den Beschränkteren um, denn je weniger Geistesgaben er bei einem Menschen fand, für um so ehrenwerther hielt er ihn. „Das ist ein Esel!" — sagte er von solchen, — „aber ein rechtschaffner Mensch!" — eine Meinung, die sehr gewöhnlich, oft falsch, aber jedenfalls für Idioten sehr nützlich ist.

Die Königin hatte viel natürlichen Verstand, aber er war nicht ausgebildet und die Leidenschaft überwucherte denselben deshalb oft. Immer ihr persönliches Interesse suchend, betrog sie sich bei vielen Gelegenheiten und schlug einen falschen Weg ein, um ihr Ziel zu erreichen. Sie besaß Ehrgeiz, aber ohne Seelengröße. In Ermangelung von Kenntniß, bildeten Mißtrauen und unwürdiger Verdacht die Mittel ihrer Vorsicht. Sie besaß die angeborene Schlauheit des niederen Volkes. Von Charakter heftig, wußte sie doch diese Heftigkeit zu zügeln, wo ihr Interesse im Spiel war. List zur Anwendung bringend, wo ihr Aufrichtigkeit vielleicht besser gedient haben würde, vermuthete sie stets, daß man sie betrügen wollte, weil sie selbst immer diese Absicht hatte. Sie liebte das Spionswesen und ihr Hof war überfüllt von heimlichen Angebern. Bis zu ihrer Vermählung war ihr Herz österreichisch gewesen, später mußte es aber natürlich durch ihre Stellung verändert werden. Ihrem Haß gegen

Frankreich folgte in Spanien ein Neid auf dieses Land, der natürlich dort schädlicher werden mußte, als jener ohnmächtige Haß in Parma. Sie suchte Frankreich nur aus Nothwendigkeit auf, und würde zu der Vereinigung dieser beiden Kronen, dem gemeinsamen Ziele beider Reiche, aber mit größerer Sehnsucht auf französischer Seite erstrebt, alle Bemühungen getheilt haben, aber aus ganz verschiedenen Interessen, als jenes.

IV.

Die Gräfin de Mailly und ihre Schwester.

Der Kardinal von Fleury genoß den ganzen Credit, welchen ihm die Schwäche, die Sorglosigkeit und die Unerfahrenheit des jungen Monarchen verschafften. Man kann mit vollstem Rechte von ihm und seinem Verhältniß zu Ludwig dem Fünfzehnten sagen, daß er den König am Gängelband hielt. Noch beherrschten die Seele des jugendlichen Herrschers jene Leidenschaften nicht, die später eine so beklagenswerthe Verwüstung in seinem Herzen anrichteten und das Reich in Unordnung stürzten. Seiner hohen Gemahlin treu, hatte Ludwig bisher die schändlichen Verführer von sich gewiesen, welche ihn von ihr abzuziehen gesucht hatten. Lenkte man geflissentlich seine Blicke auf eine Andere, so antwortete er kalt, mochte der Gegenstand noch so verführerisch sein: „Ich finde die Königin schöner."

Noch war Ludwig der Fünfzehnte in dem schönen Alter der Unschuld. Er verglich seine Gattin häufig mit der Königin Blanche, der Mutter Ludwigs des Heiligen.

Der Himmel hatte diese glückliche Ehe schon durch die Geburt dreier Prinzessinnen gesegnet, aber noch immer stand der Thron ohne Erben, und die Nation schien bloß zur Hälfte die Seligkeit eines Friedens zu genießen, dessen sie ein einziger unglücklicher Schlag berauben konnte. Der König und die Königin hofften mit Zuversicht auf die Erfüllung ihres heißesten Wunsches und bestürmten den Himmel mit Gebeten und durch das Verdienst ihrer stillen Wohlthaten und Segnungen, diesen glücklichen Augenblick zu beschleunigen. Am 8. December 1728, dem Tage der Himmelfahrt der allerheiligsten Jungfrau, trugen sie beide derselben ihre und ihres Volkes heiße Wünsche vor und beschworen sie, zur Beruhigung der Nation, deren Schutzpatronin sie sei, um ihre geheiligte Fürbitte, daß Frankreich ein Prinz geboren würde, der es eines Tages regieren könnte. Ihre Gebete wurden erhört, gerade neun Monate darauf kam die Königin mit einem Prinzen nieder. Diese fromme Fürstin, welche keinen Augenblick daran zweifelte, daß nur die Fürbitte der heiligen Jungfrau dieses Wunder bewirkt habe, bewies sich ihr während der ganzen Dauer ihres Lebens dafür dankbar. Und Nichts

kann mit der Freude Ludwigs des Fünfzehnten verglichen werden, die ihm das beseligende Gefühl einflößte, Vater eines Sohnes zu sein.

Der Prinz wurde von dem Kardinal de Rohan, dem Oberhofprediger Frankreichs, getauft, und zwar, wie es gebräuchlich war, ohne die gewöhnlichen Ceremonien, die man bis zu dem Zeitpunkte aufschob, wo die königlichen Kinder die Bedeutung derselben zu verstehen in Stande waren, so daß sie selbst mit wahrer Ueberzeugung die Verbindlichkeit bekräftigen konnten, welche ihnen als Bekennern der Lehre Christi mit der Taufe auferlegt wurde.

Ludwig der Funfzehnte hatte nicht vergessen, mit welcher Sorgfalt die Herzogin de Ventadour seine eigene Kindheit geleitet hatte; er wünschte deshalb, daß sie dieselbe auch bei seinem Sohne erneuen oder fortsetzen möchte. Sie hatte schon die obere Obhut über die Prinzessinnen, und man übergab ihr nun auch den Dauphin zu ganz besonderer Fürsorge. Und gewiß, keine Frau in ganz Frankreich war mehr geeignet, diese heilige Bestimmung zu erfüllen, als die Herzogin von Ventadour. Sie hatte ihren Monarchen als Kind mit wahrer Leidenschaft geliebt, ihre Sorgfalt für ihn war nur mit der der zärtlichsten Mutter zu vergleichen. Sie besaß, was für ein solches Amt besonders nöthig ist: große Milde und Sanftmuth, gepaart mit ebensovielem Ernste.

Eines Tages, als Ludwig der Funfzehnte nach der Sitte des französischen Hofes öffentlich soupirte, und dabei allzu lebhaft die vergoldeten Girandolen zu betrachten schien, warf ihm die Herzogin eine so auffallende Bewunderung vor: „Sire!“ — sagte sie, — „Eure Majestät dürfen nichts Frivoles schön finden!“

Ein anderes Mal, als ihr Zögling während des Spiels einen Louisd'or fallen ließ und sich bücken wollte, um ihn wieder aufzuheben, verhinderte sie dies mit der Bemerkung, „daß das Gold, welches einmal aus seiner Hand gefallen sei, ihm fortan nicht mehr gehören dürfe.“

Mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften des Verstandes und des Herzens vereinigte die Herzogin von Ventadour eine so wahre und tiefinnige Frömmigkeit, wie man sie sich bei einer Person nur immer wünschen kann, der die Erziehung eines königlichen, für den Thron bestimmten Kindes anvertraut ist.

Als im Jahre 1741 der Kornmangel in den meisten Provinzen die äußerste Noth zuwege gebracht hatte, ließ sie sowohl in Versailles, als auch auf ihren Gütern ihr ganzes Einkommen unter die Armen vertheilen, und außerdem noch vierundzwanzigtausend Francs ihres Besitzes. Und als ihr Intendant ihr vorstellig machte, daß eine so ausgedehnte Wohlthätigkeit die ihr von der Vorsicht vor-

geschriebenen Grenzen überschreite, antwortete sie: „Geben Sie nur immerhin, — und leihen Sie sich so viel, wie Sie nöthig haben; es ist besser, als daß Jemand vor Hunger umkomme. Weder ich noch meine Familie werden deshalb Mangel leiden, und in der Stellung, in der ich so glücklich bin, mich zu befinden, ist es wahrlich kein großes Verdienst, sich der Vorsehung anzuvertrauen."

Der König hatte schon Depeschen an seinen Schwiegervater, den König Stanislaus, abgesendet, um ihm die erfreuliche Nachricht von der so lange ersehnten glücklichen Geburt des Dauphins zu melden. Die Hauptstadt und die Provinzen wurden offiziell von dem glücklichen Ereigniß in Kenntniß gesetzt, und Kouriere flogen bald nach allen Seiten hin, um die frohe Neuigkeit den französischen Ambassadeuren an den fremden Höfen zu überbringen. Ludwig der Funfzehnte war von seinem Volke damals wahr und innig geliebt, und von allen seinen Nachbarn hochgeachtet. Die herzliche Freude, welche er über die Geburt eines Sohnes empfand und zeigte, wurde daher nicht nur von Frankreich, sondern auch vom ganzen übrigen Europa getheilt. Die Prinzen vom Geblüt überbrachten ihm sofort ihre Glückwünsche, die Ambassadeure der fremden Mächte an seinem Hofe und die sämmtlichen Korps und Behörden des Staates, alle fanden sich ein, um ihm zu gratuliren, und er erklärte, daß man

ihm seit seiner Thronbesteigung noch nie einen Glückwunsch abgestattet hätte, der so viel Schmeichelhaftes enthielte, und ihm angenehmer wäre, als dieser.

Der König und die Königin genossen in stiller Freude und im vollsten Maaße das Glück und den Trost, einen Thronerben zu besitzen. Wie glücklich sie auch schon vorher gewesen waren, so hatte doch die Geburt des Dauphins sie noch inniger zu einander gezogen. Aber ach! die Freude dauerte nicht lange! Gerade von dieser Zeit ab suchten die schändlichen Sejaner, welche leider an allen Höfen häufig genug sind, das Herz des Monarchen zu verführen, und seinen rechtschaffenen, ehrlichen, offnen Charakter zu verderben, — und, was dem Andenken des Kardinals von Fleury einen unauslöschlichen Schandfleck aufdrückt, er gerade war der Erste, der diesen schändlichen Machinationen Vorschub leistete.

Noch besaß die Königin das Herz des Königs; aber — meinte man — der Monarch könnte doch eines Tages ihrer überdrüssig, ja von einem gewissen Widerwillen gegen sie ergriffen werden. Der Umstand, daß sie ihm eine Menge Kinder rasch hintereinander geboren, dürfte das Seinige dazu beitragen, diesen unglücklichen Augenblick zu beschleunigen. Welche Revolution in den Verhältnissen des Hofes hätte man dann nicht von einem solchen Ereigniß zu befürchten gehabt! Das einzige Mittel, diesen übeln Folgen zuvorzukommen, war, das Herz

des Königs bei Zeiten einen gefahrlosen Abweg einschlagen zu lassen, mit andern Worten, Seiner Majestät eine Sirene als Maitresse zuzuführen, von der man vollkommen überzeugt sein könne, daß sie sich lediglich mit dem Departement der Vergnügungen begnügen und die der Politik und der Staatsangelegenheiten Seiner Eminenz überlassen werde. Man leitete zu diesem Behufe eine Intrigue ein, von der die Weisheit eines Salomo und die Keuschheit eines Joseph selbst hätte verführt werden können. — Zuerst gewann man den Beichtvater der Königin. Dieser scheinheilige Priester gab Ihrer Majestät zu verstehen, daß sie nun, nachdem sie ihre Pflichten als Gattin erfüllt, dem Throne einen Erben und ihrem Gemahle Prinzessinnen geschenkt hätte, welche der Schmuck des Landes wären, Gott ein angenehmes Opfer darbringen würde, wenn sie fortan die schönste aller Tugenden, die keusche Enthaltsamkeit übe und sich aller fleischlichen Lust, welche doch nur die Seele zum Irdischen hinabzöge, statt sie zum Himmel, ihrem eigentlichen Vaterlande zu leiten, enthielte.

Ohne Zweifel würde, wenn die Königin den sinnlichen Genüssen ergeben gewesen wäre, dieser Rath keine besondere Wirkung hervorgebracht haben; aber der geringe Antheil, den sie in dieser Beziehung von der Natur erhalten hatte, war bereits verbraucht und unter strengen Andachtsübungen er-

erloschen. Der scheinheilige Pfaffe fand daher eine willige Schülerin.

Eines Tages, als sich Ludwig der Funfzehnte, vom Wein erhitzt und aufgeregt, in das Bett der Königin geschlichen hatte, überließ sie sich, wohl nicht allein im Andenken an die im Beichtstuhle erhaltene Mahnung, etwas unvorsichtig ihrem Abscheu, und wies seine Umarmungen mit einem Unwillen zurück, der für die Eigenliebe des Monarchen viel Verletzendes hatte. Er schwur in seiner Erbitterung, daß er nicht zum zweiten Mal eine solche Beschimpfung erdulden wolle, und er hielt Wort.

Die Verführer hatten ihre Absicht erreicht und gewonnes Spiel, es blieb jetzt nichts weiter übrig, als Ludwigs persönlichen Widerwillen gegen ein Verhältniß zu besiegen, das ihm völlig neu war, einen Widerwillen, der außerdem noch durch eine gewisse Blödigkeit vergrößert wurde, die überhaupt einen der wesentlichsten Züge in seinem Charakter ausmachte.

Die Gräfin von Mailly, die Staatsdame der Königin, wurde als die zu einer solchen Stelle am meisten passende Dame des Hofes angesehen. Sie konnte beinahe als Wittwe gelten, sie hatte keine Kinder und war, was namentlich hier als eine Hauptsache erschien, frei von allem Ehrgeize. Ueberdies konnte sie, als eine intime Freundin der Gräfin von Toulouse, die Stelle, welche man ihr zu

geben beabsichtigte, nicht mißbrauchen; sie flößte also dem Kardinal, oder vielmehr seiner Maitresse*), nicht das mindeste Mißtrauen ein; übrigens war sie höchst liebenswürdig, geschmeidig und mit der hinreichenden Kunstfertigkeit begabt, um den modernen Hippolyth zu zähmen.

Madame de Mailly war weder jung noch schön, ja man konnte sie eigentlich nicht einmal hübsch nennen. Bei einem Alter von nahe an fünfunddreißig Jahren hatten ihre Gesichtszüge nichts Bemerkenswerthes, als zwei große schwarze Augen, die, wenn auch ursprünglich durchdringend und lebendig, doch für gewöhnlich eine gewisse Kälte ausstrahlten. Sie mußte diese Kälte jetzt etwas mildern und von der ursprünglichen Keckheit gerade so viel zeigen, als nöthig wäre, um einem blöden Liebhaber Muth einzuflößen. Der Ton ihrer scharfen Stimme vollendete noch ganz besonders ihre entschlossene und kecke Haltung. Ein solches Aeußere war, den Umständen nach, unendlich vortheilhafter, als eine schlanke Figur, runde Arme, Adel, Anmuth

*) Fleury hatte die Prinzessin von Savoyen-Carignan zu seiner Maitresse gemacht, was so viel heißen will, als sich ihrer Leitung überlassen; er vertraute ihr ohne Weiteres alle Staatsgeheimnisse an, und folgte ihrem Rath. Es war dies schlaue Weib 45 Jahre alt, Fleury aber nahe an Neunzig. Sicherlich bestand das Vergnügen dieses französischen Nestors nur noch lediglich in Rückerinnerungen.

und alle Verführungskünste anderer Schönheiten des Hofes. Dieses Aeußere wurde außerdem durch ein Talent unterstützt, welches Frau de Mailly im höchsten Grade besaß, durch das Talent nämlich, sich mit einem ausgesuchten Geschmack zu kleiden: alle ihre späteren Rivalinnen versuchten vergeblich es ihr in diesem Punkte gleich zu thun. Im Uebrigen hatte die Natur sie durch schöne Eigenschaften des Verstandes und des Herzens reichlich dafür entschädigt, daß sie ihr die Schönheit des Körpers verweigert hatte. Sie war lebendig, gesprächig, von stets sich gleichbleibender froher Laune, voll Freundlichkeit gegen Jedermann, edelmüthig, voll Theilnahme an Anderer Mißgeschick, und stets bereit, wo sie zu helfen vermochte. Bis zu ihrer Erhöhung, wenn man die ihr bereitete Stellung so nennen darf, hatte sie sich genöthigt gesehen, indirekte Mittel anzuwenden, um nicht die Gunst zu verlieren, die sie bei gewissen hohen Personen besaß und vor Allem von Seiten des Kardinals von Fleury genoß, der sie jetzt nur hervorzog, um sie eine vollkommen passive Rolle spielen zu lassen.

Nachdem man sich über die Bedingungen zuvor vollkommen geeinigt hatte, ertheilte der erste Minister dem Herzoge von Richelieu den etwas zweideutigen Auftrag, dem Könige Madame de Mailly vorzuschlagen. Dieser feine und in allen Künsten der Verführung bewanderte Hofmann hatte sich in die

Gunst des Monarchen so einzuschleichen gewußt, daß er jetzt vollkommen das Vertrauen desselben besaß. Der Kardinal zweifelte nicht daran, daß man den Herzog mit ebensoviel Erfolg bei einem Liebeshandel verwenden könnte, als zu irgend einer wichtigen politischen Negociation. Der Erfolg zeigte, daß er richtig calculirt hatte. Sich der Familiarität bedienend, die ihm Ludwig der Funfzehnte sich gegenüber gestattete, ging der Günstling zuerst geschickt auf das Verhältniß des Königs zur Königin ein und die unglückliche, beklagenswerthe Leere, die dadurch in dem Herzen des Königs entstanden sein müsse. Dann zeigte er ihm die Nothwendigkeit, diese Leidenschaft durch eine andere zu ersetzen; er stellte ihm die Liebe als einen Trost für Jedermann, insbesondere aber für die Fürsten dar, die sie am besten genießen könnten, und auch unter den mannigfachen Bekümmernissen des Thrones genießen müßten. Er vermochte endlich den König, in eine erste heimliche Zusammenkunft mit der Madame de Mailly einzuwilligen. Dieser war somit Spielraum genug geboten, aber dennoch, und trotz des Feuers, welches ihn, den noch jugendlichen Mann, verzehren mußte, trotz seines sonst heftigen Temperamentes und der langen Zurückhaltung, in welcher er seit dem Bruch mit der Königin lebte, blieb der Angriff der Gräfin fruchtlos. Die Blödigkeit hatte Ludwigs Sinne so gefangen genommen, daß die Gräfin sich

verzweifelnd über den geringen Eindruck beklagte, den sie auf das Gemüth des Königs hervorgebracht habe. Man konnte sie nur mit Mühe zu einem neuen tête-à-tête bewegen; man sagte ihr, daß sie während desselben in Ludwig ganz den Monarchen vergessen müsse, und nur den Mann in ihm sehen dürfe, mit dem sie sich zu beschäftigen habe. Sie willigte endlich ein, und der Eifer des Monarchen sie wiederzusehen, ermunterte sie auf das Höchste. Nun überzeugt, daß es nur eines wirklichen Angriffes bedürfe, um zu siegen, überließ sie sich nach den gehörigen, nur noch auf größere Aufregungen berechneten Präliminarien, den äußersten Mitteln der allerabgefeimtesten Courtisanen. Ihre Schmeicheleien bezauberten den König so vollständig, daß er sich augenblicklich seinen Entzückungen überließ, die um so heftiger waren, als er sie so lange unterdrückt hatte.

Nach Beendigung dieser faunartig durchgeführten Scene eilte Frau von Mailly entzückt hinweg, und begab sich in dem Liebesrausch, in dem sie sich noch befand, zu ihren Gönnern. Diese bestürmten sie, neugierig zu erfahren, was sich zugetragen hätte, mit wenig verschleierten Fragen, auf die sie nur antwortete: „Mein Gott! Sehen Sie denn nicht, wie mich dieser Wollüstling zugerichtet hat?"

Nachdem er den ersten Schritt gethan, überließ sich der König ohne Gewissensbisse dem doppelten

Ehebruche. Inzwischen wurde dieser ganze Liebeshandel doch noch eine Zeit lang geheim gehalten, bald aber wurde auch dieser Zwang abgelegt, und Ludwig machte kein Mysterium mehr aus seiner Eroberung. Der Hof sprach nun darüber, und die Königin erfuhr auch davon, aber statt den Versuch zu machen, den Einfluß, den sie früher auf ihren Gemahl gehabt hatte, wieder zu gewinnen, begnügte sie sich damit ihre Lage an den Stufen des Altars zu beseufzen.

Der Graf von Mailly, der sich vorher sehr wenig um seine Gattin bekümmert hatte, gab sich den Anschein, ihr diese Untreue sehr übel zu nehmen. Aber er bewirkte dadurch nur die Ausfertigung eines Befehls, sich alles ehelichen Umgangs mit seiner Gemahlin zu enthalten. Der Vater der Maitresse, der Marquis de Nesle, beklagte sich auch über das Betragen seiner Tochter. Man hatte aber Recht, dies nur für einen Vorwand anzusehen, um Geld zu erpressen, dessen er jederzeit sehr benöthigt war; als man ihm Geld gegeben hatte, war er zufrieden.

Der Kardinal de Fleury spielte bei diesem Liebesdebüt des Königs seine Rolle mit der größesten Verschmitztheit. Um der Nation zu imponiren und derselben jeden Gedanken zu benehmen, als habe er den Unordnungen in dem Lebenswandel seines hohen Eleven irgendwie Vorschub geleistet, trieb er die Heuchelei so weit, daß er dem König sogar ernst-

liche Vorwürfe darüber machte. „Ich habe Ihnen überlassen, mein Reich zu regieren," — antwortete der König bitter auf derartige Vorstellungen, — „ich hoffe aber, Sie werden erlauben, daß ich wenigstens mich selbst regiere." — Dieser Vorfall und die Antwort des Königs war, wie es sich leicht vermuthen ließ, in der allerkürzesten Zeit in ganz Frankreich verbreitet.

Unerklärlich bleibt es, daß dies an und für sich einfache Verhältniß einen so großen Skandal bei den Parisern erregte. Das Volk im Allgemeinen, und das französische ganz besonders, glaubt bei jeder Veränderung bestehender Verhältnisse auf etwas Besseres hoffen zu dürfen. Man hatte sich geschmeichelt, daß eine Maitresse etwas Gutes bewirken würde, als man aber sah, daß dieselbe nur die Gewalt des ersten Ministers verstärkte, betrachteten Diejenigen, welche anfangs die Leidenschaft des Königs gebilligt hatten, das neue Verhältniß als ein verabscheuungswürdiges, welches nicht verfehlen werde, den Zorn des Himmels auf das Reich herabzurufen. Man schrieb satyrische Verse, man sang skandalisirende Chansons und geißelte darin den Liebhaber wie die Geliebte in ganz gleicher Weise.

Was die Letztere entschuldigen konnte, war allein der Umstand, daß ihr die Rolle, welche sie spielte, von ihrem Herzen eingegeben war; daß sie sich stets mehr und mehr an die Person, als an das Dia-

dem, welches dieselbe trug, fesselte; daß sie wirklich und aufrichtig Ludwig den Funfzehnten liebte; daß sie niemals eine äußere Gunstbezeugung von ihm begehrte, weder für sich selbst, noch für irgend Jemand aus ihrer Verwandtschaft; daß sie niemals dem Staate zur Last fiel; daß sie den Hof schließlich eben so arm verließ, wie sie einst denselben betreten hatte; daß sie, nach dem von Madame de La Vallière gegebenen Beispiele, nach dem Verluste ihres königlichen Liebhabers, nie wieder einen Mann würdig hielt sich ihr zu nahen; und endlich, daß sie bis zu ihrem Tode unter bittern Thränen und Bußübungen den Skandal beweinte und gut zu machen suchte, den sie durch Befleckung des königlichen Ehebettes verursacht hatte.

Lange vorher, und schon, als sie noch auf der Höhe ihres Glückes stand, hatte sie ihre Strafe in ihrer Leidenschaft selbst gefunden. Sie bereute es mehr als einmal, daß sie dem Könige einen ihm so nothwendigen Zügel abgenommen hatte: Ludwig, welcher sie mehr würdigte, als schätzte, wurde nun nicht weiter von irgend einer Art Blödigkeit zurückgehalten, sondern ließ ihr gegenüber allen seinen fleischlichen Lüsten völlig freien Lauf.

Die Gräfin von Mailly hatte eine Schwester, Madame de Vintimille, die erst seit Kurzem vermählt war. Dieselbe hatte in ihrer äußeren Erscheinung zwar durchaus keinen Vorzug vor ihrer

Schwester, als den, welchen die größere Jugend verleiht; aber sie besaß mehr Geist als diese und zögerte keinen Augenblick, sich desselben zu bedienen, um Madame de Mailly zu verdrängen und den Monarchen für sich einzufangen. Alle, die sie kannten, bekamen bald Veranlassung, ihre Macht zu fürchten. Sie war stolz, keck und unternehmend, anmaßend, neidisch, rachgierig, wünschte zu befehlen und fand Freude daran, sich gefürchtet zu machen, — daher besaß sie, wie es bei einem solchen Charakter selbstverständlich ist, auch nur wenige Freunde. Nur auf ihr eigenes Interesse denkend, wollte sie nichts Anderes, als den größtmöglichen Vortheil aus der Sklaverei ihres hohen Knechtes für sich ziehen; und hiermit würde es ihr gewiß auch vollkommen geglückt sein, wenn der Tod sie nicht schon im Anfange ihrer Laufbahn abgerufen hätte. Sie starb zwar im Wochenbette, aber der Verdacht einer Vergiftung wurde trotzdem laut. Ihr Verlust verursachte dem Könige einige Tage wahrer Trauer. Die Schwester der Verstorbenen, welche er als geheimen Agenten bei dieser Liebes-Intrigue benutzt hatte, betrauerte auch ihre Rivalin. Madame de Vintimille hinterließ einen Sohn, den Grafen de Lui, der seinem Vater Ludwig dem Funfzehnten später so ähnlich wurde, daß er, als das vollkommene Abbild desselben, am Hofe immer nur „le dimi Louis“ genannt wurde.

Die Trauer des Königs dauerte übrigens nicht lange, und die Vergnügungen nahmen bald wieder ihren gewöhnlichen Lauf: Jagden und beständige Reisen ließen ihn Madame de Vintimille bald ganz vergessen. Madame de Mailly trat wieder in ihre alten Rechte und begleitete ihn in Gesellschaft der Mademoiselle der Charolois und der Gräfin von Toulouse überall.

Die erstere, Tochter von Madame und Schwester von Monsieur le Duc, schien schon seit ihrer Kindheit wie geschaffen zu sein für die Vergnügungen, sowohl ihrer äußern Schönheit, als auch ihrer ganz besonderen Anmuth halber; sie war überdies mit einer ungemein hohen Empfindsamkeit begabt, die sie ganz vorzüglich für die Liebe stimmte; auch hatte sie bereits sehr viele Liebhaber gehabt und war fast regelmäßig alle Jahre ins Wochenbett gekommen, ohne davon ein größeres Geheimniß zu machen, als etwa eine Operntänzerin in einem solchen Falle zu thun pflegt; man sagte bei dergleichen Gelegenheiten, die Prinzessin sei erkrankt, und der ganze Hof mußte dann sechs Wochen lang zu ihr schicken, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen.

Sie hatte einmal einen Schweizer in ihrem Dienste, der mit dieser Hofsitte nicht bekannt war, und dem man vergessen hatte, die behufige Instruktion zu ertheilen; dieser antwortete denen, die sich nach dem Befinden der Prinzessin erkundigten, treu-

herzig: „Die Prinzessin befindet sich den Umständen nach wohl, und das Kind gleichfalls.“

Die übrigen Schwestern dieser Prinzessin genirten sich ebensowenig: Mademoiselle de Sens hatte Monsieur de Meulerrier-Langeron zum Geliebten, und Mademoiselle de Clermont den Herrn de Melun.

Mademoiselle de Charolois war im Geheimen mit dem Prinzen de Dombes vermählt, aber die Etikette hatte der öffentlichen Verkündigung dieser Ehe unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt. Sie war auch auf das Intimste mit der Gräfin von Toulouse befreundet. Die Erstere liebte den Glanz und geräuschvolle Feste, die Letztere dagegen das Landleben mit seinen stillen Freuden. Das Interesse, welches ja so manche Verbindungen bildet und zusammenhält, ließ auch Modemoiselle de Charolois die Freundschaft mit der Gräfin aufrecht erhalten, weil diese es verstand, für sie und ihre Anhänger die Gnadenbeweise auszuwirken, die sie von dem Könige begehrte.

Diese beiden Damen waren es, welche die aufregenden und entzückenden Soupers erfunden hatten, die in besonders dazu eingerichteten, heimlich und versteckt gelegenen Zimmern, die nur für die Eingeweihten und Vertrauten zugänglich waren, abgehalten wurden; man nannte die Zimmer „petites appartements“, und übertrug dann diese Bezeich-

nung auch auf die vertrauliche gesellschaftliche Vereinigung selbst. Ludwig der Funfzehnte ließ sich dergleichen petites-appartements in allen seinen Palästen einrichten, — sie waren nicht nur nicht von den Repräsentationsräumen geschieden, sondern hatten vielmehr diejenige Verbindung mit jenen, welche für die Servirung nöthig war. Eine verborgen angebrachte Thür in dem Schlafgemach des Königs machte es für ihn leicht, sich heimlich dorthin zu begeben, und wenn es ihm beliebte, auch einen der eingeladenen Gäste mit sich zu nehmen, ohne Aufsehen zu erregen. Die Künstler hatten ihr ganzes Genie auf die Eleganz in der Meublirung dieser Gemächer verwenden müssen, und der ausgesuchteste Luxus herrschte in der Anordnung des Ganzen. Man findet eine allegorische Beschreibung derselben in den sogenannten „Persischen Anekdoten", welche dem Herzog von Nivernois zugeeignet sind.

„Es war", — sagt der Verfasser darin, — „ein kleiner Tempel, in welchem man oft nächtliche Feste feierte, die dem Bachus und der Venus geheiligt waren. Sofi war der Ober-Priester, und Retima die Ober-Priesterin; die übrige Gesellschaft bestand aus liebenswürdigen Weibern und eleganten Männern, die würdig genug erschienen, in die Mysterien eingeweiht zu werden. Dort suchte man durch zahlreiche Libationen und durch Hymnen an Bachus dieses Gottes Fürsprache bei der Göttin

Cythere zu erwirken, welcher man dann später auch seine Opfer darbrachte. Die Libationen geschahen in den feinsten Weinen und die Gerichte waren ebenfalls ausgesucht. An besonders feierlichen Tagen wurden sie von dem Oberpriester mit eigenen Händen bereitet und vorgelegt. Comus ordnete diese Feste an, und Hornus präsidirte ihnen. Kein Uneingeweihter wagte es, diese hohen Ceremonieen zu stören, oder in das Innere des Tempels in dem Augenblick zu treten, in welchem die Priester und Priesterinnen, erfüllt von göttlichen Eingebungen, in eine Extase verfielen, deren Grade die Höhe ihres Eifers bewiesen und die Anwesenheit der Götter verkündeten, worauf man dann erst die Pforten des Tempels verschloß.... Gewisse Tage des Jahres waren nur dem Gotte Bachus gewidmet, — und diese Feste, „petites-fêtes" genannt, waren diejenigen, zu welchem der Oberpriester Sevagi, Fatmé, Zelide und einige Andere einließ, vor deren Augen, als Profanen, man nur die niederen Mysterien feierte. Obschon sich diese noch nicht zu den Glücklichen zählen konnten, denen die wichtigen und wesentlichen Verrichtungen des Kultus anvertraut waren, so bekamen doch auch sie schon einen Vorschmack der Seligkeit, welche ihrer später wartete."

Man ersieht aus den weiteren Details dieses Berichtes, daß Ludwig der Funfzehnte bei diesen Orgien unter dem Namen Sofi, sowie Madame de

Mailly unter dem Namen Retima figurirte, und daß diese petites-appartements sowohl den Freuden des Tisches als denen der Liebe gewidmet waren.

Den ersten oder höchsten Grad dieses Ordens bekleideten diejenigen Courtisanen, die entweder ausschweifend genug waren, um an den Orgien des Königs werkthätig Theil zu nehmen, oder auch nur schamlos genug, um als Zeugen dabei zu figuriren. Die anderen Grade umfaßten einen ausgedehnteren und ehrbarerern Kreis: der Graf und die Gräfin von Toulouse, Mademoiselle de Charolois, von dem Berichterstatter Sevagi, Fatmé, Zelide genannt, waren hier die Hauptakteure. Dann ging Alles anständiger zu, und unter Libationen ließ man nur dem frohen Scherz und höchstens feineren Sarkasmen freien Lauf. Unter frivoler Fröhlichkeit sagten bei diesen Gelegenheiten La Trémouille, Agen, Maurepas, Coigny und Souvré dem Könige manche nützliche Wahrheiten, welche jedoch unglücklicherweise meist verloren gingen.

Wenn sich die Prinzessinnen zurückgezogen hatten, oder wenn sie ganz abwesend waren, pflegten diese Orgien erst recht zum Bacchanal auszuarten. Madame de Mailly, in jener Zeit würdig, ein Jahrhundert früher geboren zu sein und eine eifrige Verehrerin des guten Champagners, hatte auch dem Könige denselben Geschmack beizubringen gewußt.

Man erneuerte nun die Ehrenkämpfe der alten Trinker, das heißt, man stellte Wetten an, wer seinen Widerpart zuerst unter den Tisch trinken würde, und der Sieger genoß hohe Ehre. Wenn dann ein solcher Kampf eine Weile gedauert hatte, so kamen die eingeweihten Diener, um alle Gäste im Geheimen wegzuführen; denn dies pflegte sich sowohl bei den Besiegten wie bei den Siegern stets als nothwendig herauszustellen.

Mit Recht kann man es der Gräfin von Mailly vorwerfen, daß sie ihren Geliebten zur Theilnahme und zur Veranstaltung solcher Orgien verleitet hat, aber gar Manches berechtigt zu dem Glauben, daß er selbst Vergnügen daran gefunden habe. Man kann dies auch aus dem Umstande vermuthen, daß es Ludwig dem Funfzehnten viel Freude machte, den Koch zu spielen und Ragouts zuzubereiten, ein Vergnügen, welches, wennschon an und für sich unschuldig, doch eine Gemüthsrichtung verräth, die wenig geneigt oder gewöhnt ist, sich mit edlen und großen, eines Regenten würdigen Ideen zu beschäftigen.

Der Monarch stellte sich oft in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse ein, um dort zu jagen. Dieses entzückende Thebaide behagte ihm, weil er sich daselbst von der Bürde des Hoflebens befreit sah, und sich einer Würde entkleiden konnte, deren Schwere ihn niederdrückte.

Der Kardinal de Fleury war ohne Unruhe, so oft er wußte, daß der König sich an den erwähnten Orten befand, denn die Zeit war damals noch nicht gekommen, in welcher les petites appartements und Rambouillet der Mittelpunkt für Politik, Negociationen und Intriguen werden sollten.

V.

Der Tod des Kardinals von Fleury.

Fleury hatte das hohe Alter von neunzig Jahren erreicht, und zwar ohne alle Kränklichkeit, mit gesundem Verstande, mit ungestörten Sinneskräften, mit einer überraschenden Arbeitskraft, mit einem noch immer regen Gefühle für Genuß, und wenn auch mit vertrocknetem Herzen, doch mindestens noch mit der vortrefflichsten Verdauung: er verzehrte und vertrug Gefrorenes auch in der stärksten Winterkälte. Wollüstling aus Neigung, war er nüchtern und zurückhaltend aus Berechnung. Seine Mäßigung war die Ursache seines langen und glücklichen Lebens.

Der Kardinal war lebendig und feinfühlend, seine Conversation war leicht, belustigend und stets mit pikanten und interessanten Anekdoten gewürzt; er scherzte fein und, was sonst so selten ist, er ver-

letzte und beleidigte nie Jemand mit seinem Scherze. Er sprach und schrieb ausgezeichnet schön.

Bei der Neigung zur Oekonomie, welche der Kardinal in hohem Grade besaß, — eine Neigung, die in der Regel mit den Jahren zunimmt und nur zu oft in Geiz und Habgier auszuarten pflegt, hätte man glauben sollen, er werde ein höchst beträchtliches Vermögen hinterlassen. Aber er starb, ohne Etwas zurückgelegt, ohne das Geringste von den Einkünften, die er erhob, gespart zu haben. Seine Einkünfte erreichten übrigens kaum die Höhe von hunderttausend Livres, da kann es allerdings nicht überraschen, daß er als erster Minister Frankreichs davon nichts übrig behielt. Voltaire versichert, daß seine Meubel nicht zweitausend Francs werth gewesen wären, — was aber schwer zu glauben ist, da es wohl kaum einen Künstler oder größeren Handwerker geben möchte, dessen Mobiliar nicht einen weit höheren Werth hätte.

Reichthümer hinterließ also der Kardinal von Fleury seiner Familie nicht, aber er hatte in anderer Weise dennoch gute Fürsorge für dieselbe getragen. Er widerstand lange der Versuchung seine Verwandten zu erhöhen, gab aber endlich ihren dringenden Bitten nach und beförderte sie alle. Dies war vielleicht die edelste Art ihr Glück zu machen. Er machte einen seiner Brudersöhne zum Herzog und Pair, zum Gouverneur von Lothringen und

zum ersten Kammerherrn. Diese Beförderung entging jedoch keineswegs dem Neide und Tadel. Die übrigen Kammerherrn hielten den neu creirten Collegen für unwürdig, einen Platz einzunehmen, der nur Abkömmlingen von höchster Geburt zuertheilt werden sollte. Der Kardinal mußte seine ganze Macht als erster Minister aufbieten, aber er konnte den neuen Kammerherrn doch nicht vor allen den Unbehaglichkeiten schützen, welche ihm die Anderen bereiteten, so oft sich die günstige Gelegenheit dazu bot.

Fleury war, wie schon erwähnt wurde, von Natur mißtrauisch; deswegen sah er nur ungern auf hohen und wichtigen Stellen große und tiefe Geister, oder gar zu thätige Genies. Er fürchtete die Systeme der Ersteren und den unruhigen Geist der Anderen. Er glaubte, daß man dieselben im Staatsdienste ohne Schaden entbehren könne, und daß sie oft mehr Böses als Gutes bewirkten. Er betrachtete die Verwaltung des Staates ganz von demselben Gesichtspunkte, wie die Haushaltung in einer Familie, und er hatte es im gemeinen Leben nur zu wohl bemerkt, daß nicht die Männer mit großen Talenten es waren, welche ihre Haushaltung am besten regierten. Ordnung, Sparsamkeit, Milde, Geduld, Einfachheit, Redlichkeit und vor Allem Festigkeit und Treue, das waren, nach seiner Meinung, die wahren Stützen und Pfeiler einer Regierung, und es war ihm höchst gleichgültig, welcher Perso-

nen man sich bediente, wenn diese nur die erwähnten Eigenschaften besaßen.

Sah man von dem Glanz des Thrones und der Repräsentation ab, so konnte man Ludwig den Funfzehnten ganz füglich für den ersten Unterthanen des Kardinals von Fleury halten; aber seine Eminenz wurden, wie das in der Regel so zu gehen pflegt, ihrerseits ebenfalls beherrscht, und zwar von zwei ganz untergeordneten Männern. Der eine dieser Sou-Chefs war der Abbée Conturier. Er war Vorstand des Seminariums von Saint-Sulpize, und, ohne gerade des mächtigen Ministers Beichtvater zu sein, doch im Ganzen sein Gewissensrath; ebenso war er Departements-Chef für alle kirchlichen Angelegenheiten, ohne ein Portefeuille inne zu haben. Dieser ungebildete Geistliche, ohne Erziehung, hatte doch Geschicklichkeit genug, unter dem Scheine der Demuth den mächtigen Kardinal zu leiten und sich unter ihm zum Vertheiler aller Beneficien der französischen Kirche aufzuschwingen. Mit einem weißen Hute bedeckt, dessen Krämpe seine breiten Schultern beschattete, in einem schwarzen wollenen Talare mit weißem Kragen, sah er seine schlichten Gemächer von den vornehmsten Edelleuten und den höchsten Beamten des Reiches aufgesucht und sein Haus zu einem Sammelplatz aller Dienste suchenden Abbées umgewandelt; und da er selbst ein würdiges Mitglied der Gesellschaft der frommen Väter Jesu war,

so machte er dasselbe außerdem noch zu einer Pflanzschule des Molinismus.

Der andere Unter-Chef des Kardinals war Monsieur Barjac, der Kammerdiener und folglich der Vertraute desselben, sein Minister und Leiter seiner Freuden. Er kannte genau alle Schwächen seines Herrn, und verstand es auf's Vortrefflichste, dieselben zu nützen; dabei schmeichelte er ihm auf eine ausgesucht feine Weise. Eine solche feine Schmeichelei war es, als er den neunzigjährigen Kardinal kurz vor seinem Tode, am Dreizehnertage, mit zwölf Gästen des Hofes zusammenspeisen ließ, mit Männern und Frauen, die sämmtlich älter waren, als der Kardinal selbst, in Folge welches Arrangements nach der Sitte des Tages ihm, als dem Jüngsten, der Festkuchen zufiel. Durch solche und ähnliche feine Aufmerksamkeiten erhielt Barjac in der Gunst seiner Eminenz einen großen Stand. Er war der Kanal, durch welchen alle besonderen Gnadenbeweise und Geldbewilligungen gingen; natürlich fiel stets ein Theil derselben für ihn selbst ab, so daß er sich nach dem Tode seines Beschützers in ganz vortrefflichen Umständen befand.

Dies waren die beiden Männer, welche, ohne hervorstechende Charaktere zu sein, dennoch den größten Einfluß auf den hochgebietenden ersten Minister Frankreichs ausübten.

Mit Ausnahme seiner Verwandten und seiner

Diener war der König vielleicht der Einzige in ganz Frankreich, welcher den Tod des Kardinals aufrichtig beklagte. In tiefer Dankbarkeit nicht damit zufrieden, daß dem Dahingeschiedenen eine Ehre erwiesen werde, wie sie sonst nur gekrönten Häuptern erwiesen wurde, nämlich durch seine feierliche Beisetzung in Nôtre-Dame, bei welcher der größeste Redner jenes Zeitalters, der Jesuit Neuville, die Leichenrede hielt, wollte der König auch für die fernsten Zeiten ein Denkmal seiner Gefühle aufstellen, und befahl deßhalb, daß dem Verblichenen ein Mausoleum in der Kirche Saint-Louis du Louvre errichtet würde. Leider erlosch diese Erkenntlichkeit bald, und das Monument würde unvollendet in dem Atelier des Künstlers stehen geblieben sein, wenn nicht der Herzog von Fleury, der Erzbischof von Tours und der Bischof von Chartres und alle Verwandten Fleury's die zur Vollendung desselben nöthigen Unkosten gedeckt hätten.

Der Jesuit Neuville, der Lobredner und Panegyrist des Kardinals von Fleury, war derselbe, welcher später unter den Augen des Marschalls de Belle-Isle ein Pasquill gegen den Herzog von Choiseul schrieb. Nach dem Tode des Marschalls fiel dieses Pasquill zufälligerweise in die Hände des Herzogs, aber er kannte den Styl und die Handschrift desselben nicht; der Jesuit, ein ächter Zögling Ignaz von Loyolas, schrieb an den neuen Mi-

nister und suchte um die Erlaubniß nach, seiner rühmend in der Leichenrede des Marschalls gedenken zu dürfen. Durch die Handschrift in diesem Briefe entdeckte der Herzog den Verfasser des Pasquills. In der in dem Invaliden-Hôtel durch den Jesuiten gehaltenen Gedächtnißrede des Marschalls breitete sich derselbe weitläuftig über den Ruhm des Herzogs von Choiseul aus, dieser antwortete aber auf die Complimente, die ihm hierfür gemacht wurden: „Der Pater Neuville kann wohl schöne Reden verfassen, aber nur schlechte Pasquills."

Das Volk, welches bei dem Tode eines Ministers sich mit Recht wie von einem Plagegeiste befreit betrachtet, aber gewöhnlich nicht daran denkt, daß erst die nachfolgenden Begebenheiten es erkennen lassen, ob Freude oder Trauer der geeignete Ausdruck seiner Empfindungen ist, freute sich auch jetzt über den Tod des Kardinals, noch ehe es den Nachfolger desselben kannte. „Es wußte nicht," sagt der Verfasser von dem Privatleben Ludwigs des Funfzehnten, „daß die Epoche der Administration Fleury's, so unvollkommen dieselbe auch gewesen ist, eines Tages in der Geschichte als eine Wohlthat des Himmels bezeichnet werden würde, als Frankreichs goldenes Zeitalter, und daß, als diese Zeit mit ihm schloß, erst ein ehernes und dann bald gar ein eisernes Zeitalter folgte."

VI.

Die Herzogin de Chateau-Roux. — Ludwigs des Funfzehnten Feldzug in Flandern und seine Krankheit.

Ludwig der Funfzehnte war unleugbar mit einem ausgezeichnet gesunden Urtheil und wahrem Gefühl für das Rechte begabt; aber man hatte es unterlassen seine Trägheit und Bequemlichkeit durch Hinweisung auf Pflicht und Ehre anzuspornen. Seine Erziehung war eine völlig verfehlte. Er überließ sich dem blutigen Vergnügen der Jagd, und zerstörte seine körperliche Gesundheit gewaltsam durch Unmäßigkeit im Genusse von Speise und Trank. Zur Zeit seines Verhältnisses mit der Gräfin de Mailly hatte er eine Lebensweise geführt, die ihn zur Abmattung führen mußte; er arbeitete in der Küche, drechselte auch, und hielt dann wieder lange Vorträge über Physik, Astronomie und Botanik.

Wenn es ihm gelang, einen Prälaten oder einen Abbée zu erwischen, examinirte er denselben auch wohl in der Liturgie, worin er selbst sehr gut bewandert war. Er beobachtete für seine Person gewissenhaft alle Vorschriften der Religion und auch die kleinsten der äußeren Formen des römischen Cultus. Mitten unter seinen größten Unregelmäßigkeiten und Ausschweifungen sprach Ludwig der Funfzehnte regelmäßig seine Morgen- und Abendgebete; an jedem Tage ohne Ausnahme wohnte er der heiligen Messe bei; er hielt während der ganzen Dauer derselben ein Gebetbuch in der Hand, von welchem er auch nicht eine Sekunde lang die Augen erhob und die Bewegung seiner Lippen zeigte deutlich, daß er still jedes Wort nachsprach. Er besuchte die Abendgesänge und die Vesperpredigten, und war voll Ehrfurcht gegen die Priester erfüllt.

Der abergläubige Monarch schmeichelte sich, durch diese äußeren Andachtsübungen den Himmel zu täuschen und mit seinen gräßlichen Ausschweifungen und zahlreichen Ehebrüchen zu versöhnen. Madame de Mailly, die aufgehört hatte Ludwigs Maitresse zu sein, war in Ungnade gefallen, und — wie schon angeführt wurde — eine ihrer Schwestern, die Madame de Vintimille, war ihre Nachfolgerin geworden. Nach dem Tode dieses ehrgeizigen Weibes, welches die Seele aller der Intriguen war, die nach dem Tode des Kardinals von Fleury ge-

spielt wurden, nahm die Marquise de la Tournelle den erledigten Platz als Maitresse ein. Auch sie war aus dem Hause de Nesle, in welchem die Mitgift der Töchter darin zu bestehen schien, das Bett des Königs theilen zu dürfen. Sie war die dritte, welche diese zweideutige Ehre genoß und „Ludwig der Funfzehnte", — so schreiben die Geschichtsschreiber seiner Zeit, — „der ein besonderes Gelüst auf dieses Blut zu haben schien, hatte gewünscht, alle Schwestern zu seinen Maitressen zu machen." Eine einzige zeigte sich ihm jedoch hierin rebellisch, und zwar in Folge der Festigkeit ihres Mannes, des Marquis de Flavecourt, der ihr drohte gewaltsame Mittel anzuwenden und in ihrem Blute die ihn bedrohende Beschimpfung abzuwaschen. Es war eine furchtsame, etwas einfältige Schönheit, die sich bei den Hofleuten den Spitznamen: „die Henne" zugezogen hatte.

Ludwig der Funfzehnte war gewiß der liebenswürdigste und dennoch der am schwersten zu erduldende Mann in seinem ganzen Reiche. Madame de Vintimille hatte diese Erfahrung gemacht, und auch die jüngste der Schwestern, die Herzogin de Lauraguas machte sie: der Monarch ermüdete sehr bald bei ihr.

Dies war aber mit der Marquise de Tournelle nicht der Fall; sie war eine Schönheit von blendender Weiße, mit ausgezeichnet proportionirter Fi-

gur und edler Haltung. Ihre pikanten Blicke nahmen den Monarchen ein und eroberten ihn schnell; aber von dem Augenblicke an, wo sie bemerkte, daß sie das leicht empfängliche Herz des königlichen Liebhabers verwundet hatte, hielt sie ihn streng in einer gemessenen Entfernung von sich, doch nur in der schlauen Berechnung, seine Leidenschaft noch zu vermehren, bis sie die Bedingungen von ihm gewährt erhalten hätte, die sie ihm stellen wollte. Die erste dieser Bedingungen war, Madame de Mailly ganz und gar zu verstoßen und sie sogar von dem Hofe zu verweisen; die zweite, daß ihr bisheriger Name Marquise de Tournelle in den einer Herzogin de Chateau-Roux verwandelt werden sollte, und daß ihr natürlich auch alle die Auszeichnungen bewilligt würden, welche dieser Würde zukämen; die dritte endlich, daß sie eine Art Hofstaat erhielte, der ihrem Range entspräche, und ein Vermögen, welches sie gegen Noth zu schützen vermöchte, wenn sich der Geschmack des Königs in der Folge etwa von ihr abwenden würde.

Mit aufrichtigem, tiefem Schmerze erfuhr Madame de Mailly ihre Ungnade, denn sie hatte den König wirklich geliebt. Nur die Religion vermochte ihr jetzt noch einigen Trost zn gewähren. Sie warf sich in die Arme eines wahrhaft frommen und dabei aufgeklärten Priesters, der nach der Leere, die der Verlust ihres Geliebten in ihr zurückließ, die Trö-

stungen des Glaubens der Vergebung wahrhaft bereuter Sünden in ihr leidendes Herz goß. Die Ruhe wurde dadurch auch wirklich in der Seele der bußfertigen Magdalena wieder hergestellt, und man sah diese Frau, früher in Freuden und prächtigen Gewändern schimmernd, jetzt täglich die Kirchen besuchen, einfach gekleidet, und mitten unter die Weiber des Volks gemischt, oft das Auszischen und die Demüthigungen des gefühllosen Pöbels, der ihre Umwandlung nicht zu verstehn und zu begreifen vermochte, geduldig ertragend.

Eines Tages, als die Gräfin Mailly in eine Kirche gekommen war, um eine Predigt des Pater Renaud anzuhören, und ihr Beichtvater, der sie begleitete, für sie einen Platz bereitete, auf den sie sich setzen könnte, rief ein Mann höhnisch aus: „Viel zu viel Wesen für eine Hure!“ — „Wenn Sie dieselbe kennen“, antwortete Frau von Mailly ruhig und mit wahrer Demuth, — „so bitten Sie zu Gott für sie.“

In der That folgte nun, wie oben schon erwähnt wurde, als herrschende Maitresse die Marquise de Tournelle ihrer Schwester, der Frau von Mailly. Aber nicht wie diese begnügte sie sich mit dem Genusse der königlichen Liebe; sie wurde vielmehr die Seele im Rathe des Monarchen und lenkte alle seine Schritte. Ludwig der Funfzehnte war jetzt dreiunddreißig Jahre alt. Der Glanz des

Thrones mit seiner Bürde und Sorge war ihm lästig, er liebte nur noch die Wollust und die Ruhe von ihren Anstrengungen: eine lange Unthätigkeit hatte ihn ungeneigt und ebenso ungeschickt gemacht, die Staatsangelegenheiten zu lenken. Madame de Tournelle war es, die, gleich einer neuen Agnes Sorel, dem Monarchen zu verstehen gab, daß es, nach dem Tode des Kardinals von Fleury, nun doch wohl an der Zeit sein möchte, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen und selbst zu regieren, oder sich mindestens den Anschein zu geben, als regiere man selbst. Sie war es, welche dem Könige den Beinamen „der Vielgeliebte" (bienaimé) verschaffte, ohne allen Zweifel ihm zu früh ertheilt, und für sein Andenken ihm besser gar nicht gegeben; sie war es auch, die ihn aus der Weichlichkeit seines Palastes herausriß, und ihn dazu vermochte sich an die Spitze seiner Armee in Flandern zu stellen: sie selbst führte ihn nach dem Elsaß, um die Fortschritte seiner Feinde zu hemmen.

Die Marquise de Tournelle war ihrem Wunsche gemäß Herzogin von Chateau-Roux geworden. Aber sie führte sich als Königin von Frankreich, weit mehr, als die wirkliche Königin dies in ihrer Demuth und Bescheidenheit je zu thun gewagt hatte. Durch die hohe und stolze Entschlossenheit, die sie ihrem königlichen Liebhaber eingeflößt hatte, hoffte sie die Nation für sich zu gewinnen, die Huldigung der Ar-

mee zu verdienen und die Bewunderung der fremden Mächte zu erzwingen. In ihrer ausschweifenden Einbildungskraft sah sie in dem Könige einen jungen Helden, an dessen Siegen sie Antheil haben, mit dem sie den Triumphwagen besteigen, und mit dessen Krieger-Ehre sie das Demüthigende ihrer Rolle verhüllen würde. Eine andere Person, die ebenso großen Antheil an der zu gewinnenden Kriegsehre des Königs zu nehmen schien, war der Kriegsminister Graf d'Argenson. Dieser strebte mit der Maitresse nach demselben Ziele, ohne daß er jedoch darum von den glänzenden Chimären, welche die Phantasie des ehrgeizigen Weibes erhitzten, verblendet worden wäre; er handelte mit ihr im Einverständniß und folgte dem von ihr vorgeschriebenen Wege, weil er sich dadurch in die Gunst und das Vertrauen seines Königs einzuschleichen, seinen Credit zu vermehren, sein Ministerium berühmt zu machen, und endlich zu allen den Erfolgen beizutragen hoffte, die er durch seine Gegenwart und seinen weisen Rath herbeiführen zu können glaubte.

Ludwig der Funfzehnte verkündete vor dem Hofe und vor ganz Frankreich den von ihm gefaßten heroischen Entschluß. Die Nation wurde dadurch gerührt, und gerieth in Entzücken; sie verdoppelte ihren Eifer für den Herrscher und ihre Liebe zu dem Könige. Der Dauphin war jetzt erst vierzehn Jahre alt, er beschwor aber dennoch seinen hohen

Vater, ihn in den Streit gegen die Feinde des Staates mitzunehmen. Der König glaubte ihm diese Bitte nicht bewilligen zu dürfen; um aber das Herbe eines abschlägigen Bescheids zu mildern, versprach er ihm, daß sie gemeinschaftlich den Feldzug besuchen wollten, aber — er hielt ihm nicht Wort.

Ludwig der Funfzehnte begab sich nun wirklich nach Flandern, in Begleitung der Herzogin von Chateau-Roux. Die Vorsichtsmaßregeln, die man ergriffen hatte, um womöglich den Skandal dieses Mitnehmens einer Maitresse in das Feldlager zu vermindern, schlugen vollkommen fehl und trugen nur dazu bei, ihn zu vermehren. Die Herzogin wohnte zwar nie mit dem Könige unter einem Dache, aber alle Munizipalitäten der Städte, in welchen er seinen Aufenthalt zu nehmen wünschte, hatten den geheimen Befehl erhalten, ein Haus fürstlich einzurichten, welches unmittelbar an das des Königs stieße, und aus diesem in jenes innere Communicationen zu eröffnen; man konnte es natürlich nicht verhindern, daß die Arbeiter, welche die Mauern durchbrachen, gesehen wurden, oder von ihrer Arbeit erzählten, und jeder, der davon hörte, wußte auch sehr gut, zu welchem Zwecke sie veranstaltet wurde.

Nachdem er die Grenzen besucht und die nöthigen Befehle zur Sicherheit derselben gegeben hatte,

kam der König mit seiner Maitresse und seinen Ministern in Lille an. Bei seiner Annäherung wagten es die Holländer, welche gelobt hatten, ihre Truppen mit denen der Königinnen von Ungarn und England zu vereinigen, nicht mehr ihr Versprechen zu erfüllen. Statt jener Truppen sendeten sie jetzt eine Deputation an den französischen König, er antwortete derselben auf ihre Begrüßungsrede zur Aufklärung des gegenseitigen Verhältnisses: „Mein ganzes Verhalten gegen Ihre Republik, schon seit dem Beginn meiner Regierung, hat derselben zeigen müssen, wie sehr ich es gewünscht habe, die Einigkeit und aufrichtige Freundschaft mit derselben zu erhalten. Ich habe lange meine Neigung zum Frieden zu erkennen gegeben; jetzt aber habe ich es nicht länger hinausschieben dürfen den Krieg zu erklären; meine Minister sollen mir Mittheilungen darüber machen, was Sie schriftlich vorgelegt haben, und wenn ich darüber mit meinen Alliirten communicirt haben werde, will ich Sie meine weiteren Beschlüsse wissen lassen."

Der König nahm Courtrai und Menin ein, noch als diese Deputirten bei ihm waren. Am folgenden Tage schlossen seine Truppen auch Ypres ein; den Oberbefehl über diese Truppen führte der Graf von Clermont, Abbée von Saint-Germain de Pres, der sich ausdrücklich dazu die Erlaubniß des heiligen Vaters eingeholt hatte, gleich jedem profa-

nen Generale seine Hände mit Blut beflecken zu dürfen. Clemens der Zwölfte hatte, wie Voltaire glaubt, herausgefunden, daß bei dem Sohne eines Enkels des großen Condé der kirchliche Stand dem militairischen subordinirt werden und ihn unterstützen müßte. Ypres kapitulirte sehr bald; die Festung Cenoque ebenso, — und fünf Tage nachdem die Trancheen eröffnet waren, wehten auch schon die weißen Fahnen auf den Mauern der Festung Fürnes. Oestereichische und englische Generale, die den Befehl in und um Brüssel führten, sahen still diesen Fortschritten, die sie nicht hemmen konnten, zu.

Aber mitten unter diesem siegreichen Vordringen langte im französischen Lager die betrübende Neuigkeit an, daß Prinz Carl seitwärts von Speier über den Rhein gegangen, daß der Elsaß mit Feinden überschwemmt sei, und die Grenzen Lothringens demselben vollkommen blosgestellt wären. Man wollte dies im Anfang nicht glauben. Der Marschall de Coigny stand ja an der Spitze von mehr als funfzigtausend Mann; der Marschall de Belle-Isle, der wieder zur königlichen Gunst gelangt war, commandirte gleichfalls eine bedeutende Truppe; der Herzog d'Arcourt hatte eine andere Armee unter seinem Befehle, — und der Graf von Sechendorf stand mit den Baiern und Hessen vereint. Alle diese Korps konnten nach Bedürfniß und Umständen in Uebereinstimmung handeln.

Prinz Karl, an der Spitze von ungefähr sechzigtausend Mann, drang, ohne auf irgend nennenswerthen Widerstand zu stoßen, in den Elsaß ein, und bemächtigte sich der Linien von Lauterburg, Weißemburg und Lauter. Vergeblich hatte der Marschall von Coigny die Oestreicher von diesen drei Punkten vertrieben, die ihr General gleich darauf wieder eingenommen hatte. Feindliche Streifcorps jagten ganz Lothringen Furcht ein und König Stanislaus sah sich genöthigt mit seinem Hofe Lüneville zu verlassen.

Bei dem Empfange dieser Neuigkeiten, die nichts als Widerwärtigkeiten enthielten, beschloß der König den Lauf seiner Eroberungen in Flandern zu unterbrechen und persönlich mit dem Marschall von Noailles zur Unterstützung des Elsasses mit sechsundzwanzig Bataillonen und dreiunddreißig Schwadronen aufzubrechen. In Flandern ließ er den Marschall von Sachsen mit ungefähr fünfundvierzigtausend Mann zurück, um wenigstens das, was bereits eingenommen war, zu erhalten und den Feind, der dort über eine Macht von siebzigtausend Mann gebot, am weiteren Vordringen zu verhindern.

Der König hatte Metz zum Sammelplatze für alle seine Truppen ausersehen. Während dieses Marsches verdoppelte er den Sold und die Verpflegung der Soldaten und diese Aufmerksamkeit erhöhte die Ergebenheit, die seine Unterthanen für ihn heg-

ten, noch mehr. Am 5. August kam der Monarch in Metz an, und am 7. gab er daselbst dem Marschall von Schmettau, dem Gesandten des Königs von Preußen, eine Audienz, der ihm darin die Nachricht mittheilte, daß sein König Friedrich, damals der Alliirte Frankreichs, mit vierundzwanzigtausend Mann gegen Prag marschirte, und daß er schon außerdem zweiundzwanzigtausend Mann habe in Mähren eindringen lassen.

Diese Begebenheit, welche die ganze Lage der Dinge veränderte, nöthigte den Prinzen Karl, den Elsaß aufs Schnellste zu verlassen; sie versetzte auch die Königin von Ungarn in die höchste Gefahr, in der sie jemals geschwebt hatte. Diese gewaltige Diversion in Deutschland, die Eroberungen des Königs von Frankreich in Flandern, sein Marsch in den Elsaß, die befriedigenden Nachrichten aus Italien, zerstreuten alle Unruhe und Sorge; die Hoffnung belebte Alle von Neuem; aber ein Unglück anderer Art verbreitete plötzlich die höchste Verwirrung und Bestürzung von einem Ende des Reiches bis zu dem andern und brachte ganz Frankreich zum Erbeben.

Am 8. August wurde nämlich der König von einer Krankheit ergriffen, deren Symptome sogleich als drohend und lebensgefährlich auftraten. Sie nahm zu und gewann den Charakter eines schweren Fiebers im Verein mit einem röthlichen Haut-

ausschlage: die Nacht zum 14. mußte man, nach den Erscheinungen seines Leidens zu urtheilen, für seine letzte ansehen. Die Gefahr, in welcher der König schwebte, führte Befürchtungen und eine Unruhe herbei, die sich von Stadt zu Stadt durch das ganze Land verbreitete. Das Volk strömte von allen Seiten nach Metz; die Straßen und Landwege waren mit Menschen aus allen Ständen und von jedem Alter und Geschlecht bedeckt, die durch ihre verschiedenen, sich meist widersprechenden Nachrichten die allgemeine Unruhe aufs Höchste steigerten.

Auf die erste Nachricht von einer ernsthaften Erkrankung ihres Gemahls hatte sich die Königin augenblicklich zu demselben begeben. Der Dauphin sollte ihr folgen, und am nächsten Tage trat auch er die Reise an. Der König, hiervon in Kenntniß gesetzt, und mehr für die Gesundheit seines Sohnes, als für seine eigene fürchtend, sendete ihm den Befehl entgegen, wieder nach Versailles zurückzukehren. Er war aber schon in Verdun, als ihm der Offizier begegnete, der ihm diesen Befehl bringen sollte. Unter anderen Umständen würde der Wille des Königs den Dauphin zurückgehalten haben, jetzt schien er ihm kein Hinderniß zu sein, und er befragte mehr sein Herz, als seinen Gouverneur, die feste Ueberzeugung hegend, daß dies ein so besonderer Fall sei, daß die Zärtlichkeit vollkommen den Ungehorsam entschuldigen würde. Er befand sich überdies nur

noch in einer ganz kleinen Entfernung von dem Orte, wo der König krank lag, und konnte sich nicht dazu entschließen umzukehren, ohne ihn mindestens gesehen zu haben. Der Herzog von Chatillon folgte ihm eher, als daß er ihn begleitet hätte. Auf eine rührende Art regte sich das liebeerfüllte Herz des jungen Dauphin, als man ihm die falsche Nachricht mittheilte, daß der König im Sterben läge und alle Hoffnung zu seiner Wiederherstellung aufgegeben sei. Ein Prinz in dem blühenden Alter von funfzehn Jahren, der ein weniger zärtlich fühlender Sohn gewesen wäre, hätte sich gewiß Angesichts einer Krone und völliger Unabhängigkeit leicht getröstet, aber der Dauphin sah nur das schreckliche Unglück einen Vater zu verlieren, und in den ersten Ausbrüchen seiner Trauer entschlüpfte ihm der rührende Ausruf, der später durch ganz Frankreich wiederhallte: „Ach! armes Land und Volk, was soll aus Euch werden? Welchen Ersatz findet Ihr wohl in mir,... einem Kinde.... O Gott! Schütze dieses Reich! und habe Mitleid mit mir."

Bei seiner Ankunft in Metz empfing ihn der König mit Güte; da aber seine Krankheit in diesem ganzen Landestheile epidemisch herrschte, und der Prinz bei seiner Ankunft einen leichten Anfall von Fieber hatte, so ließ er ihn nach wenigen Tagen schon nach Versailles zurückkehren.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß dem Her-

zoge von Chatillon der Befehl gegeben wurde, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Man betrachtete diese Ungnade des Herzogs mit einigem Mißvergnügen, und gewiß würde sie auch unverdient gewesen sein, hätte ihr nicht etwas Anderes zu Grunde gelegen, als daß er den Dauphin nicht dazu vermocht hatte, wieder nach Versailles zurückzukehren, nachdem er erfahren, daß dies der ausdrückliche Wille des Königs sei; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß das eigentliche Motiv zu der Ungnade des Herzogs dies war, daß derselbe, in dem sichern Glauben, die Krankheit des Königs sei tödtlich, dem jungen Prinzen, seinem Eleven, Rathschläge in Beziehung auf die Stellung gegeben habe, in welcher er ihn nun glaubte. Diese Muthmaßung stützt sich auch auf das, was Ludwig der Funfzehnte eines Tages zu einem gewissen Grafen, der ein Journal über die Anekdoten des Hofes führte, äußerte: er fragte diesen, ob er sich erinnere, was an eben diesem Tage vor vier Jahren sich zugetragen habe? Da der Graf sich nicht darauf besinnen zu können vorgab, sagte der König: „Befragen Sie doch einmal Ihr Journal, dann werden Sie die Ungnade des Herzogs von Chatillon darin verzeichnet finden. Und er glaubte doch," — fügte er hinzu, — „seiner Sache so gewiß zu sein, und sah sich im Geiste schon als maitre du palais."*)

*) Man hat behauptet, daß der Herzog in dem Glau-

Der Dauphin war lebhaft gerührt, als er die Ungnade des Herzogs erfuhr, die er selbst verschuldet zu haben glaubte. Indessen von Ehrfurcht vor dem Willen des Königs erfüllt, gab er seiner Betrübniß keine Worte. Ja er enthielt sich einige Zeit lang jedes Gesprächs über den Herzog. Das erste Mal, daß er seiner wieder mit einem Worte erwähnte, war bei einer Gelegenheit, als er mit dem Abbée de Marbeouf in dem Park von Versailles spazieren ging. „Ich erinnere mich," — sagte er zu diesem, sich auf eine Bank niederlassend, — „daß ich eines Tages an dieser Stelle mit dem Herzog von Chatillon saß, und daß er mir hier Rathschläge gab, welche ich nie vergessen werde."

Die Unruhe, welche die Krankheit Ludwigs des Funfzehnten verursachte, zeigte auf das Deutlichste, wie lieb einer Nation ein Fürst ist, der sich bestrebt, sie glücklich zu machen, sowohl im Frieden, als im Kriege.

In Paris langte die erste Nachricht über die Erkrankung des Königs und die gefährliche Wendung derselben mitten in der Nacht an; sie verbreitete sich trotzdem wie ein Lauffeuer, man stand überall auf, und eilte in größter Verwirrung hierhin und dorthin. Die Kirchen wurden in der tiefsten Dun-

---

ben, daß Ludwig der Funfzehnte todt wäre, dem Dauphin zu Füßen gefallen, und ihn als König begrüßt habe.

kelheit eröffnet; man fühlte weder ein Bedürfniß nach Schlaf noch nach Ruhe. Paris war ganz außer sich; die Post, die Paläste des königlichen Hauses, der Minister und Behörden, die Häuser der Vornehmen und höheren Beamten, waren von einer unzähligen Volksmenge belagert; man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, blieb an den Straßenecken stehen und schrie: „Wenn er stirbt, geschieht es nur, weil er zu unserer Hülfe fort eilte.“ Alle näherten sich einander und fragten sich, ohne sich nur im Entferntesten zu kennen. Mehrere Kirchen fanden sich, — schreibt Voltaire, — in denen der Priester, welcher die schnell angeordneten und freiwillig abgehaltenen Gebete für die Wiederherstellung der Gesundheit des Königs las, diese und seinen Gesang vor Schluchzen und Weinen und lautem Jammerrufen unterbrechen mußte.

Paris befand sich gleich darauf in einer Leere und einer Verlassenheit, wie man sie nie vorher an ihm bemerkt hatte. Der Dauphin war abgereist; die königliche Familie, alle Prinzen waren bei dem Könige. Der Herzog von Orléans, der einzige, welcher zurückgeblieben war, hatte sich nach Saint-Geneviève zurückgezogen, und rief dort die heilige Schutzpatronin dieses Ortes um ihre Fürbitte an. Unter die große Menge gemischt und zu Fuße gehend, zeichnete er sich von derselben nur durch sein bittres Schluchzen und seine heftiger rinnenden Thrä-

nen aus. „Damals," sagt der Verfasser des Privat-Lebens Ludwig des Funfzehnten, — „war es, wo Ludwig der Funfzehnte plötzlich zu Ludwig dem Vielgeliebten" proclamirt wurde. Es waren nicht die Hofleute, welche ihn dazu ernannten, es war das Volk. Man konnte nicht mehr daran denken und glaubte es auch nicht, daß der bereits in den letzten Athemzügen liegende Monarch jemals diese Benennung erfahren würde; sie war gewissermaßen seinem Schatten gewidmet, keine feile, schlau und eigensüchtig berechnete Schmeichelei, sondern der Erguß einer wahren Dankbarkeit.

Dieses Uebermaß der Trauer, welche man bei der Krankheit des Monarchen gefühlt hat, kann nur mit der allgemeinen Freude gleichgestellt werden, in die man ausbrach, als man seine Wiederherstellung erfuhr. Die ganze Hauptstadt konnte füglicherweise mit einem ungeheuren Platze verglichen werden, der ganz mit Thoren angefüllt war. Der Courier, welcher am 19. die erste Nachricht von der eingetretenen Besserung nach Paris brachte, wurde von dem jubelnden Volke umringt, umarmt und wäre fast vor Freuden erdrückt worden. Man küßte nicht nur sein Pferd, sondern auch sogar seine mit Staub und Koth bedeckten Stiefeln, und führte ihn im Triumph weiter. Alle Straßen und Gassen hallten wieder von dem Freudengeschrei: „Der König ist genesen!" Man sang ein Tedeum und ganz Frank-

reich war während zwei voller Monate mit Festen und Vergnügungen beschäftigt, welche außerordentliche Kosten verursachten. Redner und Poeten feierten diese schönste Epoche des Lebens Ludwig des Funfzehnten auf eine Art, die eines Trajans und der Karolinger würdig gewesen sein würde, und dadurch wurde die Erinnerung an diese Zeit des Freudenrausches auch für die späteste Nachwelt aufbewahrt.

Als man dem Könige Bericht über die unerhörten Freudenäußerungen, welche der allgemeinen Trauer gefolgt waren, abstattete, wurde er bis zu Thränen gerührt: „Ach!“ — sagte er — „wie schön ist es doch so geliebt zu sein! Und was habe ich denn eigentlich gethan, um dies zu verdienen?“

So ist das französische Volk stets gewesen: empfindsam bis zum Enthusiasmus und zu jeder Uebertreibung fähig, ebensowohl in der Zuneigung, wie im Haß.

Die Hofleute sind aber nicht wie das Volk. Ludwigs des Funfzehnten Lebensgefahr weckte sie nur aus ihrer Ruhe, um sie zum Anspinnen von mehr und größeren Intriguen zu spornen; Kabalen wurden geschmiedet, ähnlich denjenigen, welche man damals ins Leben treten sah, als Ludwig der Funfzehnte in Calais nahe daran war, zu sterben. Seinem Enkel war es vorbehalten dieselbe Erfahrung in Metz zu machen. Die kritischen Augenblicke, in denen er im Sterben zu liegen schien, waren gerade

diejenigen, welche man wählte, um ihn mit den unverschämtesten Vorstellungen zu plagen, die, wie man heuchlerisch vorgab, aus religiösen Motiven hervorgingen, während sie die Vernunft mißbilligen und die Menschlichkeit verurtheilen mußte.

Man betrachtete den König als beinahe todt, — und da schlug man ihm dennoch vor, die Herzogin von Chateau-Roux zu entfernen. Es war der Herzog von Chartres, nachmals Herzog von Orchand, der sich bei dem Könige eindrängte, und ihn — in seiner Eigenschaft als erster Prinz vom Geblüt — ermahnte, diese religiöse Pflicht zu erfüllen. Der Herzog von Richelieu, der den Dienst verrichtende Oberkammerherr, war vorsichtig und klug genug, zu diesem unpassenden, jedenfalls kitzlichen Vorschlage Nichts zu sagen. Sein glücklicher Stern hatte es ihm eingegeben zu schweigen. Der König konnte ja durch ein Wunder des Himmels wieder hergestellt werden, und er wollte sich um Alles in der Welt nicht dem Zorne desselben aussetzen, — und noch weniger, was noch schlimmer gewesen sein würde, die Herzogin gegen sich aufbringen; er blieb vielmehr immer derselben zugethan. Er erklärte, so weit es ihm anstand, seine Mißbilligung dieses Schrittes, durch den man den Sterbenden quäle und sein Gewissen erschrecke; ja er trieb die Keckheit so weit, daß er den Herzog von Chartres lange daran verhinderte einzutreten. Man erzählte sich,

daß der Herzog von Chartres, zum Aeußersten gebracht, endlich ausgerufen habe: „Wie wagt ein Knecht wie Du, die Thür dem nächsten Verwandten Seines Herren zu verschließen, einem Prinzen vom Geblüte den Zutritt zu dem Könige zu verweigern?“ — und daß er dann die Thür gewaltsam aufgestoßen habe. Da dieser Lärm des Monarchen Aufmerksamkeit natürlich erregt hatte, beklagte sich der Herzog von Chartres, noch im höchsten Grade aufgeregt, über die vermeintliche Beschimpfung, die er von dem Herzoge von Richelieu erlitten habe, der darauf den Befehl erhielt sich zu entfernen. Es war dies zwar eine augenblickliche Demüthigung, sie wurde jedoch sehr bald durch die höchsten Gunstbezeugungen wieder gut gemacht.

Die Herzogin von Chateau-Roux hatte, als treue Geliebte, seit dem Beginn der Krankheit nur auf wenige Augenblicke das Zimmer des Königs verlassen; der Monarch war noch ebenso leidenschaftlich in sie verliebt, als er es im Beginn ihres Verhältnisses gewesen; als sie aber den Bischof von Soissons und Fitz-James, den Oberhofprediger des Königs, in Begleitung des Herzogs von Chartres eintreten sah, wurde es ihr augenblicklich klar, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Sie zog sich zurück, — und die Prälaten vollzogen ihre geistlichen Verrichtungen mit aller vorgeschriebenen Strenge. Bevor sie ihm das heilige Sacrament der letzten Wegzeh-

rung ertheilten, forderten sie nicht nur von ihm, daß er von seiner Person einen Gegenstand entfernen sollte, der seinem Herzen so lieb war, sondern auch, daß er den gegebenen öffentlichen Skandal durch eine Gott wohlgefällige Abbitte und Buße wieder gut zu machen versuche, und zwar in Gegenwart aller Prinzen und des Hofes. Der König, schwach von Natur, und jetzt von allen Schrecken der Religion zu Boden gedrückt, spielte buchstäblich die Rolle, die man ihm vorschrieb.

Der Graf d'Argenson, der lediglich aus Politik der Maitresse gehuldigt hatte, und sie in Wirklichkeit haßte, erhielt den Auftrag, ihr den Befehl mitzutheilen, sogleich abzureisen, — welchen Auftrag er auf eine wenig schonende Art vollzog.

Die Herzogin zeigte sich bei dieser Gelegenheit größer, als ihr Liebhaber; sie nahm die Ankündigung ihrer Ungnade mit fester Entschlossenheit auf. Freilich hatte sie damals noch keine Ahnung von alle dem, was ihr auf ihrer Rückreise nach Paris begegnen, und was sie Alles zu leiden haben würde; sie stieg in ihren Wagen mit der Herzogin de Lauraguais, ihrer Schwester und entfernte sich, aber sie war noch nicht einmal zur Stadt hinaus, als auch schon der Pöbel, vielleicht absichtlich schnell über ihre Verabschiedung in Kenntniß gesetzt, sie mit Auspfeifen und Demüthigungen überhäufte.

Man betrachtete übrigens die Herzogin von

Chateau-Roux damals allgemein als die Urheberin der Krankheit Ludwigs des Funfzehnten und überhäufte sie namentlich deswegen mit den niedrigsten Schmähungen, zu denen sich wilde Drohungen gesellten; die Bauern in den Dörfern folgten ihr, so weit sie konnten, um ihr die gräßlichsten Verwünschungen recht lange in die Ohren zu schreien. Es ist fast als ein Wunder des Himmels zu betrachten, daß sie entkam, ohne hundertmal von den wüthenden, rohen Volkshaufen zerrissen zu werden. In der tödtlichen Angst, die ihr das Benehmen der großen Masse einflößte, mußte sie den langen Weg von Metz nach Paris zurücklegen.

Wie bereits erwähnt wurde, entging Ludwig der Funfzehnte diesesmal dem Tode. Wieder zu seinem vollen Bewußtsein und dem Gefühl seiner Genesung gekommen, verlor er das Interesse des Staates nicht aus dem Auge. Seine Absicht, als er sich von Flandern wegbegab, war dahin gegangen, den Prinzen Karl anzugreifen, aber der Marsch seiner Truppen hatte Verzögerungen herbeigeführt, durch die es ihm nicht möglich war dieses Vorhaben persönlich auszuführen. Er sandte den Marschall de Noailles an seiner Stelle ab, und sagte zum Grafen d'Argenson: „Schreiben Sie in meinem Namen dem Marschall, daß, während man Ludwig den Dreizehnten zu Grabe trug, der Prinz Condé eine Schlacht gewann.“ — Prinz Karl ließ sich aber

trotz der jetzigen großen Ueberlegenheit der französischen Armee nicht beikommen, sondern ging in einer Nacht wieder über den Rhein zurück, fast ohne irgend einen Verlust dabei zu erleiden. Der König von Preußen beklagte sich bitter darüber, daß man einen Feind habe entkommen lassen, der sich nun gegen ihn wende. „Das war wieder," — sagt der Herr von Voltaire — „so eine verfehlte, glückliche Gelegenheit." Ludwig des Funfzehnten Krankheit, die Verzögerung auf dem Marsche der französischen Truppen, ein schwieriges Terrain, welches zu überschreiten war, um die Stellung des Prinzen Karl zu erreichen, und die Vorsichtsmaaßregeln, die dieser zu seiner Deckung ergriffen hatte, Alles dies begünstigte seinen Rückzug; er verlor nicht einmal ein einziges seiner Magazine. Er marschirte gegen die Donau und Elbe mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, kam aber dennoch nicht frühzeitig genug an, um den König von Preußen verhindern zu können Prag einzunehmen und den General Ogilvy mit seiner ganzen Garnison, die aus zehntausend Mann bestand, zu Gefangenen zu machen."

Nachdem Böhmens Hauptstadt genommen und Mähren erobert worden war, nahm der Marschall de Coigny alle Grenzstädte wieder, und die Franzosen drangen endlich in Deutschland ein. Diese Erfolge, sowie die Fortschritte, welche die französischen Waffen in Italien machten, flößten denen

neue Hoffnung ein, die es wünschten, daß der europäische Zwist zum Vortheile Kaiser Karls des Siebenten entschieden werden möchte.

Dies war der Stand der Angelegenheiten, als Ludwig der Funfzehnte schwach, und kaum wieder hergestellt im Monat September die Belagerung von Freiburg beschloß und sich dorthin begab, um die Vollendung derselben zu beeilen. Zu eben der Zeit erhielt man die Nachricht von einem neuen Siege, welcher durch den Infanten Don Philipp und den Prinzen de Conti über den König von Sardinien unter den Mauern von Coni gewonnen war. Die Piemontesen hatten fünftausend Mann und das Schlachtfeld verloren. Der Verlust der Spanier belief sich dagegen nur auf neunhundert Mann und auf Seiten der Franzosen betrug derselbe eintausend und zweihundert Todte und Verwundete.

„Aber dieser neue Sieg war," — wie der Verfasser der l'Histoire Universelle sagt, — „zu denen zu zählen, welche auch dem Sieger große Verluste verursachen, ohne ihm dafür einige wirklich wesentliche Vortheile zu verschaffen. Er erzeugte wohl Anfangs ein größeres Selbstvertrauen, welches aber sehr bald in eine starke Niedergeschlagenheit umschlug. Die schon weit vorgeschrittene Jahreszeit, heftiger Schneefall, die Ueberschwemmung Stures waren dem Könige von Sardinien nützlicher, als es der Sieg bei Coni für den Infanten und den Prin-

zen von Conti gewesen ist. Sie wurden dadurch genöthigt die begonnene Belagerung aufzugeben und sich über die Alpen zurückzuziehen.

Dem Prinzen von Conti, der General und Soldat zugleich war, hatten während des Kampfes zwei Kugeln seinen Harnisch durchbohrt und zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen. Man feierte seine Thaten in Paris; da er aber gezwungen war, sich mit einer geschwächten Armee über die Berge zurückzuziehen, sah er sich nur mit fruchtlosen Lorbeeren gekrönt.

Die Belagerung von Freiburg wurde inzwischen eifrigst fortgesetzt. Sie war schwer und forderte mancherlei Opfer. Erst zwei Monate, nachdem die Tranchéen eröffnet waren, wurde die weiße Fahne auf den Mauern der Festung aufgepflanzt. Der König von Neapel war ins Feld gezogen, um seine eigenen Staaten zu vertheidigen, die von den Oestreichern arg bedrängt wurden. Fürst Lobkowitz, welcher Maria Theresia's Armeen commandirte, war ganz nahe daran, das Königreich Neapel zu erobern. Im Monat Juni hatte der General daselbst ein Manifest im Namen der Königin von Ungarn verbreiten lassen, in welchem sie zu und von dem Volke der beiden Sizilien, als ihren Unterthanen, denen sie Schutz gewähren sollte, sprach.

Rom sah die neapolitanischen und östreichischen Armeen auf seinem Grund und Boden kämpfen.

Der König von Neapel befand sich mit dem Herzoge von Modena, der Generalissimus des Königs von Spanien war, in Velletri, der einstigen Hauptstadt der Volsker. In einer Nacht drangen dort sechstausend Oestreicher ein. Die Garde wurde massakrirt; man tödtete Alle, die sich vertheidigten, und nahm die gefangen, die es nicht thaten. Bestürzung und Verwirrung herrschten überall. Der König beider Sizilien und der Herzog von Modena wären beide gleichfalls gefangen genommen, wenn nicht der Marquis de l'Hopital, der französische Gesandte in Neapel, welcher den König begleitete, sowohl diesen, als den Herzog von Modena bei Zeiten von der Gefahr unterrichtet hätte, — der sie nur hierdurch entgingen. —

Wenige Tage darauf wurde der östreichische General genöthigt sich wieder auf Rom zurückzuziehen; der König von Neapel verfolgte ihn; der Papst war und blieb, wie vom Anfang der Streitigkeiten an, neutral. Der König befand sich außen vor einem der Thore der Stadt und der Fürst Lobkowitz außerhalb des anderen; sie gingen beide über die Tiber und kamen nach einander in die Mauern derselben, um dem heiligen Vater den Pantoffel zu küssen, während draußen durch ihre Truppen sein Gebiet verheert wurde. Der König von Neapel brachte übrigens dem heiligen Vater seine Huldigung unter dem Namen Graf von Pouzzoles dar.

VII.

Der Tod der Herzogin von Chateau-Roux. — Die Marquise de Pompadour.

Unmittelbar nach der Einnahme von Freiburg, und nachdem er in Flandern alles Nöthige festgestellt hatte, kam Ludwig der Funfzehnte wieder nach Paris zurück, wo er, wie Voltaire sagt, als der Retter und Rächer des Vaterlandes wohl empfangen wurde, — und wie ein Vater, den man gefürchtet hat zu verlieren. Er blieb drei Tage dort, um sich dem Volke zu zeigen. Dann begab er sich nach Versailles.

„Der Monarch zog in Paris ein," — schreibt ein anderer Schriftsteller seiner Zeit — „und dies war ein um so mehr rührender Triumphzug, als er nicht prunkhaft und glänzend war; es war weniger ein Sieger, dessen Wagen man umgab, als ein zärtlicher Vater, dessen Knieen man umfaßte."

Aber mitten unter diesen Festen und bei all' diesen Beweisen der Anhänglichkeit seines Volkes blieb Ludwig der Funfzehnte niedergeschlagen. Das Bild der Herzogin de Chateau-Roux stellte sich ihm lebhafter vor, als jemals; für sie allein war die Krankheit des Monarchen unheilbringend gewesen. Von ihrem Liebhaber selbst verurtheilt in der Verbannung und unter Thränen zu leben, konnte sie nicht an der allgemeinen Freude über seine Herstellung Theil nehmen. Er warf sich jetzt seine Schwäche vor., und war innerlich aufs Aeußerste gegen diejenigen erregt, welche ihre Verbannung gefordert hatten; er hatte zwar die Härte, mit welcher man seine gegen sie gerichteten Befehle ausgeführt hatte, wieder gut machen, er hatte sie wieder zu sich zurückrufen wollen, welcher Gnadenbeweis sie wahrscheinlich alle erlittenen Demüthigungen hätte vergessen lassen, aber er wurde durch andere Gefühle daran verhindert. Die Königin nämlich hatte ihm erneute Beweise von Zärtlichkeit gegeben, sie wünschte, gleichsam als Erkenntlichkeit dafür, ihre Rechte genießen zu dürfen. Aber die Natur stritt hier gegen die Pflicht und der König zögerte sie in deren Genuß wieder einzusetzen. Man sah damals leicht voraus, was nun geschehen würde.

Der Herzog von Richelieu, welchem der Monarch sein Vertrauen im erhöhten Maaße wiedergeschenkt hatte, nachdem er es so gut verstanden,

sich in dem kritischsten Momente seines Hoflebens durch seinen Eifer zu einem Opfer für die Herzogin zu machen, war der am meisten dabei Interessirte, daß ihre Zurückberufung erfolgte, um die Frucht seines Thuns zu ärndten. Der Herzog von Richelieu spielte später noch eine hervorragende Rolle, es dürfte daher passend sein, hier in Kürze sein Bild zu zeichnen.

Am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts geboren, war der Herzog von Richelieu jetzt nahe an funfzig Jahre alt; er mußte ein stattlicher, schöner Mann genannt werden, er hatte eine anmuthige Physiognomie, trug sich äußerst elegant und vereinigte den chevaleresken Geschmack des alten Hofes mit den leichten Sitten aus der Zeit der Regentschaft. Die Wollust hatte für ihn noch die größte Anziehungskraft, obschon er völlig erschöpft, vorzeitig gealtert und in ihrem Dienste ganz abgenutzt erschien. Leidenschaftlich für das schöne Geschlecht eingenommen und von demselben wohl behandelt, hatte er die phantastische Grille, aus seinen Eroberungen niemals ein Geheimniß zu machen. Einige dieser Eroberungen hatten ein großes Aufsehen erregt und ihm viele Unannehmlichkeit und traurige Affairen zugezogen, er hatte sich jedoch stets durch Keckheit und Tapferkeit aus ihnen herauszuziehen gewußt.

Mit Geist vereinte der Herzog von Richelieu

die allerfröhlichste Laune von der Welt; er war im Umgange interessant, sehr reich, aber verschwenderisch, was ihn nach königlicher Gunst begierig machte, um die Lücken ausfüllen zu können, die seine Freuden und Vergnügungen in sein Vermögen gerissen hatten. Beständig das Glück herausfordend, war es ihm auch bei fast allen seinen Unternehmungen treu geblieben. Er hatte sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Lotharingen vermählt, ungeachtet seine Geburt weit gegen die der Prinzessin zurückstand, und diese Ehe veranlaßte ein weltberühmt gewordenes Duell, aus welchem er ehrenvoll als Sieger hervorging.

Der König hatte den Herzog von Richelieu noch näher an sich befestigt, als er ihm den Oberst-Kammerherrn-Platz verlieh, der durch den Tod des Herzogs de la Roche-Chouart, welcher in der Schlacht bei Dettinghen geblieben, erledigt worden war. Richelieu, mit einem offnen Herzen für alle Leidenschaften und nach Hoheit dürstend, sah es ein, daß er dieselbe nicht leichter erreichen könnte, als durch die Zurückführung der Herzogin von Chateau-Roux an den Hof, den sie hatte verlassen müssen. Er besiegte allmählich alle Skrupel des Monarchen, und veranstaltete Jagdpartieen, bei denen er im Geheimen der verlassenen Geliebten die Gelegenheit verschaffte den König wiedersehen zu können, und zu versuchen, ihre Gewalt über ihn wiederzugewin-

nen. Endlich des ihm auferlegten Zwanges müde und überdrüssig, beklagte Ludwig sich laut darüber, daß man den Zustand seiner körperlichen Schwäche dazu benutzt habe, um seine Ehre zu beflecken, indem man ihn vermocht habe eine Person unwürdig zu behandeln, welche in Beziehung auf ihn durch nichts Anderes, als durch vielleicht übertriebene Liebe und Zärtlichkeit gefehlt hätte. Er stellte sie in ihren vorigen Rang wieder her, erneute ihr alle Titel und Würden, und bereitete ihr dadurch einen ersten Triumph, daß er sie an dem Bischof von Soissons rächte, der den Befehl erhielt, sich in sein Bisthum zurückzubegeben. Dem Grafen d'Argenson, welcher ihr auf eine wenig schonende und zartfühlende Weise die Nachricht ihrer Verbannung mitgetheilt hatte, wurde aufgegeben, ihr jetzt ihre Zurückberufung zu verkündigen. Er verlangte von ihr im Auftrage des Königs ein Verzeichniß aller derjenigen Personen, deren Bestrafung sie wegen verletzenden Benehmens gegen sie zur Zeit ihrer Ungnade wünsche. Man versichert, daß die Herzogin auf diese Liste den Namen des Grafen d'Argenson ganz oben an gesetzt, und daß der Minister, dadurch belehrt, daß er bei diesem Weibe auf keine Versöhnung hoffen dürfe, die einzige Parthie ergriffen habe, die ihm noch übrig geblieben, um sich für alle Zeiten von ihr und ihrer Rache zu befreien.

Glaubhafter scheint es uns indessen, daß die

plötzliche Freude und das Gefühl der befriedigten Rache in dem Innern der zur allergrößten Leidenschaftlichkeit gereizten Herzogin von Chateau-Roux eine heftige und tödtliche Revolution bewirkt habe; — oder daß, nach der Meinung Anderer, diese Revolution durch den lange verhaltenen Ausbruch ihrer Sinnlichkeit und die Ungeduld, sie in den Umarmungen des Monarchen zu befriedigen, hervorgebracht worden sei. Wie dem nun auch gewesen sein mag, gewiß ist es, daß sie ganz plötzlich starb, und man schrieb für sie folgendes Epitaph:

Sans relever l'éclat de mon illustre sang,
Ce trait seul sera vivre à jamais mon Mémoire:
Mon roi revit le jour pour me rendre mon rang,
Et je meurs sans regret, pour lui rendre sa gloire.

Dieser Verlust, der ebenso erschütternd durch die Zeit wurde, in welcher er eintrat, als durch die ihn begleitenden so eigenthümlichen Umstände, versenkte Ludwig den Funfzehnten in die tiefste Melancholie. Wenn man seine Verzweiflung nach seiner Leidenschaftlichkeit bemißt, so muß sie wirklich außerordentlich gewesen sein. Die Herzogin hatte ihren ganzen Einfluß auf ihren früheren Geliebten wiedergewonnen, sie dictirte ihm noch einmal ihre Gesetze. Außer den früheren Bedingungen verlangte sie jetzt noch, gleichsam als Genugthuung für die Ungerechtigkeit, welche ihr nach ihrer Meinung durch ihre Verweisung in den Augen des ganzen Europa

geschehen war, den Posten einer Oberhofmeisterin der zukünftigen Gemahlin des Dauphins; der König in seiner Blindheit und Schwäche hatte eingewilligt und sie wirklich zu diesem Ehrenposten bestimmt.

Ihr unerwarteter Tod kam aber nun dem Allen zuvor. Inzwischen hatte auch die wieder zu Stande gekommene Versöhnung des Königs mit der Herzogin de Chateau-Roux einen so unbehaglichen Eindruck auf das Volk gemacht, daß dessen Liebe dadurch bedeutend herabgestimmt wurde. Wer erinnert sich nicht des bei dieser Gelegenheit gehörten Ausrufs des Pöbels, der immer die allgemeine Stimmung bezeichnet: „Wenn der König sein Mensch wieder zu sich nimmt, wird er nicht einmal ein Gebet mehr für sich auf der Straße hören."

Die kaum überwundene Krankheit Ludwigs des Funfzehnten hatte ihn erinnert, daß er eines Tages plötzlich sterben könne; sie gab ihm auch den Gedanken, den Thron durch die Vermählung des Dauphins zu befestigen. Er warf seine Augen in dieser Absicht auf die Infantin von Spanien, Maria Theresia. Diese Verbindung war eine so ehrende für Philipp den Fünften, daß er dieselbe mit dem größten Eifer einzuleiten und zu glücklichem Ende zu bringen suchte. Die Prinzessin selbst schien aber noch viel mehr durch die Schilderung, die man ihr von den persönlichen Verdiensten des Dauphins gemacht hatte, als von der Perspektive auf den

ersten Thron Europas erfüllt und geschmeichelt zu sein.

Maria Theresia von Spanien entbehrte auch keineswegs die Eigenschaften, welche den Dauphin hätten einnehmen und an sie fesseln können. Sie besaß hinreichende Seelengröße, tiefe Empfänglichkeit, Milde des Charakters und wahre, ernste Frömmigkeit. Gott segnete auch eine Vereinigung, in welcher zwei junge Ehegatten, unter religöser Andacht, sich gegenseitig die ersten, geheiligten Gefühle ihrer liebenden Herzen darbrachten; und die Zeit hindurch, die sie zusammen verlebten, verging ihnen in der allerinnigsten Einigkeit, ohne daß die kleinste Wolke auch nur für einen einzigen Augenblick ihre Zärtlichkeit beschattet und verdunkelt hätte. Aber hienieden ist Nichts von Dauer, weder Glück noch Unglück: Freuden, Seligkeit, Vergnügen, Alles sind nur Namen für das Wesen, welches keine menschliche Macht zu fesseln vermag. Man kann sagen, daß sich diese liebenswürdige Prinzessin nur der Nation zeigte, aber sie that dies auf eine so schöne und vortheilhafte Art und Weise, daß sie Alle, die sie und ihr Auftreten gesehen, so für sich eingeconmmen hatte, daß sie bald sterbend, die tiefste und aufrichtigste Trauer mit in ihr frühes Grab nahm und wahrhaft vermißt wurde.

Die Verehelichung des präsumtiven Thronerben war mit aller nur erdenklichen Pracht gefeiert wor-

den. Unerachtet der Noth, welche der Krieg herbeigeführt hatte, gab die Hauptstadt glänzende Festlichkeiten, und alle übrigen Städte des Reiches folgten ihrem Beispiele. Außer den Belustigungen und öffentlichen Vergnügungen, welche die Stadt Paris dem Volke gab, veranstaltete sie für die Neuverehelichten einen Ball in dem Hôtel de Ville, den auch der König mit seiner Gegenwart beehrte.

Man hat behauptet, daß alle diese Festlichkeiten weniger deswegen veranstaltet worden wären, um vor Europa die Liebe zu offenbaren, welche das französische Volk damals für sein Königshaus empfand, sondern vielmehr, um Ludwig den Funfzehnten von seiner Trauer über den Tod der Herzogin von Chateau-Roux zu heilen. Gleich nach dem Tode dieser seiner letzten Maitresse hatten sich die schönsten Frauenzimmer des Hofes, und nicht diese allein, sondern auch solche, die auf dieses Epithet kein Recht hatten, zu dem erledigten Posten vorschlagen lassen, aber — vergeblich. Unter diesen Supplicantinnen war eine, die Herzogin de la Roche-Chouart; sie war seit einem Jahre Wittwe, schön, wenn jemals ein sterbliches Weib schön zu nennen gewesen ist: eine wahrhafte Hebe-Gestalt. Trotz all' dieser Vorzüge hatte sie aber doch das seltene Unglück dem Könige nicht zu gefallen, oder wenigstens ihn nicht fesseln zu können.

Man schmeichelte sich nun damit, unter den

Weibern zweiten Ranges, oder selbst unter den Bürgertöchtern der Hauptstadt, die man deshalb die Revue passiren ließ, eine zu finden, die im Stande wäre, diesen gekrönten Sklaven auf's Neue zu fesseln; — und hierin hatte man sich nicht betrogen.

Das Feuer der Liebe brannte nun einmal in den Adern Ludwigs des Funfzehnten. Um den Zweck dieser Festlichkeiten, der für die Uneingeweihten verborgen blieb, leichter erreichen zu können, wurden alle Stände eingeladen, maskirt an dem Balle im Stadthause theilzunehmen. Der König begab sich, begleitet von seinem ganzen Hofe, dorthin und gerieth in ein wahres Entzücken darüber, so viele Schönheiten versammelt zu finden: er hätte sie alle zur Befriedigung seiner Lüste besitzen mögen. Eine Blondine von schmächtigem Wuchse und hinreißender Anmuth fesselte sogleich seine lüsternen Blicke. Sie war als Diana gekleidet und trug den Köcher mit den Pfeilen und den Bogen über ihre Schultern gehängt; ihr in langen Locken um den Kopf wallendes Haar war mit Juwelen überstreut, und ein schöner halbentblößter Arm reizte die Begierde. „Schöne Tänzerin," — sagte der König, — „wie glücklich ist der, den Sie mit Ihren Pfeilen durchbohren! — Die Wunden, die sie schlagen, müssen tödtlich werden." — Die schöne Tänzerin erwiederte Nichts, sie mischte sich unter die Menge der Mas-

ken und verschwand; man hat nie herausbringen können, wer sie gewesen.

Jetzt wurde ein englischer Tanz ausgeführt, der zu jener Zeit Mode war, von zwanzig jungen Mädchen, deren lebhafte Frische nur mit den Houris des orientalischen Paradieses zu vergleichen war. Dieser Tanz fing bereits an den Eindruck zu verwischen, welchen die moderne Diana auf den Monarchen gemacht hatte, als eine neue Maske seine Aufmerksamkeit fesselte. Diese Maske war Madame Etioles, die später unter dem Namen der Marquise von Pompadour so weltbekannt geworden ist.

Sie war, wie Jedermann wußte und weiß, ein Kind der allerniedrigsten Volksklasse, die Tochter eines gewissen Poisson, eines rohen und liederlichen Menschen, der das Schlächter-Gewerbe betrieb. Ihre Mutter war eins der unverschämtesten Weiber, die es je gegeben hat; im Alter, wo sie zu ihren eigenen längst verblühten Reizen keine Liebhaber mehr fand, wurde sie Kupplerin von Profession. Dieses verworfene Weib speculirte jetzt auf die Anmuth ihrer Tochter: „dies wäre ein Bissen für den König," meinte sie, und wirklich hatte sie keine Mühe ihre Tochter zu überzeugen, daß die Stellung einer Maitresse des Königs etwas höchst Wünschenswerthes wäre.

Die Geschichte berichtet, daß Madame Etioles sich bei den Jagden des Königs einstellte, und daß

sie jede Gelegenheit wahrnahm sich bemerklich zu machen und des Königs Blicke auf sich zu ziehen. Natürlich versäumte sie auch den Ball im Hôtel de Ville nicht. Nachdem sie erst durch den koketten Schnitt ihrer Maske und die auf Erregung der Lüsternheit berechneten Reize derselben die Neugier des Königs aufgestachelt hatte, gab sie zwar seinem eindringlichen Verlangen nach, sich zu demaskiren; aber mit raffinirter Koketterie mischte sie sich in demselben Augenblick in einen Maskenhaufen, jedoch so, daß sie der König immer sehen konnte und mußte. Sie hatte ein Taschentuch in der Hand, welches sie jetzt, jedenfalls mit guter Absicht, fallen ließ. Ludwig der Funfzehnte hob es auf, da sie ihm aber zu fern war, um es ihr zu überreichen, so warf er es ihr mit so vieler Liebenswürdigkeit und Artigkeit zu, als ihm zu Gebote stand. Dies war der erste Triumph, den Madame Etioles feierte; ein undeutliches Gemurmel ließ sich augenblicklich im ganzen Saale hören, man sagte: „Das Schnupftuch ist geworfen!“ — und alle Nebenbuhlerinnen verzweifelten.

Zwei untergeordnete Personen, der erste Kammerdiener des Königs und einer aus seiner Stallbedienung, erhielten sogleich von dem Herzog von Richelieu den Auftrag, Madame Etioles aufzusuchen, in Unterhandlung mit ihr zu treten, und sie dem Könige sobald als möglich zuzuführen. Wie die

Sachen standen, stießen die beiden Bevollmächtigten natürlich auf gar keine Schwierigkeiten bei Madame Etioles, und nach Kurzem hatte diese den König so für sich einzunehmen gewußt, daß er sie zur herrschenden Maitresse erklärte.

Nach ihrer Erhebung war es ihre erste Sorge, ihren Mann, einen Normannen, von dem sie den Namen Etioles erhalten hatte, verweisen zu lassen. Dieser, dadurch aufgeregt, und in Verzweiflung darüber, ein so schönes Weib, mit welchem er erst ganz vor Kurzem vermählt worden war, zu verlieren, fühlte sich ebenso beleidigt als wirklich durch diese ganze Begebenheit schmerzlich berührt. Er nahm schließlich seine Zuflucht zu Thränen und Bitten; aber auch dies war umsonst. Und da die Ungetreue fürchtete, ihr Mann möchte in der Raserei seiner Eifersucht durch irgend einen gewaltthätigen Schritt ein großes Aufsehen erregen, so fand sie es am rathsamsten, sich seiner ganz zu entledigen: sie ließ sich von ihm scheiden. Durch ihre unleugbar großen Talente, ihre Intriguen und die ihr eigenthümliche Kunst, den König zu belustigen, erwarb sich dieses Weib die unbestrittenste Gewalt über Ludwig den Funfzehnten, eine Gewalt, die sie sich bis zu ihrem Tode zu erhalten wußte. Während der langen Dauer ihrer Macht beherrschte sie den König unumschränkt und zog dadurch tausendfaches Unglück auf Frankreich herab.

Die Geschichte zeichnet die Zeit des Friedensschlusses vom Jahre 1748 als diejenige aus, die unter den vielen Epochen der Regierung Ludwigs des Funfzehnten unbestreitbar die schmachvollste ist; denn in ihr zeigte sich zuerst die allgemeine Verachtung gegen ihn, die nie wieder schwand, sondern bis zu seinem Tode in stetem Zunehmen blieb. Nachdem er seine Waffen abgelegt, schien der König die Ehre verrathen und sich von ihr losgesagt zu haben, — und sich auch nicht mehr um die Liebe seines Volkes bekümmernd, überließ er die Zügel seines Reiches einer aus der niedrigsten Schicht der Gesellschaft auserwählten Maitresse.

Nachdem die schöne Madame Etioles von ihrem Manne geschieden worden war, trug sie natürlich auch nicht länger seinen Namen. Der König gab ihr einen andern, er nannte sie de Pompadour und verlieh ihr den Rang einer Marquise. Dieser Name hatte einst einer alten vornehmen und edlen Familie, die ausgestorben war, angehört; über den Schimpf, der ihr durch diese Entweihung desselben angethan wurde, mag sie sich wohl noch im Grabe umgedreht haben. Der neu Ernannten Bruder, Poisson, wurde zum Marquis de Vandieres befördert; der Witz, die einzige Waffe, welche gegen die mächtige Geliebte des Königs und ihren Anhang angewendet werden durfte, um nicht ihrer Rache zu verfallen, wandelte

diesen Namen in den: Marquis d'Avant d'hieres (Marquis von Vorgestern) um.

Frau von Pompadur liebte übrigens ebensowohl die Litteratur, als die Kunst; sie spielte selbst ganz vorzüglich Komödie und besaß das ausgezeichnetste Talent um zu belustigen und zu gefallen. Sie verstand es zu reizen und vermöge ihrer Reize zu herrschen.

Das ganze Ministerium war bald mit Kreaturen der Marquise Pompadour besetzt. Der General-Controleur Orry, der Günstling des alten Kardinals Fleury, hatte einen Nachfolger in Herren Machault d'Aronville erhalten, dem Sohne eines Machault, der „der Halsabschneider" genannt wurde wegen der Strenge, die er während seiner Amtsausübung als Magistratsbeamter bewiesen hatte. Dem Marineminister Grafen von Maurepas war ein Herr Rouillé gefolgt, der aber nicht das Geringste vom Marinewesen verstand, was gleichfalls wieder zu einem Wortspiele mit seinem Namen führte, indem man sagte, daß die Leitung der Marine einem „roulier" (Fuhrmann) überlassen sei.

Man schrieb die Verabschiedung des General-Controleurs seiner unerschütterlichen Weigerung zu, für eitlen Tand und Luxus die Schätze des Staates, die für dessen Erhaltung, Besserung und Vertheidigung aufgebracht waren, vergeuden zu lassen. Die Verweisung des Marineministers, der, wie al-

gemein bekannt war, bis dahin in besonders gutem Vernehmen mit dem Könige gestanden hatte, war ein Act der Rache der Marquise: Graf von Maurepas hatte sich in Bezug auf sie einen Scherz erlaubt, und der König hatte darüber gelacht. Man fand nämlich eines Tages unter ihrer Serviette folgendes Vierzeil:

„La marquise a bien des appas;
„Ses traits sont vifs, ses graces franches,
„Et les fleurs naisset sous ces pas:
„Mais, helas! ce sont des fleurs blanches.“

„Die Beleidigung war eine so blutige,“ — sagt der Verfasser des Privatlebens Ludwigs des Funfzehnten, — „daß kein Weib dieselbe verzeihen konnte. Es hieß die Marquise um so grausamer verletzen, als man hierdurch einen Naturfehler derselben vor den Augen von ganz Frankreich aufdeckte, von dem selbst ihr Geliebter bisher noch Nichts gewußt hatte.“

Derselbe Schriftsteller findet es nicht wahrscheinlich, daß der Graf dieses Vierzeil selbst verfaßt habe, da dasselbe weniger seiner würdig gewesen sei, als die folgenden Verse, die zu jener Zeit ebenfalls in allen Kreisen von Hand zu Hand und von Mund zu Mund gingen, und deren Autorschaft man ihm viel eher zuschreiben könne:

„Cette petite bourgoise
„Elevée à la grivoise,

„Mesurant tout à sa toise,
„Fait de la cour son tandis ..... dis ... etc.“

„Louis malgré son scrupule
„Froidement pour elle brûle,
„Et son amour ridicule
„A fait rire tout Paris ..... ris etc.“

„On dit même que d'Estrade
„Si vilaine et si maussade,
„Aura bientôt la passade,
„Dont elle a l'air tout bouffi! .... fi! ... etc.“

Es versteht sich von selbst, daß der in Ungnade gefallene Minister nun nach Herzenslust verleumdet ward: man tadelte seine Administration. Aber der schon mehrfach von uns für diesen Zeitabschnitt citirte Verfasser widerlegt dies blinde, übereilte und leidenschaftliche Urtheil und spricht die Ueberzeugung aus, daß die Nachwelt den Grafen Maurepas in einem gerechteren Lichte betrachten und ihm die verdiente Anerkennung nicht versagen werde, daß er der beste Marine-Minister während der ganzen Regierungszeit Ludwigs des Funfzehnten gewesen sei.

Schon seit seiner frühesten Jugend im vollen Genusse der Gunst und Freundschaft seines Monarchen, und mit den größten Talenten für das Geschäftsleben begabt, vereinigte der Graf Maurepas mit diesen Eigenschaften noch den besonders damals hoch und werth gehaltenen Vorzug, einer der liebenswürdigsten Gesellschafter zu sein. Mit mehr Recht

als irgend ein Hofmann konnte er sich rühmen, bis zu seinem Sturze in stets unveränderter Gunst Ludwig's gestanden, ja sogar seine intimere Freundschaft genossen zu haben: er hatte gar oft an seinen vertraulichsten und geheimsten Vergnügungen Theil genommen. Trotz alledem sah er sich schließlich dem Rachedurst einer elenden Maitresse zum Opfer gebracht.

Wodurch jedoch Alle am meisten überrascht wurden, war, daß der Graf von St. Florentin, ein Schwager des Grafen Maurepas und ihm als Geschwisterkind sogar blutsverwandt, einer Ungnade entging, die sich in solchen Fällen gewöhnlich auf die ganze Familie zu erstrecken pflegt. St. Florentin entging der Ungnade, weil er ein Mann mit beschränktem Verstande war, einen milden Charakter und namentlich wenig unternehmenden Geist besaß. Er war damals noch nicht mit der Verwaltung jener berüchtigten Lettres de cachet betraut, welches Amt ihn später so verhaßt machte; auch wurde er noch nicht von der Abenteurerin Sabbatin, deren Anmuth ihn völlig bezauberte, geleitet. Er war eifrig im Dienste des Königs, und entbehrte zu seinem Glücke namentlich auch nicht der gehörigen Ehrfurcht und Ergebenheit für die Maitresse des Monarchen. Unter den Staats-Sekretairen war er der älteste; er hatte in dieser Stellung achtundzwanzig Jahre gedient, aber den Ministertitel noch immer nicht erlangt. Seine

sklavische Ergebenheit für die Marquise von Pompadour erwarb ihm endlich im Jahre 1751 denselben, er mußte indeß vorher die Demüthigung erleben, Herrn Machault, der nur zwei Jahre General-Controleur war, sich vorgezogen zu sehn.

Graf d'Argenson, der mit Recht in dem Verdachte stand, die Marquise von Pompadour zu Gunsten seiner eigenen Maitresse, der Marquise von Estrades, verdrängen gewollt zu haben, wurde nur wegen seiner anerkannt großen Talente und wegen seiner unglaublichen Thätigkeit, die besonders dem Könige gefiel, der gar nicht gern thätig war, beibehalten. Er war im hohen Grade ausschweifend, aber seine Vergnügungen beeinträchtigten seine Arbeit nicht. Von den Truppen hochgeachtet, strebte er unablässig dahin, sich auch ihre Liebe zu erwerben.

Der General-Controleur Machault, ein düsterer, phlegmatischer, aber entschlossener und energischer Mann, war der erste Günstling der Madame de Pompadour. Er stieg sehr rasch: schon im Jahre 1750 wurde er Großsiegelbewahrer, nachdem der Kanzler d'Aguesseau vorher den Abschied genommen hatte.

Der Justizminister d'Aguesseau nahm einen ausgezeichneten Platz unter seinen Zeitgenossen ein. Aber wie der Kanzler l'Hôpital sah auch er sich heftigen Stürmen blosgestellt. Noch als General-Procuratur wurde er in den Conseil berufen, dessen

Berathung unter andern Gegenständen auch das System Laws unterlag. D'Aguesseau sprach auf das Allerentschiedenste gegen dieses System, und der Vorschlag wurde auch wirklich in diesem Sinne gemacht. Später veränderten sich aber die Umstände: das Interesse, unterstützt durch die Intriguen, siegte, und d'Aguesseau erhielt im Jahre 1718 den Befehl, sich nach seinem Landsitze Fresne zurückzuziehen; schon im Jahre 1720 indeß wurde er wieder in den Staatsdienst zurückberufen. Er wurde mit dem Kanzleramte betraut und suchte sich als solcher dem Lande auf alle Weise nützlich zu machen, nie aber benutzte er sein Amt, um sich zu bereichern: bei seinem Tode hinterließ er nichts, als eine werthvolle Bibliothek. Er nannte übrigens die Zeit seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Fresne die glücklichste Periode seines ganzen Lebens. D'Aguesseau besaß eine bei den Franzosen ganz ungewöhnliche gründliche Gelehrsamkeit; er kannte nicht nur die Geschichte aller Länder und Jahrhunderte, sondern er verstand auch in der ganzen Tiefe ihres Umfanges die lateinische, griechische, hebräische, arabische, italienische, spanische, englische und portugiesische Sprache. Er war daher auch von den gelehrten Zeitgenossen in ganz Europa hochgeschätzt, und England erholte sich über die beabsichtigte Reform seines Kalenders bei ihm Rath. An ein nüchternes Leben gewöhnt und von der Natur mit großer Seelenruhe ausge-

stattet, erhielt er sich bis in sein einundachtzigstes Jahr vollkommen gesund; aber im Laufe des Jahres 1750 ward er gebrechlich, und verlangte nun als gewissenhafter Staatsdiener, weil er fühlte, daß er seinem Amte nicht mehr genügend vorstehen könne, — aber wirklich auch dann erst, — seinen Abschied: er starb bald darauf, am 9. Februar 1751.

Der Präsident de Lamoignon, glücklich einem so großen Manne nachfolgen zu dürfen, war so schwach, der eitlen Ehre willen, den Titel des Verstorbenen zu führen, ein blindes Werkzeug des Günstlings der Marquise von Pompadour, Machault's, seines intriguanten Nebenbuhlers zu werden.

Der Intendant Rouillé, vollkommen ungeschickt zum Marineminister, hatte kaum sein Departement angetreten, als man ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Natürlich war er in dieser so ungemein wichtigen Stellung noch unbrauchbarer, als in der früheren.

Dies waren die Männer, denen die Leitung der Staatsangelegenheiten anvertraut war, während Frankreich von der Marquise de Pompadour beherrscht wurde. Man kann zu ihnen auch noch den Polizeilieutenant Berrier rechnen, einen harten, brutalen Mann, ebenso feige, als grausam, der durch die Marquise mit Würden und Reichthümern überhäuft wurde.

Dieser Zeitraum war es, in welchem, wie es

unter solchen Umständen leicht begreiflich ist, die Liebe des Volks zu dem Monarchen erkaltete. Ludwig der Funfzehnte besuchte jetzt nur noch selten Paris, und wenn er dort war, erfüllte ihn Mißvergnügen und Zorn. Die Marquise war daselbst allgemein verabscheut. Man schrieb es ihr zu, daß der abgeschlossene Friede dem Lande noch immer keine Erleichterung bringe, sondern im Gegentheile die während des Krieges auferlegten Steuern nicht aufhörten; ebenso setzte man es auf ihre Rechnung, daß der König sich zu immer größeren Ausschweifungen verleiten ließ, und bezeichnete sie allgemein und laut als die alleinige Ursach aller der Unglücksfälle, die über Frankreich hereingebrochen waren. Aber der Monarch sowohl als seine Maitresse waren völlig gleichgültig gegen die sie treffende Verachtung, ja sie überhörten geflissentlich den deutlich genug ausgesprochenen Unwillen des Volkes: sie wälzten sich in der raffinirtesten Wollust.

Ludwig der Funfzehnte war bereits bei dem Standpunkte angelangt, wo man den Freudenrausch nur deßhalb sucht, um sich selbst zu täuschen: er verfiel immer tiefer in Ausschweifungen. Und zwar überließ er sich denselben nicht nur, um sich der Sorgen zu entschlagen, die ihn von außen bedrängten, sondern auch deswegen, um sein Vaterherz zu betäuben, welchem in dieser Zeit vom Schicksal ein sehr herber Schlag versetzt wurde. Er verlor näm-

lich seine Tochter Henriette, die Herzogin von Parma, die Prinzessin, welche ihm unter allen seinen Kindern am meisten glich, und die er am meisten liebte. Sie war nach Versailles gekommen, um ihren Vater zu besuchen, und starb dort unter seinen Augen. Der Tod gerade dieser Fürstin mußte ihn aber um so tiefer schmerzen, als er sich gewöhnt hatte, in ihren Busen seine Bekümmernisse auszuschütten. Aber das Maaß seiner Leiden war noch nicht voll: ein weit stärkerer Schlag traf ihn bald nachher.

Die Marquise von Pompadour befiel auf einer Lustreise nach Choisy eine Krankheit, welche schnell einen lebensgefährlichen Charakter annahm. Ludwig der Funfzehnte beauftragte gleich im Beginn des Leidens die pariser medizinische Fakultät, ihr zu Hülfe zu eilen und ihm nicht das Geringste über den Zustand und die Aussichten auf Genesung der Marquise zu verheimlichen; er verlangte wahre Berichte und es wurde ihm gehorcht. Als man ihm den wahrscheinlich tödtlichen Ausgang der Krankheit meldete, zeigte er weder Rührung noch Schmerz, aber von diesem Augenblicke ab benahm er sich so gegen die Kranke, als wäre er von ihrer Wiederherstellung auf's Vollständigste überzeugt. Er widmete ihr nicht nur die sorgsamste Aufmerksamkeit und tröstete sie mit aller Zärtlichkeit, sondern er fuhr auch bis zum letzten Augenblick ihrer Besinnung fort, sie über die allgemeinen Angelegenheiten

um Rath zu fragen: die Minister und Alle waren auch jetzt noch, wie in ihren gesunden Tagen, ihre Untergebenen. Sie starb, so zu sagen, mit dem Staatsruder in den Händen.

An jedem Morgen mußte der Herzog von Fleury, der dienstthuende Kammerherr, das Bulletin der Aerzte dem Könige bringen. Von Choisy nach Versailles transportirt, genoß die Marquise noch sterbend einen Triumph, den nämlich, gleich einem Mitgliede der königlichen Familie in einem königlichen Schlosse krank liegen und dort der Natur ihren Tribut bezahlen zu dürfen; in einem Schlosse, von welchem man sonst mit der größesten Sorgfalt Alles entfernte, was seine Bewohner durch die unangenehme Erinnerung an menschliche Schwäche, Elend und Tod in dem Genusse rauschender Freuden hätte stören können. Bei alle dem ist es eine völlig historisch beglaubigte Thatsache, daß die Marquise kaum ihre Augen geschlossen hatte, als man auch schon ihre Leiche auf einer Bahre in ein Privathôtel der Stadt führen ließ, und daß Ludwig der Funfzehnte, von seinem Fenster aus, kalt das Fortführen der todten Geliebten mit ansah. Es lag dabei seinen Zügen der entsetzliche Ausdruck der größten Apathie aufgeprägt.

Um diese Theilnahmlosigkeit zu erklären, muß man annehmen, daß zu jener Zeit in dem Herzen des Monarchen bereits jedes Gefühl der Liebe für

die Maitresse, die ihn mit Wollust übersättigt hatte, erloschen gewesen sei; aber trotzdem, welcher Mann kann ohne Rührung eine Vereinigung sich lösen sehen, die während der langen Dauer von zwanzig Jahren die Quelle seiner Lust und Freuden gewesen ist? Der König stand übrigens nach diesem Todesfall mitten in seiner Familie fast ganz allein; denn die Marquise hatte nach und nach alle Mitglieder derselben von ihm zu entfernen gewußt. Vor der Königin empfand er eine Scheu, die völlig in Widerwillen ausgeartet war; den strengen Ernst seines Sohnes und seiner Schwiegertochter fürchtete er, und auch den Prinzessinnen von Geblüt mit ihrem den frommen Uebungen der Andacht gewidmeten Leben stand er viel zu fern.

Die Liebe seiner Unterthanen hatte der Monarch, wie wir bereits erwähnt, schon seit langer Zeit verloren; den dafür eingetauschten Haß — denn Gleichgültigkeit erhält sich nicht bei einem so lebhaften Volke, wie es das französische jederzeit war — hatte er bisher mit seiner Maitresse getheilt, jetzt aber, nach ihrem Tode, lastete derselbe mit seiner ganzen Schwere auf ihm allein. Ebenso war es mit den Regierungssorgen, von deren Bürde ihn Madame de Pompadour nichts hatte fühlen lassen, die ihn aber jetzt mit aller Macht bedrängten.

Verdiente übrigens wirklich die Marquise die Zärtlichkeit und Ergebenheit des Königs?..... Ge-

wiß nicht! Ganz im Gegensatze zu Madame de Mailly liebte Frau von Pompadour niemals den König um seiner selbst willen, die Person Ludwigs des Funfzehnten war ihr vielmehr völlig gleichgültig. Auch war sie keineswegs durch den Glanz des Thrones verblendet, wie es die Herzogin von Chateau-Roux gewesen war, die mindestens doch aus einem im Grunde edlen Ehrgeize den König in ihrem Geliebten sah, und ihn zu Thaten anzuspornen suchte, deren Glanz auch auf sie zurückzustrahlen und ihre Schande zu verhüllen vermöchte.

Die Marquise von Pompadour hatte zwar, — was ihr selbst ihre bittersten Feinde nicht abzustreiten versuchten, — Geist, aber einen Geist völlig ohne Hoheit, und auch alle ihre Leidenschaften trugen das Gepräge der mangelnden Würde. Sie liebte das Geld und suchte es zu erwerben, um ihre Neigung zu übertriebenem Luxus und zu niedrigen Ausschweifungen zu befriedigen. Wenn sie Litteratur und Kunst begünstigte, so geschah dies stets aus dem erwähnten Gesichtspunkte, und kam nur Denjenigen zu Gute, die ihrem Geschlechte und ihrem eigenen Geschmack zu schmeicheln sich herabließen. Sie herrschte nur, weil sie es mit einem Regenten zu thun hatte, der durchaus Sklave sein wollte, — und sie erfaßte das Staatsruder nur, weil sie es mußte, um es nicht in andere, ihr vielleicht schädliche Hände gerathen zu sehen.

Der Charakter der Frau von Pompadour machte es jedoch, daß auch sie wieder andrerseits dem Willen ihr überlegener Personen gehorchen mußte. Diese ihre Gebieter waren nach und nach: die Herren von Machault, der Abbée von Bernis, der Marschall de Belle-Isle und der Herzog von Choiseul; sie dominirten sie, und lenkten mittelst ihrer Hände das Reich. In gleicher Weise waren auch die Verhältnisse in ihrem eigenen Palais gestaltet: ihre Bedienung that nicht nur nicht, was sie wollte, sondern wußte so zu manoeuvriren, daß die Herrin, im Wahne ihrem eigenen Willen zu folgen, von ihr abhing. Aller eigenen Kraft entbehrend, konnte sie natürlicherweise auch Ludwig dem Funfzehnten keine solche einflößen, und gerade aus diesem Grunde war sie die gefährlichste und schädlichste aller seiner Maitressen, sowohl für seine eigene Person, als auch für sein bedauernswürdiges Volk. Mit aus diesem Zeitpunkte und als eine Folge der Herrschaft dieses Weibes leitete sich die wilde Anarchie und all' das Unglück her, was später über Frankreich hereinbrechend, auch die übrigen Lande Europas verheerend überschwemmte.

VIII.

Frankreichs Allianz mit Oestreich. — Damiens Versuch Ludwig den Funfzehnten zu ermorden.

Wir nehmen nun den in unserer Darstellung für einige Zeit abgerissenen Faden der Politik Frankreichs während der unglücksschwangeren Regierungsepoche Ludwigs des Funfzehnten wieder auf und führen das Wesentlichste und Interessanteste aus diesem Zeitabschnitte an; dabei stützen wir uns auf die würdigste und schätzenswertheste historische Quellschrift, nämlich die „Memoires historiques et politiques de Jean-Louis Soulavie.“

In den Tagen der Herrschaft des alten Kardinals von Fleury war Frankreich wieder ganz zu seinem alten Systeme zurückgekehrt. Mit Spanien vereint, entriß es dem deutschen Kaiser das Königreich Neapel und setzte dort einen König aus dem Hause Bourbon ein. Friedrich II., der im Jahre

1740 den preußischen Thron bestieg, machte sich die stets zunehmende Schwäche und den Verfall des östreichischen Hauses zu Nutze und entriß ihm im Norden, während es von Frankreich im Westen und Süden bedrängt wurde, Schlesien, die wichtigste seiner Provinzen, und zwar in derselben Zeit, als auch der König von Sardinien den habsburgischen Ländercomplex in Italien zu zerstückeln suchte.

Auf solche Weise verlor das stolze Oestreich in jedem Kriege eine oder zwei seiner Provinzen oder Reiche. Spanien und Neapel waren dem östreichischen Joche fortan nicht mehr unterworfen. Frankreich bereicherte seine Alliirten mit den Provinzen, die es selbst nicht erlangen konnte; was es aber zu bekommen nur irgend im Stande war, das wurde seinem eigenen Besitzthume einverleibt.

In diesem Zustande des Verfalls ihrer Macht beschloß die Kaiserin Maria Theresia, in Verzweiflung über so viele Verluste, sich lieber mit einer Monarchie, die in ihren Zersplitterungs- und Zerstörungsplänen bisher so glücklich gewesen war, zu vereinen, als sie länger zur Feindin zu haben. Sie sendete zu diesem Behufe den Grafen von Kaunitz, diesen berühmten Diplomaten, welchem das östreichische Haus für die Behaltung seiner Erblande und später für den Ersatz des Verlorenen in Polen zu danken hatte, als Unterhändler ab. Dieser Graf Kaunitz verband die Tournüre des Franzosen mit deut-

schem Ernste und östreichischer Schlauheit. Er schlug in Versailles eine Allianz vor, bei welcher Gelegenheit er Alles zu bemänteln und zu verstecken wußte, was die Geschichte in derselben Demüthigendes für den französischen Namen findet. Er machte seine Geschäfte mit der Madame de Pompadour, die sich nicht wenig geschmeichelt fühlte, Maria Theresia zu Höflichkeitsbezeugungen ihr gegenüber sich herablassen zu sehen, und mit dem Abbée von Bernis ab, der sein Glück noch zu begründen hatte und durch diese Verhandlung den Kardinalshut in Aussicht bekam.

Alle europäischen Mächte zweiten Ranges und alle alten Freunde Frankreichs wurden durch dies unerwartete Bündniß lebhaft erschreckt. Sie kannten den Dauphin, als der alten Politik seines Hauses zugethan, und daher suchten einzelne heimlich seinen Einfluß zu gewinnen und zu benutzen. Holland, welches Frankreich, freilich auf Oestreichs Kosten, in eine Republik umgewandelt hatte; die Schweiz, deren Souverainität es im westphälischen Kriege hatte anerkennen lassen; das Haus Savoyen, dessen Territorium es in den beiden letzten Kriegen zu so großem Nachtheile für die Staaten der Kaiserin vermehrt hatte; alle deutschen Mächte, die protestantischen wie die katholischen, welche durch den Vertrag vom Jahre 1756 ihre alte und natürliche Stütze verloren hatten, verdoppelten jetzt ihre Vorstellungen in Versailles.

Xavier, der in anti-östreichischen Prinzipien aufgezogen und herangewachsen war, und sich auch der Partei, welche er einmal ergriffen hatte, standhaft bewies, setzte eine Denkschrift auf, welche eine Richtschnur für alle Minister und Negozianten wurde, die es nicht vergaßen, daß sie geborene Franzosen waren.

Der Dauphin, Vater Ludwigs des Sechszehnten, stellte gleichfalls dem Abbée von Bernis eine von ihm verfaßte Denkschrift zu, welche sich auf dieselbe Allianz bezog und ihrer Ansichten halber nicht weniger merkwürdig war, als wegen der Prophezeiungen, welche sie enthielt.

Es wurde darin nachgewiesen, daß die Allianz gegen alle bisherigen Begriffe und Prinzipien stritte, daß sie für alle europäischen Mächte störend und unheilbringend werden, und daß Frankreich dadurch den kostbaren Titel eines Beschützers von Italien verlieren würde, und endlich, daß das Gleichgewicht des Nordens und das Bündniß mit den deutschen Staaten dadurch gefährdet werden müsse.

Unter allen Regenten, die mit der Allianz Frankreichs und Oestreichs unzufrieden waren und ihr Mißvergnügen darüber ausdrückten, zeichnete sich besonders der König von Preußen aus. Dieser Fürst faßte gegen Ludwig den Funfzehnten, gegen den Abbée von Bernis und gegen Frau von Pompadour einen Haß, der ihn bis zum Tode beseelte,

ja den er noch darüber hinaustrug; denn es spricht sich derselbe deutlich in seinen hinterlassenen Memoiren aus. Er erinnerte sich Alles dessen, was Frankreich an Menschen und an Millionen während des Krieges im Jahre 1741 geopfert hatte, um seine Monarchie auf Kosten der Kaiserin Maria Theresia zu erheben. Bei dem Friedensschlusse vom Jahre 1746 hatte er es verstanden, Schlesien für sich behalten zu dürfen, und nun sah er das politische System, das bis dahin in Europa geherrscht hatte, und welches die bereits geschehene, wie die zukünftige Vergrößerung seiner Monarchie begünstigt hatte, aufgehoben. Er sah seinen natürlichen Feind Oestreich mit Frankreich eine Coalition gegen sich eingehen, welches Reich früherhin seine Stütze war, und welchem Bündniß Schweden und Rußland, die natürlichen Alliirten Oestreichs, sich zugesellten. Die Vereinigung dieser Mächte mit Frankreich hatte ihm Schlesien verschafft. Desselben Frankreichs Absicht war es jetzt, im Verein mit der Kaiserin Maria Theresia ihm dieses Kleinod wieder zu entreißen, ja Oestreich ließ, nachdem dieser Plan erst einmal gefaßt worden war, sogar die Absicht merken, den König von Preußen wieder zum schlichten Markgrafen von Brandenburg zu machen.

Ludwig der Funfzehnte war zu dieser Zeit nahe daran, sein Leben unter dem Mordstahle Damiens zu verlieren; und eine östreichische Faktion, die sich

bereits in Paris gebildet hatte, und in Verbindung mit der Marquise de Pompadour getreten war, stand den Jesuiten und ihrem Anhange, dem Könige von Preußen und dem Dauphin, dessen ihnen entgegenstehende Politik sie fürchtete, feindlich gegenüber. Um sich des Königs in noch höherem Grade zu versichern, hatte sie ihm eingeredet, daß Damiens, von einem unklaren Fanatismus beseelt, durch heimliches Anstiften seitens des Dauphins, des Königs von Preußen und der Jesuiten zu seinem Verbrechen veranlaßt worden sei. Sie fügte hinzu, daß Friedrich der Zweite durch eine in solcher Weise gewaltsam herbeigeführte Veränderung in der Regierung und dem Kabinette den Sturm, welcher sich über seinem Haupte zusammenzöge, habe beschwören wollen, indem er dadurch hoffen durfte, eine Coalition zu vernichten, durch welche die fernere Existenz seiner Monarchie bedroht erschiene.*) Sie versicherte,

*) Der König von Preußen redet in seinen Memoiren nur mit wenigen Worten von dem Mordversuch gegen Ludwig den Funfzehnten, indem er sagt: „Während sich der Hof in Versailles eifrig darauf vorbereitete Deutschland umzuwälzen und zu stürzen, dachte ein Thor daran in Frankreich eine Revolution hervorzubringen. Es war ein fanatischer Geistlicher, welcher, nachdem er als Diener in einem flandrischen Jesuitenkloster gedient hatte, sich vornahm Ludwig den Funfzehnten zu ermorden..... Bisher ist das Publikum nur flüchtig und oberflächlich über die Motive unter-

daß die Jesuiten für sich große Vortheile erwarteten, wenn der Dauphin, der sie sichtlich begünstigte, zur Regierung gelangt sei, — und daß der Dauphin und seine ehrgeizige Gattin, welche im beständigen Widerspruch gegen den König beharrten und Allen, die er mit seinem Wohlwollen ehrte, feindlich gesinnt wären, durch diesen Mord das Ende ihrer ihnen beschwerlich fallenden abhängigen Lage hätten herbeiführen wollen.

Der Graf de Stainville, Ambassadeur des Königs von Frankreich bei dem heiligen Stuhle, kam in diesem Augenblicke von Rom an, und suchte auch Ludwig den Funfzehnten zu überzeugen, daß die Jesuiten, der König von Preußen und der Dauphin die Urheber des Verbrechens gewesen seien, zu dessen Ausführung sich Damiens hergegeben hatte. Er behauptete, daß die Agenten der Kaiserin von diesem Sachverhalt klare Beweise besäßen, und daß,

---

richtet worden, durch welche dieses Ungeheuer zu der schreckenerregenden Handlung veranlaßt worden ist."

Wenn aber Damiens, wie der König von Preußen behauptet, ein Thor war, so hatte er gewiß keine Motive, war er aber, wie er weiter unten bezeichnet wird, ein von Motiven geleitetes Ungeheuer, das eine Revolution durch seine Mordthat herbeizuführen beabsichtigte, so war er wieder kein Thor. Es findet sich, wie man sieht, in Friedrich's Bericht etwas Schwankendes, Unklares, das Aufmerksamkeit verdient.

so lange diese Urheber noch existirten, das Leben des Königs nie sicher sein würde. Er überließ es der Weisheit des Königs, wie er unter solchen Umständen sein Benehmen gegen den Dauphin einzurichten habe, und stellte die Verjagung der Jesuiten aus dem ganzen Umfang des französischen Reiches als das sicherste Mittel dar, eine Verschwörung, die schon seit lange bestände und nur auf den günstigen Augenblick lauere, hervorzubrechen, zu ersticken, und versicherte, daß eine Allianz mit Maria Theresia der einzige Ausweg wäre, um Feuer und Schwerdt bis nach Berlin zu tragen und einen für alle gekrönte Häupter, ganz besonders aber für die Ruhe Frankreichs gefährlichen Fürsten zu vernichten.

In den Augen der östreichischen Partei war der Graf von Stainville natürlicherweise ein Mann von Geist, ein Staatsmann, eine hervorragende Persönlichkeit mit den allergrößten Talenten. Man sendete ihn an den Hof von Wien, um Maria Theresias Befehle und Instructionen entgegenzunehmen, die dazu dienen könnten, den König Friedrich von Preußen wieder auf seine Markgrafschaft Brandenburg zu beschränken, — den Verein der großen Mächte durch einen Traktat zu bekräftigen, — und die Anstiftungen des Hofes zu Sans-Souci zu Schanden zu machen.

Im folgenden Monat November und nachdem er sich zwei und einen halben Monat in Wien auf-

gehalten hatte, kehrte der Graf von Stainville, der jetzt zum Herzog von Choiseul ernannt worden war, nach Versailles zurück, um dort als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Maria Theresia's Intentionen zu verwirklichen. Der Abbée de Bernis, der bei dem ersten Vertrage, der zwischen den Höfen von Versailles und Wien abgeschlossen war, zu dem Amte, welches jetzt Choiseul einnahm, bestimmt worden war, und dem man außerdem den Kardinalshut versprochen hatte, war nun natürlicherweise zu einem gefährlichen Manne geworden, der entfernt werden mußte, nachdem er die Thorheit dieses Vertrages eingesehen, und ihn der Verlust der Schlacht bei Roßbach und der Bruch der Convention von Closter mit vollstem Rechte erschreckt hatte. Der Herzog von Choiseul und Madame de Pompadour verabschiedeten ihn, das will heißen, er wurde zur Unthätigkeit verdammt gerade in dem Augenblicke, als er sich anschickte, einen Frankreich entschieden ruinirenden Krieg zu beenden und dem Hause Oestreich allein die Sorge zu überlassen, sich an dem Könige von Preußen zu rächen. Dies lag aber weder in der Berechnung, noch in dem Plane Maria Theresia's, oder Choiseul's, oder der Marquise de Pompadour. Man gab indessen doch dem Abbée de Bernis jetzt den Kardinalshut, welchen man ihm früher versprochen hatte. War er es doch immer gewesen, durch den dem Hofe von Wien die Thüren

des Kabinets von Versailles geöffnet worden waren. Er wurde aber verwiesen, als er den Abgrund entdeckte und ihn verschließen wollte. Der Herzog von Choiseul nahm seinen Platz als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein, und de Bernis wurde nach Rom gesendet, um durch diese weite Entfernung vom Schauplatze der Wirkung seiner Reue zuvorzukommen und ihn zu bewegen, den Plan der östreichischen Partei in Beziehung auf die Jesuiten, die er persönlich haßte, zu verfolgen; und wirklich bewirkte er dort die Verjagung derselben.

Der französische Hof, auf diese Weise von dem Sturme befreit, der sich gegen die junge Diplomatik desselben erhob, wurde von diesem Augenblicke an der östreichischen Faktion völlig unterworfen. Die Anhänger Choiseul's kamen von allen Enden Frankreichs herbei und nisteten sich überall ein. Sie wurden in den Rath des Königs gezogen und standen an der Spitze aller administrativen Angelegenheiten. Vornehme Familien aus Lothringen, deren Mitglieder nach der Vereinigung ihres Vaterlandes mit der französischen Krone auch gute Franzosen geworden waren, vermehrten und verstärkten diese Partei. Einige derselben waren sogar dem kaiserlichen Hause verwandt oder empfingen Pensionen von demselben; andere hatten schon von ihrer Geburt an östreichische Gefühle mitbekommen und östreichische Sitten und Herzen. Madame de Grammont, die

berühmte Schwester des Herzogs von Choiseul, ein ebenso geistreiches als intriguantes und gefährliches Weib, war die Seele dieser Faktion; Madame de Pompadour aber, welche die moderne Philosophie begünstigte und sich gern die Begründerin dieser neuen Kabinetspolitik nennen ließ, war ihre Beschützerin. Sie hatte die Ungnade des Kardinals von Bernis veranlaßt und herbeigeführt, und begünstigte ganz offen Alles, was sich am französischen Hofe östreichisch gesinnt nannte.

Nachdem diese Faktion in solcher Weise organisirt worden war, gewann sie den König durch dasselbe Mittel, welches Madame de Maintenon und die legitimen Prinzen einst angewendet hatten, um den alten König Ludwig den Vierzehnten in den letzten Jahren seiner Regierungszeit für sich zu gewinnen. Sie hauchten Ludwig dem Funfzehnten Furcht für sein Leben ein; sie spiegelten ihm Gefahren von Seiten des Dauphins und seiner Gemahlin vor, welcher letzteren sie einen unersättlichen Ehrgeiz, der sie im Geheimen beseele, zuschrieben; sie klagten die Jesuiten einer königsmörderischen Politik an, und behaupteten, die Immoralität des Königs von Preußen verleite ihn, die allergrößesten Gewaltthätigkeiten zu begehen. Die zur Beglaubigung ihrer Behauptungen nothwendigen Beweise nahmen sie aus dem natürlichen Wunsche Friedrichs her, sich die Provinzen, welche er Maria Theresia

abgenommen hatte, zu erhalten, — und den Jesuiten schob man es in die Schuhe, durch seine Unterstützung sich auch wiederum ihrerseits den Schutz eines ketzerischen Fürsten zn verschaffen. — Man sagte Ludwig dem Funfzehnten, daß die Jesuiten ein geheimes Bündniß mit Friedrich geschlossen hätten, um ungestört unter diesem protestantischen Fürsten leben zu können, der ihnen ja auch ihre Besitzthümer, welche der Zufall in die Hände seiner Militairgewalt gebracht habe, als Eigenthum gelassen hätte. Man ging bis zu der Behauptung, daß sie demselben gelobt hätten, das Ende seiner gesegneten Regierung herbeizuführen, um nach seinem Tode die so zu fürchtende und der Ruhe der Mächte zweiten Ranges so gefahrdrohende Ligue zwischen Oestreich und Frankreich aufzulösen. Diese Verschwörung gegen das Leben Ludwigs des Funfzehnten und die neuen Prinzipien, wirkten verführerisch und entscheidend. Sie erfüllten das kleinmüthige Herz des Königs mit so eisigem Schrecken, daß er fortan in jedem Menschen einen neuen Damiens sah. Durch maaßlose Ausschweifungen vorzeitig zum Greise geworden, war dieser König zu jedem entschlossenen Vorhaben unvermögend und überließ sein Kabinet der östreichischen Partei, die nun am französischen Hofe herrschend war.

Zwei und ein halbes Jahr darauf wurde der König von Portugal ermordet, und man bezichtigte

abermals die Jesuiten dieses scheußlichen Verbrechens. Ludwig des Funfzehnten Furcht nahm nach diesem traurigen Ereignisse noch zu, und der Herzog von Choiseul benutzte den tödtlichen Schrecken und die Angst des Königs, um sich allen den gewaltsamen aber nothwendigen Mitteln zur Befestigung des politischen Planes, welcher dem Hof von Versailles bei allen seinen Schritten als Leiter dienen sollte, überlassen zu können. Seit dem ersten November des Jahres 1758 zum ersten Minister ernannt, fand er neben sich einen gefährlichen Mann als Chef der ihm gegenüberstehenden Partei.

Dieser Mann war der Herzog von Aiguillon, ein Schwestersohn des Kardinals von Richelieu. Er war ein vertrauter Freund des Dauphins, — und was dieser Prinz mit Rücksicht auf die für einen Thronerben stets so nothwendige Vorsicht nur zu denken wagte, setzte der Herzog von Aiguillon schon ins Werk. Choiseul dagegen, in Lothringen geboren und der Sohn eines östreichischen Ambassadeurs am Hofe zu Versailles, ein Fremder für Frankreich und kaiserlicher Unterthan, war ganz und gar dem Interesse des Wiener Hofes ergeben. Stark war er durch die Macht der Frau von Pompadour, welche von Seiten der sonst so stolzen Kaiserin durch ihrer Eitelkeit gebrachte Opfer, Schmeicheleien und unverdient erwiesene Ehrenbezeugungen, worunter sich unter andern ein eigenhändiges, von passenden

Geschenken begleitetes Schreiben befand, in dem sich die Trägerin der ältesten und vornehmsten Krone Europas herabließ, die Tochter eines Fleischergesellen und einer Kupplerin, die Maitresse eines Wollüstlings mit „ma chère cousine!“ anzureden, — gefangen und förmlich berauscht worden war. Auf den Kredit des Parlaments gestützt, dessen Protektor zu sein er behauptete, und anerkannter Feind der Jesuiten, nachdem er seinen Haß gegen den General derselben in Rom ganz offen zu erkennen gegeben hatte, glaubte er nach den Umständen frei handeln zu können.

Keck und eitel, aber zu gleicher Zeit ein tiefer Denker, listig, und hartnäckig in seinen einmal erfaßten Plänen, besaß er alle die Eigenschaften, welche in einer Zeit erforderlich waren, in der der König von Furcht beherrscht war, — um ihn in Frankreich zum Bevollmächtigten des Hofes von Wien zu machen, um den Allianz-Vertrag vom Jahre 1756 abzuschließen — um den Abbée von Bernis von einem Ministerium zu entfernen, in dem er nicht genug für Oestreich geleistet, und endlich um zu jedem Preise für den Wiener Hof die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche sich seinen Plänen entgegenstemmten. Mit einem Vermögen geboren, welches wenig mehr als eine mittelmäßige Existenz gestattete, und wenig besitzend, was zu verlieren gewesen wäre, bot ihm sein politisches System eine

Perspektive der Pracht und der Macht dar. Um sich zu derselben hinaufschwingen und auf derselben erhalten zu können, hatte er sich durch seine Legation in Wien, durch die Hülfe seiner Schwester, der Madame de Grammont, das tief denkende und an Kühnheit unübertroffene Weib, und durch die Maitresse des Königs, eine mächtige Rathgeberin und Stütze, mit hinreichenden Mitteln versehen, um das Ziel, was er sich einmal gesteckt hatte, auch erreichen zu können.

Der Herzog von Aiguillon, sein Feind, hatte ihm ganz entgegenstehende Prinzipien. Stets im tiefsten Schleier des Geheimnisses auf den Dauphin gestützt, bei jeder sich irgend darbietenden Gelegenheit Opposition gegen die neue Politik machend, zeigte er sich als Erbe der Prinzipien seines großen Oheims, des Kardinals von Richelieu, der die Alleinherrschaft in Frankreich einführte und den Haß der Burbonen gegen das östreichische Haus begründet hatte. Er verstand wenig davon, nach einem anderen Systeme zu verwalten, als nach dem militärischen; Freund des Dauphins, seufzte er, wie erwähnt, wenigstens im Stillen täglich mit demselben über die östreichische Allianz; er war den Jesuiten ergeben, und dabei ein heimlicher Feind des Parlaments, welches ihm gar zu große Neigung für eine freiere Bewegung zu verrathen schien. Er haßte die moderne Philosophie und bildete eine mächtige

Partei an der Spitze der Jesuiten in Saint-Sulpice und der Devoten am Hofe. Choiseul's Partei hatte Alles zu fürchten, dagegen die Partei d'Aiguillon's Alles zu hoffen von einem Regierungswechsel und der Thronbesteigung des Dauphins.

Dies waren die beiden Personen, und die beiden sich gegenüberstehenden Systeme, welche Frankreich gegen das Ende der Regierung Ludwigs des Funfzehnten aufregten. Auf der einen Seite stand der Herzog von Choiseul mit seiner östreichischen Allianz, seinen Jansenisten, seinen Parlamenten und seinen Philosophen, auf der anderen der Herzog von Aiguillon im Verein mit den Jesuiten, theilweise um sie zu retten, und anderntheils, um sie nach ihrem Falle wieder aufzurichten, mit ihnen gemeinschaftlich an dem Ruin des Parlamentes und an der Einführung der unumschränkten Macht arbeitend. Dadurch, daß er der Nation Waffen in die Hände gäbe, wollte d'Aiguillon die Mächte zweiten Ranges von dem Druck befreien, unter welchem die vereinigten drei großen Mächte Oestreich, Frankreich und Rußland sie hielten. Der Herzog von Choiseul schmiedete, indem er diese Vereinigung bildete, für fernere Zeiten Ketten für Polen, Preußen und die Türkei. Er wurde also durch seine Grundsätze ein Tyrann für die untergeordneten fremden Mächte, während er im Innern Frankreichs die Freiheit begünstigte. D'Aiguillon wollte dagegen

die kleineren europäischen Staaten unterstützen, aber im Innern des Reiches tyrannisch herrschen. Choiseul, unterstützt von einer Grammont, einer Pompadour und deren ganzem, ungeheurem Anhange, trennte sich also von dem ersten Systeme, welches Heinrich der Vierte, Richelieu, Davaux, Mazarin, Ludwig der Vierzehnte, Servien, Belle-Isle und auch der Kardinal von Fleury ergriffen und zu dem ihrigen gemacht hatten, nämlich dem, — die östreichische Macht zu schwächen. D'Aiguillon auf der anderen Seite suchte das System des Depotismus zu befestigen, welches der Kardinal von Richelieu für das Innere Frankreichs eingeführt hatte.

Der Hof in Wien, nachdem er Frankreich gefesselt hatte, welches früher stets denselben in Furcht gehalten, wagte jetzt in Europa das offensive System Karls des Fünften wieder aufzunehmen und Frankreich wurde auf eine Weise genöthigt, wie man sie sonst wohl gegen ein Land, welches man erobert und als bisherigen Feind unterworfen hat, anzuwenden pflegt, — einen Krieg auf seine eignen Kosten gegen die preußische Monarchie zu beginnen, und auch noch dazu seine eignen wahren Feinde zu besolden.

Bei dem Abschlusse des zweiten Traktates im Monat Dezember des Jahres 1758 versprach Ludwig der Funfzehnte der Kaiserin Maria Theresia, sie mit Truppen und Geld zu versehen, um Preu-

ßen zu bekämpfen, und dem schwedischen Hofe, der ebenfalls gezwungen worden war, gemeinschaftliche Sache gegen Friedrich den Zweiten zu machen, Subsidien zu zahlen. Er gelobte auch die sächsischen Truppen zu besolden, über welche der Wiener Hof disponirte, und so lange der Krieg dauern würde, Maria Theresia achtzehntausend Mann Infanterie und sechstausend Mann Kavallerie zu erhalten oder ihr drei Millionen und viermalhundertundsechsundfunfzigtausend Gulden jährlichen Kriegszuschuß zu zahlen. Der König verpflichtete sich überdies mit hunderttausend Franzosen seine deutschen Verbündeten und die östreichischen Niederlande zu vertheidigen und beim Friedensschlusse dem Wiener Hofe Schlesien zurückzuverschaffen und es durchsetzen zu helfen, daß Joseph der Zweite die Kaiserwürde erhielte.

Dieser Traktat, der Frankreich aus einem selbstständigen Reiche in eine östreichische Provinz verwandelte, versetzte das Gemüth des Dauphins in eine solche Verwirrung, wie sie einst die Kinder Ludwigs des Vierzehnten befallen hatte, als der Regent einen Vertrag mit dem Wiener Hofe abgeschlossen hatte. Der Dauphin, der in demselben den Ruin seiner Familie sah, sagte zu dem Herzog d'Aiguillon: „Wenn Frankreich früherhin einen Krieg unternommen hatte, hat es sich mindestens einiger Vortheile versichert, welche die Verluste ersetzen

konnten; aber diesesmal hat Frankreich, von dem Herzoge von Choiseul verkauft, einen Krieg blos zum Vergnügen und Vortheil Anderer unternommen und erschöpft seine Kräfte nur zu dem ihm fremden, ja vielleicht einst verderblichen Zwecke, das Haus Oestreich, unseren natürlichen Rivalen, dessen Demüthigung und Schwächung mein Haus bisher für seine Ehre gehalten hat, noch mehr zu erhöhen und zu befestigen."

Diese Worte, die wir aus den Papieren Ludwigs des Sechszehnten entnommen haben, zeigen die ganze Tiefe der politischen Ansichten des Dauphins, seines Vaters.

IX.

Die Vertreibung der Jesuiten. — Die Opposition des Dauphins. — Seine und seiner Gemahlin Vergiftung. — Der Tod der Königin.

Der Herzog von Choiseul, nachdem er durch den Schutz der östreichischen Kaiserin seine Macht als französischer Minister nach Außen hin befestigt hatte, suchte dies nun auch nach Innen hin zu thun. Der Dauphin hatte es nicht verbergen können, daß er, sobald er dereinst den Thron besteigen würde, sogleich das Gebäude niederreißen wolle, welches Oestreich am Hofe von Versailles aufgeführt hatte. Der Tod des Dauphins wurde deshalb jetzt beschlossen. Das Haus Oestreich, welches zur Zeit auf dem Throne von Frankreich einen schwachen, leichtgläubigen Regenten sah, der von einer Maitresse beherrscht wurde, die dem neuen Systeme ganz und gar ergeben war, bediente sich der vor-

zeitigen Gebrechlichkeiten des Alters, die sich bei dem Könige zeigten, an dessen Stelle der Herzog von Choiseul regierte, zu seinem eignen Interesse und suchte so lange als möglich einer neuen Regierung und dem dadurch möglichen Systemswechsel vorzubeugen. Alle Operationen des Herzogs von Choiseul steuerten immer auf dies eine Ziel hin. Der Mordversuch Damiens war, wie wir bereits erzählt haben, mißglückt, und der Dauphin noch immer mit den Jesuiten auf das Intimste verbunden. Der Haß des Königs von Preußen war indessen auch noch immer derselbe geblieben, und de Choiseul glaubte daher, wie unter Heinrich dem Vierten, einen zweiten, einen dritten, oder gar einen vierten Mordversuch auf den König fürchten zu müssen, der, einmal geglückt, alle seine Pläne mit einem Schlage vernichtet haben würde. Er drohte mit diesem Gespenste dem muthlosen König unaufhörlich, und die Verbannung der Jesuiten wurde daher definitiv beschlossen.

Der Dauphin sah in der Person des Herzogs von Aiguillon den einzigen Mann am Hofe, der der östreichischen Partei zu widerstehen und das alte politische System wieder herzustellen vermöchte; alle übrigen Hofleute erschienen ihm ohne Charakter und Werth, oder als von Oestreich bestochen. Um das, was er nicht zu verderben im Stande war, zu erniedrigen, beschloß Choiseul, sich noch näher

mit den Parlamenten zu vereinen und sie gegen den Herzog von Aiguillon aufzureizen; er versuchte daher, ihn durch dasselbe zu beschimpfen, oder wenn es irgend möglich sein möchte, um das Leben oder mindestens um die Freiheit zu bringen. Diese Hofintriguen hatten überdies auch noch die Absicht, den Dauphin und die weniger zahlreichen Anhänger der alten Diplomatie eines Hauptmanns zu berauben, der Charakter genug hatte und alle Mittel besaß, das System seines Onkels, des großen Kardinals von Richelieu zu vertheidigen.

Die feierliche Verkündigung der Fakta, wegen welcher man bisher doch nur im Geheimen die Jesuiten vor Ludwig dem Funfzehnten angeklagt hatte, um seine Einbildungskraft zu erhitzen, war der erste politische Angriff.

Der Herzog von Choiseul, keck in seinen Vorsätzen, glaubte, daß es nützlich sein möchte, das Publikum ebenso zu überzeugen, wie er Ludwig den Funfzehnten überzeugt hatte, und eine kleine Arbeit unter dem Titel: „Die Jesuiten des Majestätsverbrechens sowohl in der Theorie, als in der Praktik schuldig," wurde gegen das Ende des Jahres 1758 auf seinen Befehl gedruckt. Später forschte man bei allen Nationen in den theologischen Schriften der Jesuiten nach, und kam zu dem Schlußsatze, daß die Jesuiten zu allen Zeiten und in allen Ländern den Königsmord zum Nutzen der Religion

nicht nur gebilligt, sondern auch gelehrt hätten. Im zweiten Theile dieser Schrift behauptete Choiseul, daß diese Lehre praktisch ausgeübt sei gegen Heinrich den Vierten, Ludwig den Dreizehnten, Ludwig den Vierzehnten, den großen Dauphin, den Regenten Herzog von Orléans und gegen Ludwig den Funfzehnten mindestens versucht worden wäre. In einem der ersten Exemplare, welches in der Kabinetsbibliothek Ludwigs des Sechszehnten aufbewahrt wurde, findet man von der Hand des Dauphins gemachte interessante Anmerkungen über die Art und Weise, in welcher der Herzog von Choiseul die Einbildungskraft seines Vaters erschreckte und einschüchterte. In einem anderen Exemplare, welches man unter Ludwigs des Funfzehnten Papieren fand, sieht man dagegen Noten eingeschrieben, die gegen die Jesuiten gerichtet sind, welche Noten jedoch der Herausgeber für nicht passend erachtete, um dem Publikum mitgetheilt zu werden, oder die vielleicht auch nur hinzugefügt waren, um die Sinnesstimmung Ludwigs des Funfzehnten besser bearbeiten zu können. Die Jesuiten sind darin vollkommen als Mörder von Profession dargestellt, stets bereit, den Dolch in das Herz eines jeden Fürsten zu stoßen, der nicht ihrer Disciplin angehört, und geschähe es auch lediglich im Interesse einer fremden Macht, welche ihrer Gesellschaft einige Opfer brächte. Des Königs von Preußen wird darin als

eines Mitschuldigen an dem Mordversuch gegen Ludwig den Funfzehnten erwähnt.

Auch Voltaire zögerte natürlicherweise nicht mit seiner stets dem besten Zahler zu Gebote stehenden Feder, nachdem er von dem Herzog von Choiseul den Auftrag dazu erhalten hatte, gegen die Jesuiten zu schreiben, und sie als Königsmörder zu schildern. Er that dies um so lieber, als ihn ja diese Geistlichen in mehreren Nummern ihrer Journale beleidigt hatten, und der Herzog, welcher überall die Mittel suchte ihnen zu schaden, brachte den Philosophen leicht dahin, ihnen den Vorwurf zu machen: „der Mordanschläge, welche das überraschte Europa mit Schrecken geschlagen hatten, und der unzähligen jesuitisch-theologischen Arbeiten, welche den Abgrund geöffnet, und das Messer in die Hände der Meuchelmörder gedrückt hatten" — so lauteten nämlich die Worte des Herzogs von Choiseul in seinem Briefwechsel, und ebenso die Voltaire's, die zu einem Schlagwort und Muster für die Partei wurden, die ihn als ihren Patriarchen erkannte. Der Mordanschlag auf den König von Portugal und die Vertreibung der Jesuiten aus seinen Staaten, welche letztere durch den Herzog von Choiseul, wenn auch nicht herbeigeführt, doch mindestens beschleunigt war, indem er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, die in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht unbedeutend waren, darauf

verwendete, trugen dann ebenfalls dazu bei, den panischen Schrecken und die Kleinmüthigkeit, welche man bei Ludwig dem Funfzehnten schon seit dem auf ihn gemachten Mordversuch bemerkt hatte, zu vermehren.

Nachdem er die Jesuiten dem bittern Hasse des Philosophen Preis gegeben hatte, überlieferte der Herzog dieselben auch noch seinen Freunden im Parlamente, welche so schon die unversöhnlichsten Feinde derselben waren. Die Geschichte von der Auflösung und Vertreibung ihrer Gesellschaft ist hinreichend bekannt, was aber weniger bekannt ist, das ist der Unwille, den Friedrich der Zweite von Preußen darüber verrieth, sie auch aus Schlesien vertreiben zu müssen, und daß er erst nach den politischen Negoziationen mehrerer Mächte darin einwilligte, sie ihrer Besitzthümer zu berauben, wobei er dann übrigens noch weit milder verfuhr, als alle anderen Staaten, welche ihre Vertreibung beschlossen hatten.

Das strenge Verfahren gegen die Jesuiten brachte den Dauphin auf das Höchste auf, und der Herzog von Choiseul unterließ nichts, diesen Prinzen lächerlich zu machen, welcher, so viel er es in seiner mißlichen Stellung als präsumtiver Thronerbe vermochte, den Operationen des Kabinets entgegenarbeitete. Das östreichische Haus war, wie leicht begreiflich, darüber entzückt, in Versailles einen so unterthänigen Minister zu haben, und billigte alle

Mittel, welche dieser zur Bewerkstelligung des allgemeinen Planes anwendete, zeigte daher auch jetzt eine auffallende Kälte gegen die Jesuiten und erlaubte es ungestraft, daß man ihnen auch in Ungarn mehrere ihrer Besitzthümer raubte. Diese Gesellschaft, überall verfolgt, verlor mit jedem Tage mehr von dem Einfluß, den sie bis dahin in Europa besessen hatte; sie sah sich aus Frankreich vertrieben, wo sie schon seit dem Jahre 1740 von den Protestanten, Rigoristen, Parlamenten, Jansenisten und vor Allem von den Philosophen verfolgt war. Der Dauphin, welcher sich auf die Jesuiten gestützt hatte und unbedingt eins war mit der Partei des Erzbischofs von Paris, sah in der Erniedrigung und Bestrafung seiner Freunde einen indirecten Angriff gegen seine eigenen Prinzipien. Aus Politik unterdrückte er seinen lebhaften Aerger; sagte aber zum Kardinal de Luynes: „Bald muß ja die Reihe auch an mich kommen; ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich dann meinen Freunden das ihnen geschehene Unrecht wieder vergütigen kann.“

Die Verstellung war für den Dauphin um so mehr eine Nothwendigkeit, als er sich von mehreren Personen umgeben und seine Schritte beobachtet sah, die sich in ihrer Macht in dem Maaße erhoben, in welchem er seine Freunde verlor. Madame de Pompadour, gegen die er den Abscheu mit der ganzen Masse der Nation und Aller, welche nicht gerade

zu ihren Kreaturen gehörten, theilte, sah in ihm nur einen ihrer Verfolger, und fürchtete den Moment, in welchem er eines Tags Ludwigs des Funfzehnten Nachfolger werden würde. Sie suchte jedoch in ihrer natürlichen Schlauheit auf jede Weise ihre Gefühle zu verbergen. Sie gravirte mit eigenen Händen die Portraits des Dauphin und seiner Gemahlin an der Seite des schönen Kupferstichs von Ludwig dem Funfzehnten. Ihre Verstellung imponirte aber bei alle dem Niemand, und nur die Einfältigsten am Hofe ließen sich dadurch täuschen. Die Chefs der Partei des Herzogs von Choiseul und die Chefs der des Dauphin wußten den Werth der Gefühle der Madame de Pompadour ganz richtig zu schätzen.

Bald nach der Gestaltung dieser Verhältnisse sah man den Dauphin täglich hinfälliger werden, ohne daß irgend eine bestimmte Ursache zu seinem Leiden bekannt geworden wäre. Schon seit dem Jahre 1760 war es zu einer voraussichtlichen Gewißheit geworden, daß ihn diese langsam wirkende und schleichend auftretende Krankheit, deren eigentlicher Sitz völlig unbekannt blieb, aufreiben müsse. Seine ehemals dem ganzen Hofe zur Bewunderung dienende kräftige Figur, seine frische, strahlende Haut und die jugendlichen Rosen auf seinen Wangen verwandelten sich in Schlaffheit, bleiche Farbe und schließlich in ein aschenfahles, leichenartiges Ausse-

hen, den untrüglichen Vorboten des Todes, der leider, und zum Unheile Frankreichs, gar zu früh seinen Tagen ein Ende machte.

Mehrere Memoiren, Noten und schriftlich niedergelegte Bemerkungen, welche Ludwig der Sechszehnte gesammelt und mit seinem kleinen, nur ihm allein zugänglichen Sekretsiegel verschlossen hatte, klagen den Herzog von Choiseul ganz offen der Vergiftung des Dauphins an. Der Herzog de la Vaugüyon, ein geschworener Feind dieses Ministers, der in dem Hofstaate des Dauphins als oberster Leiter der Erziehung des jungen Herzogs von Berry, späterhin Ludwig der Sechszehnte, angestellt worden war, hat nie aufgehört laut und öffentlich dem Herzoge von Choiseul dieses Verbrechen zuzuschreiben. Alle Mitglieder und Angehörigen der Familien von Richelieu, von Aiguillon, selbst die fromme Madame de Marsan und die Jesuiten, stimmten mit Vaugüyon in Beziehung auf diese Anklage überein. Dieser letztere suchte als Gouverneur der königlichen Kinder unaufhörlich seinen Einfluß auf den ältesten der Prinzen, den Herzog von Berry (Ludwig den Sechszehnten) dahin zu verwenden, daß er ihn im Glauben an seine über den Tod seines Vaters ausgesprochene Meinung erhielte. Er bearbeitete die zarte, furchtsame und schwache Einbildungskraft seines Eleven, und wirklich glückte es ihm, demselben einen Abscheu vor dem Herzog von Choiseul ein-

zuimpfen und den jungen Prinzen zu überzeugen, daß derselbe Hofbeamte den Tod seines Vaters mindestens beschleunigt habe, welcher kurze Zeit darauf den seiner Mutter veranlaßte. Ludwig der Sechszehnte vermochte, nachdem ihm einmal dieser Glaube überzeugend beigebracht, nie wieder, bis zu seinem unglücklichen Tode, den Eindruck dieser Nachricht zu verwischen.

Die zweite Gemahlin des Dauphins, von der es sich hier handelt, eine sächsische Prinzessin, war wahrhaft religiös, besaß viele Kenntnisse und eine gewisse Charaktergröße; sie verstand und sprach lateinisch und mehrere andere Sprachen; war aber von einer zu eifrigen Begierde beseelt sich auszuzeichnen. Der Gebrauch wollte es, daß sie in dem Falle des vorzeitigen Todes ihres Gemahls die Regierung von Frankreich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Herzogs von Berry, übernehmen sollte, bis er selbst, als Ludwig der Sechszehnte, das Staatsruder ergreifen könnte. Wenn dieser Fall wirklich eintreten sollte, mußte man die Auflösung der so ersehnten großen östreichischen Allianz befürchten. Das sächsische Haus, welches im Grunde das Interesse der deutschen Staaten richtig erkannt hatte, von denen es ja selbst einen integrirenden Theil ausmachte, und welches folglich einen Nutzen für seine Familie und vor Allem für Frankreich darin sehen mußte, wenn im Kabinete von

Versailles die alte anti-östreichische Politik wieder hergestellt und das unnatürliche und unförmliche Gebäude des Herzogs von Choiseul niedergerissen werden könnte, — erregte dem alleinherrschenden Minister Frankreichs eine große Furcht. Es war sein Auge darauf gerichtet, eine Erzherzogin an dem Hofe von Versailles einzuführen, um sie, aber nicht eine sächsische Prinzessin, wenn auch nur als Regentin, auf den Thron steigen zu lassen. Nach der Behauptung des Herzogs von Aiguillon waren es daher Staatsgründe, welche den Herzog von Choiseul dazu bewogen, diese Prinzessin auf eine ebensolche Weise aus dem Wege zu räumen, wie er es vorher mit ihrem Gemahle gemacht hatte. Was man mit Gewißheit weiß ist dies, daß die Gemahlin des Dauphins Ehrgeiz besaß, und daß der Minister, welcher ihren Einfluß fürchtete, voraussah, daß sie einst in den Besitz der Herrschaft kommen würde, und Grund zu haben glaubte, das kurfürstlich sächsische Haus dann eine Partei ergreifen zu sehen, die seinen Wünschen zuwider laufen möchte.

Auf diese Art geschah es, daß Frankreich eines Dauphins beraubt wurde, den durch allerlei übertriebene Gerüchte von seiner abergläubischen Devotion lächerlich zu machen, dem Herzoge von Choiseul vor einigen Jahren geglückt war. — Dieser Prinz erkannte auch noch bei der Herannäherung seines eignen Todes die Natur der Krankheit seiner

Gemahlin. — Beide hatten die Ueberzeugung, daß ihre Krankheit durchaus keine natürliche war, und wanden sich oft Einer vor dem Anderen im bittersten Schmerze, wenn sie den Herzog von Berry, ihren heißgeliebten ältesten Sohn umarmten. Es schien fast, als hätten sie sein einstiges so bejammernswerthes Geschick vorausgesehen, — und sie vertrauten dem Herzoge von Nicolai Memoiren an, die ihm dereinst als Richtschnur und Rathgeber dienen sollten, wenn er etwa in einem noch zarten Alter den Thron besteigen würde. So endete dieser unglückliche Prinz auf elende Weise sein Leben, welcher wahrscheinlich Frankreich einst glücklich gemacht haben würde, da seine Regierung kraftvoll zu werden versprach und also auch segens- und folgereich geworden sein müßte. Er starb am 30. Dezember des Jahres 1765 und seine Gemahlin folgte ihm am 13. März 1767.

Dies waren die Gründe der außerordentlichen Sterblichkeit der königlichen Familie, die sich am Schlusse der Regierung Ludwigs des Funfzehnten zeigte. Die Königin, welche sich in ihren Zimmern eingeschlossen hielt, hatte keine andere Hofaufwartung, als den Präsidenten Gerault, den Jesuitenpater Griffet, den Herzog, Kardinal de Luynes, der alle Jahre am Hofe ein Buch in Folio für seinen Sohn schrieb. Die Herzogin von Luynes, seine Gattin, und einige andere Personen, wenngleich sie

von allen Staatsangelegenheiten und Intriguen fern standen, flößten doch ihrerseits dem Herzog von Choiseul Unruhe ein. Man fürchtete auf's Neue die Wiederkehr der alten diplomatischen Prinzipien; man fürchtete ferner in Beziehung auf den Tod des Königs die Regierung eines schwachen Weibes, welches, da sie nicht die geringste Kenntniß von den Staatsangelegenheiten besaß, die Regierung des Landes irgend einem ihrer Vertrauten gänzlich überlassen würde; der Herzog von Choiseul dachte deßhalb daran, den König Ludwig den Funfzehnten zum zweiten Male zu vermählen, und ihm eine der Töchter der Kaiserin Maria Theresia zur Frau zu geben. Dieser Gedanke setzte sich besonders bei ihm fest, nachdem Madame de Pompadour, mit welcher der Herzog in Zwiespalt gerathen war, plötzlich gestorben war; wie man behauptet, habe sie der Minister gleichfalls und zwar durch denselben Bedienten, welcher ihm diesen Dienst bei dem Dauphin und seiner Gemahlin geleistet hatte, vergiften lassen. Während dieser verbrecherischen Spekulationen alterte übrigens die Königin auf das Schnellste. Bemerkend, daß auch sie dahinsiechte, wie ihr Sohn, dessen Gemahlin und wie auch Madame de Pompadour, widmete sie die ihr noch übrig bleibenden Tage der ganzen Entsagung, wie sie einer wahrhaft religiösen und tugendhaften Fürstin zusteht. Ohne sich über ihr Mißgeschick zu beklagen, verschied sie

am 24. Juni des Jahres 1768. Man fand ihr Inneres vom kalten Brande angegriffen und fast ganz zerstört; der Herzog von Choiseul gab als Ursache dieser Erscheinung an: die Droguen und Gewürze, mit welchen ihre polnischen Köche ihre Mahlzeiten versehen und pikanter gemacht, hätten allein diese Wirkung bei der Königin hervorgebracht. Das Faktum dieser von jenem zuerst abgegebenen Erklärung ist von dem Kardinal de Luynes bestärkt worden.

Ganz Frankreich gerieth bei diesem unerwarteten Todesfalle in Bestürzung und fing an laut zu murren. Kardinal de Luynes, Graf von Nicolai, der dem Dauphin sehr ergeben gewesen war, der Graf du Muy, und alle die Personen, die in dem Dienst des Dauphins oder seiner Gattin gestanden hatten, der Herzog von Aiguillon, der Marschall von Richelieu, die Jesuiten und ihre Anhänger, der Erzbischof von Paris und alle die Hof-Würdenträger und Prälaten, welche die Partei des Dauphins gebildet und unter ihm eine milde und wohlthätige Regierung erwartet hatten, erneuten ihr Geschrei, daß alle diese Todesfälle keinen natürlichen Grund hätten, und klagten den Herzog von Choiseul laut als Urheber derselben an. Lieutaud, der Arzt der königlichen Kinder, wurde angeschuldigt die Arzeneimittel vergiftet und sie dem Herzoge von Choiseul überlassen zu haben, und er gab sich nicht einmal die Mühe, sich gegen eine solche schmach-

volle Beschuldigung zu vertheidigen; doch ließ er auf seinen Rezepten fortan eine Zeichnung anbringen, welche den sterbenden Alexander darstellte, umgeben von seinen Aerzten und den Anklägern derselben. Statt der Anklage Glauben zu schenken, sah man, nach der geschichtlichen Anekdote, Alexander mit aller Seelenruhe das Heilmittel austrinken, von dem man ihm gesagt hatte, daß es vergiftet sei.

Der Marschall von Richelieu gab eine Note ab, die sich auf das gegen den Herzog von Choiseul umlaufende Gerücht bezog. Diese Note, welche dem Kardinal von Luynes mitgetheilt worden war, der allgemein als ein sehr zurückhaltender Mann bekannt war, wurde, statt Widerspruch von ihm zu erfahren, seitens des Prälaten ganz formell anerkannt; er war ein aufrichtiger Freund des Dauphins, der Gemahlin desselben und auch der Königin gewesen; er hatte auf ihre gleichen Krankheits-Symptome genau Acht gegeben und Alles, was zur besseren Spezifizirung einer Anklage gegen den Herzog von Choiseul dienen konnte, treu in seinem Gedächtnisse aufbewahrt. Der Marschall theilte eine ähnliche Note auch dem Grafen von Mirabeau mit, dem Verfasser der „Memoires du duc d'Aiguillon," in denen sich ganz dieselben Details in Betreff der Vergiftung befinden.

Die königliche Familie konnte ihren Schreck über die Decimirung ihrer Mitglieder nicht verber-

gen. Madame Louise, die vierte Tochter des Königs, schrieb an ihren Vater und den Erzbischof von Paris, ihnen anzeigend, sie wolle ihre noch übrigen Lebenstage in einem Kloster verbringen. Sie hatte einen großen Theil ihrer nächsten Verwandten mit derselben Schnelligkeit sterben sehen, wie einst die Kinder Ludwigs des Vierzehnten dahingeschieden waren. Ihre Schwester, die Herzogin von Parma, war nur nach Versailles gekommen, um dort unter ihren Augen zu sterben; die Herzogin von Orléans, die Prinzessin von Condé, der Herzog von Bourgogne, ihr Neveu, der Dauphin und seine Gemahlin, der Bruder des Dauphins, die Gräfin von Toulouse, der Vater ihrer Mutter, König Stanislaus, und die Königin, ihre eigene Mutter selbst, alle waren innerhalb einer ganz kurzen Zeit dahingerafft. In panischem Schrecken zog sich Madame Louise in ein Kloster der Karmeliterinnen zurück, in welchem sie Werke der Barmherzigkeit ausübte und sich mit Erfüllung der religiösen und der Pflichten ihres Kloster-Gelübdes beschäftigte.

In diesem Zeitraume stieg der Haß des Volks gegen den Herzog von Choiseul auf's Höchste wegen der Wahl, die er für den Dauphin in der Person der Erzherzogin Maria Antoinette getroffen hatte, welche er späterhin sogar Frankreich zur Regentin gab. Der alte König, abwechselnd ausschweifend und devot, schien sich bei dieser Gelegenheit wieder

einmal zur Religion zurückwenden zu wollen. Sein Testament datirt aus der Epoche des Todes seines Sohnes; er hatte vertrauliche Zusammenkünfte mit dem Erzbischof von Paris und schon seitdem ihn der Dolch Damiens verfehlt hatte, war er ein Andrer geworden: er vegetirte nur noch ohne Willen, ohne Charakter, und ging aus seinem Beichtstuhl direkt in die Arme der Madame de Cavanac.

Dies war die Lage der Dinge am französischen Hofe, der aus zwei Parteien gebildet war, welche nicht aufhörten sich gegenseitig zu hassen, zu verabscheuen, sich wechselsweise in Schmähungen zu ergießen und einander zu verfolgen; — angeführt und geleitet wurden diese beiden Parteien von zwei Männern mit vielem Charakter, von denen der eine, der Herzog von Aiguillon, den anderen anklagte, durch Gift die Hälfte der königlichen Familie um's Leben gebracht zu haben; während er seinerseits wiederum von dem Führer der anderen Partei, seinem besonderen Gegner, dem Herzog von Choiseul, der schändlichsten Verschleuderungen und Plünderungen während seines Kommandos in der Bretagne bezichtigt und ihm sogar vorgeworfen wurde, er habe durch geheime Anklagen vor den Gerichtsstühlen seinen Gegner verfolgt, um ihn zu beschimpfen und zu entehren. In dem Hasse dieser beiden Personen, in ihrer entgegengesetzten Politik, in ihren Doktrinen und in ihren Bemühungen einander

zu ruiniren und zu stürzen, muß die Geschichte die Quellen aller der Unglücksfälle suchen, die sie in ihren Tafeln aufzuzeichnen hat als die Ursachen zu Frankreichs Ruin, der sich mehr und mehr seit dem Ende der Regierung Ludwigs des Funfzehnten entwickelte.

X.

Fortsetzung des Ministeriums des Herzogs von Choiseul. — General Lally. — Madame Dubarry. — Des Dauphins, nachmals Ludwigs des Sechszehnten Vermählung mit Maria Antoinette, Erzherzogin von Oestreich.

Schon seit der blutigen Regierung des Kardinals von Richelieu und vor Allem seit den fürchterlichen Tragödien in den englischen Revolutionen, die mitten im siebzehnten Jahrhunderte ganz Europa erschütterten, bildete sich eine mächtige öffentliche Meinung gegen politische Hinrichtungen, welche die Regierungen veranlaßte, die Todesstrafe nur für wirklich ausgeführte Mordthaten und Straßenräubereien aufrecht zu erhalten. Ludwig der Vierzehnte bestrafte nicht einmal die Verrätherei des Chevalier de Rohan mit dem Tode, und er würde ihm gewiß ganz und gar verziehen haben, wenn er ihn nur um Gnade gebeten hätte.

Zur Zeit der Regentschaft errichtete der grausame und unversöhnliche Dubois das Schaffot in der Bretagne; aber Ludwig der Funfzehnte, der unter der Administration des Kardinals von Fleury nichts Anderes sah, als friedliche Bilder, hegte und behütete das milde Regierungssystem, — und auch Frau von Pompadour, welche dem Kardinale in dem Einflusse, den er auf das Gemüth des Königs gehabt hatte, fast unmittelbar folgte, gestand einmal, daß sie sich unaufhörlich bemühte, den Zorn des Monarchen, der so oft und bei der kleinsten Gelegenheit aufbrauste, zu stillen und zu dämpfen. „Wenn der König ein Verlangen danach empfinden sollte Blut zu vergießen," — sagte sie, — „so fürchte ich, daß der Hof bald damit überschwemmt werden möchte."

Ludwig der Funfzehnte besaß ein schwaches, kleinmüthiges und fast weibisches Gemüth und nur der Hinblick auf seine bewaffnete Macht konnte für den Augenblick seinen Muth beleben und seinen leicht erregten Zorn gefährlich machen; aber der Herzog von Choiseul besaß dahingegen Seelenstärke und hinreichend ausgeprägten Charakter, um es zu verhindern, daß jener die Zuflucht zu den strengen Mitteln nahm, die noch im sechszehnten Jahrhundert angewendet wurden. Die Generation seiner Zeit war für und nach dem königlichen Willen gebildet. Die Grausamkeiten, welche gegen die Jesuiten ausgeübt wurden, und die Bestrafung Lally's,

welche Europa ebenso mit Schrecken erfüllten, wie Frankreich dereinst empfunden hatte, als es die Bestrafung des Admirals Bings erfuhr, bleiben jedoch unvertilgbare Schandflecke in seiner Administration.

General Lally war ein Mann mit ausgezeichneten Eigenschaften, der sich mit Ergebung an das Geschick des vom englischen Throne gestoßenen Hauses Stuart gefesselt hatte. Er hatte Frankreich als ein neues Vaterland erwählt und sich im Kriege 1740 gegen die Engländer ausgezeichnet, besonders in der Schlacht bei Fontenoi. Nach Indien gesendet war er dort weniger glücklich; das französische Geschwader, dem der Engländer überlegen, übergab Pondichery, die schönste der französischen überoceanischen Besitzungen. Choiseuls Partei war gedemüthigt und gereizt über die Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle des Krieges. Sie forderte ein Opfer, theils um Europa zu zeigen, daß die Irländer ihr neues Vaterland betrogen hätten, theils aber auch, um die Ehre der französischen Flagge zu retten, und endlich theilweise auch darum, um im Innern Frankreichs ebensowohl den kühnen Ton des Richelieu'schen Ministeriums beibehalten zu können, als auch, um auf diese Weise einen nahen Verwandten des Generals Lally, den Herrn von Saint-Priest, Intendanten von Languedoc zu stürzen, da ihn eine mächtige Partei dem Herzoge von Choiseul zum Nachfolger bestimmt hatte, und er um so gefährli-

cher war, als er den Muth gehabt, Lally offen als seinen Verwandten anzuerkennen, zu vertheidigen und für unschuldig zu erklären.

Die Engländer hatten durch die Hinrichtung des Admirals Bing Nichts gewonnen, und die offizielle Anklage, daß der General Lally das Interesse Ludwigs des Funfzehnten verrathen habe, glückte in Frankreich nicht besser. Der Herzog von Choiseul, welcher bei dieser Gelegenheit den König betrog, verlor bedeutend in der Gunst desselben, als er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er von seinem Minister zu falschen Schritten verführt sei. Obschon man die Formen bei dem gerichtlichen Verfahren gegen den General zu beobachten suchte, sah der König doch den Fehltritt ein, den er begangen, indem er dem Parlamente eine Angelegenheit von solcher Beschaffenheit und so hoher administrativer Bedeutung überlassen hatte. Durch eine solche Verwirrung der Ideen hatte das Parlament den Auftrag erhalten, in einer Staats-Angelegenheit eine Untersuchung zu führen und ein Urtheil zu fällen, die nur vor einem Militair-Gerichtshofe hätte verhandelt werden dürfen, und in welche sich das Parlament nicht einmischen konnte, ohne alle bisher geltenden Ideen über eine Monarchie völlig umzukehren. Der Herzog von Choiseul verwandelte sein ihm so liebes Parlament in eine ministerielle Commission, die in moralischer Opposition dem ersten

Tribunale der Monarchie gegenüberstand, einem Tribunale, welches unter den vorigen Ministerien ein natürlicher und nothwendiger Feind ebensowohl gegen alle nach Gutdünken vertheilten Strafen, als auch gegen die ministerielle Einmischung in die Gesetzgebung, und also das letzte Asyl der Franzosen gewesen ist, bei dem sie eine sichere Zuflucht suchen konnten, wenn sie von der Feindschaft der Minister oder der Hofleute verfolgt wurden.

Der Herzog von Choiseul leitete im Geheimen alle Verhandlungen bei diesem jede Form verletzenden Rechtsgang und dem Prozeß wegen eines Verbrechens, welches in einer Entfernung von mehr als zweitausend Lieus begangen sein sollte. General Lally wurde angeklagt, in Pondichery das Interesse des Königs und der indischen Compagnie verrathen zu haben.

Die fünf Richter des Generals Lally erklärten ihn nach einer langen Berathung für schuldig. Als dieser Ausspruch begründet werden sollte, fand es sich, daß zwei derselben ihn der Todesstrafe würdig, zwei andere aber für unschuldig erklärten. Der Fünfte konnte ihn daher retten; aber nachdem er lange hin und her geschwankt, sagte er endlich: „Mag er meinetwegen sterben, — um die Sache nur einmal zum Schluß zu bringen."

Im Parlamente hatte Lally natürlich die Anhänger des Herzogs von Choiseul alle gegen sich;

die eifrigsten derselben schlugen vor, ihn lebend rädern zu lassen.

„Wenn Ihr wollt, daß er sterben soll“, — sagten dagegen Andere, „so bestimmt mindestens eine mildere Todesart; denn der König kann und wird nimmermehr die bestätigen, die Ihr vorschlagt.“ — Man verurtheilte Lally schließlich zum Köpfen.

„Die Nation fordert ein Beispiel,“ — sagten die Richter, — „und wir haben ihn nicht wegen eines besonderen Faktums, sondern wegen des Ganzen verurtheilt.“ — Die Art des Verfahrens bei diesem Prozesse beleuchtet die Thatsache, daß die Zeugnisse von Crillon und Montmorency, den Nachfolgern des angeschuldigten Generals in Indien, verworfen, dagegen aber die Aussagen eines Stallknechts und eines Kochs von Lally, die mit ihrem Herrn unzufrieden waren, als beweiskräftig angenommen wurden.

Es herrschte unter den feilen Richtern eine förmliche Wuth gegen den General, ja einer derselben bat den König flehentlich, ihm keine Gnade zu gewähren. Mademoiselle de Dillon war die einzige der vielen Verwandten Lally's in Frankreich, die den Muth hatte den König schriftlich zu beschwören, daß er Montmorency und Crillon empfangen und anhören möge, die ja Augenzeugen des Eifers und der Tapferkeit des unglücklichen Lally gewesen seien; aber Ludwig der Funfzehnte, von dem Herzog von

Choiseul unterdrückt und bewacht, war taub gegen ihre Bitten. Auch Madame de la Husse warf sich, um Gnade flehend, ihm zu Füßen, aber der König, den Choiseul auch in Choisy, wo sich dies ereignete, nicht verlassen hatte, blieb unbeweglich.

Am Exekutionstage ließ der Minister alle Zugänge zu Paris absperren und die Hinrichtung soviel als möglich beschleunigen; man warf den General auf einen Karren und der Büttel legte ihm auf Pasquier's Befehl einen Knebel in den Mund. Verwirrung und Schrecken herrschte in der Hauptstadt. Man war empört über so viel Grausamkeit, welche man als Nero's würdig laut verwünschte.

Auf dem Richtplatze angekommen, betete der General Lally im Stillen, aber noch ehe er sein Gebet geschlossen hatte, fiel schon sein Haupt unter dem Beil des Henkers.

Der Sohn des Generals Lally, der in Paris in einer Pension erzogen wurde, war aus derselben entflohen und hatte sich durch den dichten Volkshaufen gedrängt; er fand aber von seinem Vater nichts mehr als eine Lache seines Blutes. Hiervon in Kenntniß gesetzt, erneuerten der Herzog von Choiseul und das Parlament ihre Grausamkeit. Das Kind wurde des Landes verwiesen, und man zerstörte den Beweis seiner Geburt.

Die tugendhafte Mademoiselle de Dillon benutzte eine ruhigere Zeit, um den König darüber auf-

zuklären, daß das ganze Verfahren ein durchaus unzurechtfertigendes gewesen, wodurch er sich denn endlich davon überzeugen ließ, daß der General Lally wohl in seinem Befehle zu strenge gewesen, aber der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande stets treu geblieben sei. Ludwig der Funfzehnte ließ nun Mademoiselle de Dillon das Kind zustellen und gab ihm das Eigenthum und den Namen seines Vaters wieder zurück. Dies war das Kind, dessen zärtlichem Gefühle und ächtem Sohneseifer es gelang, durch seine später herausgegebenen Memoiren, unerachtet des mächtigen Widerstands des Parlamentes, das Andenken des Vaters zu rechtfertigen.

Ludwig der Funfzehnte zeigte sehr bald die lebhafteste Reue über Lally's Tod, und sagte zu dem Herzoge von Choiseul: „Ich werde dereinst die Verantwortung für das unschuldig vergossene Blut Lally's nicht zu tragen haben; Sie haben mich betrogen."

Aber unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten glückte es dennoch dem jungen Grafen von Lally-Tolendal noch nicht völlig, das Andenken an seinen Vater von dem schimpflichen Verdacht des Verraths zu reinigen. Nach der Verabschiedung des Herzogs von Choiseul war der Schutz, welchen Maria Theresia demselben angedeihen ließ, ein großes Hinderniß für die Wiederherstellung der Ehre des Generals, da die Anerkennung eines Justizmordes den von ihr beschützten Minister, welcher ihn

veranlaßt hatte, entehren mußte, ohne dadurch nur einmal das begangene Verbrechen wieder gut zu machen. Der junge Lally benahm sich bei dieser Gelegenheit mit vieler Gewissenhaftigkeit und entschiedener, würdevoller Standhaftigkeit, so daß er sich endlich die hohe Achtung der Königin dadurch erwarb. Man sah ihn, der mit einer höchst liebenswürdigen Anmuth und einer sehr interessanten äußeren Erscheinung begabt war, bei allen nur einigermaßen einflußreichen Personen darum anhalten, die Sache seines unglücklichen Vaters wieder aufzunehmen. Er liebte die Freiheit im hohen Grade, mußte aber doch später unter der Schreckensherrschaft der Revolutionsperiode auswandern. Die Nachwelt, die sich stets für die Handlungen der Ergebenheit erkenntlich zeigt, wird weder die Vertheidigung seines Vaters noch die spätere seines Königs vergessen. Im Monat October des Jahres 1791 begehrte Lally-Tolendal von dem Konvente die Erlaubniß, den König Ludwig den Sechszehnten vertheidigen zu dürfen; es wurde ihm dies zwar durch einen Tagesbefehl verweigert, seine Vertheidigungsschrift existirt aber dennoch; sie ist ein Meisterstück und vollkommen würdig der an die Seite gesetzt zu werden, mit welcher er seinen Vater vertheidigt hatte.

Während der Herzog von Choiseul sich's angelegen sein ließ auf den Ruin des Königs von

Preußen loszuarbeiten, durch Aufrechterhaltung des siebenjährigen Krieges und seine Theilnahme an demselben, sowie auch durch den Untergang des Dauphins, verfolgte er zu derselben Zeit und mit gleicher Thätigkeit alle Diejenigen, welche der Letztere dazu verwendet hatte, um seinen kecken Operationen soviel als möglich entgegenzuarbeiten. Der Herzog von Aiguillon, im Jahre 1744 noch jung am Hofe, und damals noch den Namen eines Herzogs von Agenois tragend, war in jener Zeit sterblich verliebt in die Madame de Tournelles, welche Ludwig der Funfzehnte zu seiner Maitresse machte. D'Agenois zeichnete sich in dem italienischen Kriege aus, in welchem er im August des Jahres 1744 bei dem Angriff von Bellin verwundet wurde. Später am Hofe eine ebenso kluge, als vorsichtige Rolle spielend, erwarb er sich das Vertrauen des Königs. Im Jahre 1753 zum Befehlshaber in der Bretagne ernannt, wurde ihm drei Jahre darauf der Ritter-Grad ertheilt, nachdem er im Jahre 1758 zwölftausend Engländer bei Saint-Cast besiegt hatte. Nach dieser glänzenden That glaubte er sich zu einer Ministerstelle berechtigt. Ein erklärter Feind des Herzogs von Choiseul und, wie bereits erwähnt, dem Dauphin nahe und vom Grunde des Herzens aus befreundet, verabscheute er, wie dieser es nur selbst konnte, den Herzog-Minister; er war auch überdies noch von dem erwähnten Prinzen gesucht

worden, da er in inniger Verbindung mit den Jesuiten stand und auch schon wegen der feindschaftlichen Stellung, in welcher sich die Parlamente gegen ihn versetzt hatten, — alle diese hier aufgezählten Umstände waren einzeln schon stark genug, um den Herzog von Choiseul zu veranlassen, auf seinen Untergang hin zu arbeiten. Damit es ihm damit glücken möchte, beschloß er die Hülfe des Parlaments dazu anzuwenden. Aber die Familie d'Aiguillon war eine mächtige. —

Hier ist es am Orte den Faden der Parlamentsstreitigkeiten wieder einmal aufzunehmen, in denen der Herzog von Choiseul schließlich weniger glücklich wurde; sie sind eng verknüpft mit der Geschichte Ludwigs des Funfzehnten, der sie schon beim Antritt seiner Regierung wieder ins Leben rief.

Die Jesuiten geriethen in eine entsetzliche Verzweiflung über die ungerechte Verbannung aus Frankreich, die sie betroffen hatte, und sie versuchten es nun damit, daß sie in der Bretagne, die eine Bevölkerung hat, welche jederzeit zur Unruhe geneigt und rebellisch ist, ihre Possen mit dem gegen sie ausgefertigten Edikte trieben, und so Mißvergnügen gegen die Regierung auf künstliche Weise zu erregen suchten. Die beiden Chalotais, welche sich im Parlamente durch ihre Beredtsamkeit und ihren festen Charakter auszeichneten, unterstützten die Operationen des Herzogs von Choiseul, während der

Herzog von Aiguillon, als Freund der Jesuiten, und seit neun Jahren kommandirender Offizier in der Bretagne, alle Anzettlungen der frommen Väter in dieser Provinz duldete, und in der Stille den politischen Nutzen aus den Verwirrungen, welche dort die Freunde des Dauphins erregten, zu ziehen wußte. Das Parlament griff nun das administrative System des Herzogs von Aiguillon an, und stellte ihn dem großen Publikum als einen Verschwender dar, welcher die Staatsmittel verschleudere. Den beiden Chalotais, Vater und Sohn, glückte es, gegen ihn fast die ganze Bretagne aufzuregen, aber der Herzog wirkte damals an dem Hofe durch die Intriguen seines Onkels, des Herzogs von Brillières, aus, daß die beiden Chalotais verhaftet und in ein Staatsgefängniß gesteckt wurden, wegen — ihres übergroßen Patriotismus.

Der König, der bei diesem allen ganz passiv blieb, sah auf der einen Seite den Herzog von Choiseul seinen Minister die beiden Chalotais gegen den Herzog von Aiguillon aufreizen, während der Herzog von Brillières, sein andrer Minister, sie verhaften ließ, um dadurch die Administration des Herzogs von Aiguillon zu vertheidigen. Der Herzog von Brillières stellte die Behauptung auf, daß die beiden Chalotais Feinde der allgemeinen Ruhe wären, und als solche verschiedene schmähliche Pamphlete gegen die Majestät selbst und die königliche

Macht im Allgemeinen verfaßt hätten. Der Herzog von Choiseul und seine Partei behaupteten dagegen, daß sich der Herzog von Aiguillon die schändlichsten Verschleuderungen und Kassenplünderungen erlaubt habe. Um diesen Zwist beizulegen, ernannte der König endlich eine Commission, aus Calonna, Lenoir und Senac de Meilhan zusammengesetzt. An die Partei des Herzogs von Aiguillon verkauft, fällte diese Commission das Todesurtheil über die beiden Parlamentsmitglieder, wie es ihr in Paris diktirt war. Man hegte in Paris von der Ehrenhaftigkeit und selbst Menschlichkeit dieser königlichen Commission so wenig Vertrauen, daß man sie laut anklagte, sie habe schon im Voraus und lange ehe der Urtheilsspruch gefällt, die Straf- und Marterinstrumente zubereiten lassen, und sich nach einem geschickten Büttel zur Hinrichtung der beiden Chalotais umgesehen. —

In solcher Lage befand sich der Hof Ludwigs des Funfzehnten in Beziehung auf diesen Rechtsgang, der von drei Commissären, welche die große Masse des gebildeten Publikums für drei ehrgeizige Männer ansah, die sich nur durch ein nach oben hin angenehmes Urtheil auszuzeichnen suchten, um dadurch einer gewissen Beförderung sicher zu sein, gegen zwei redliche und geachtete Parlamentsmitglieder angestrengt und vollzogen wurde. Calonne galt bei Jedem, der ihn näher kannte, für einen Mann, der im Stande sei Alles zu unterzeichnen,

um dadurch nur die Mittel zur Befriedigung seiner Immoralität zu erhalten. — Man sagte ebenso von Lennoir, daß Geld seine einzige Gottheit bei dieser Verhandlung gewesen sei, und auch von Senac de Meilhan hieß es, daß die Begierde nach dem Besitz von Geld und die Sucht befördert zu werden, ihn bei dieser Angelegenheit geleitet habe. Die kräftigen Vorstellungen des Parlaments von Paris, welches noch besonders durch den Herzog von Choiseul belebt worden war, veranlaßte endlich den Conseil, die drei Commissarien wieder zurückzurufen, und dem Parlamente der Bretagne Antheil an den Verhandlungen in Betreff der beiden Chalotais zu gestatten. Um diese außerdem etwas zu blenden, sendete der Hof den Herrn Düclos zu ihnen, mit dem Auftrage sie auszuforschen und ihnen zugleich den Vorschlag zu machen, daß sie sich freiwillig in das Privatleben zurückziehen möchten. Sobald der ältere Chalotais Düclos nur gewahr wurde, sagte er mit seiner ganzen Strenge und Unbeugsamkeit: „Wenn Sie als mein Freund herkommen, so umarme ich Sie von Herzen, wenn Sie aber als Späher und Verführer kommen sollten, so kehren Sie nur zu denen zurück, die Sie gesendet haben."

Der König nahm jetzt die Untersuchung und den Abschluß dieser Angelegenheit in seinem Privatconseil vor, und sie endete damit, daß die beiden Chalotais in die Bastille geführt wurden.

Das Parlament von Paris erhob nun einen lauten Schrei des Unwillens und verdoppelte seine Vorstellungen gegen diese despotische Handlung. Die Bretagne mit ihrem stürmischen und drohenden Charakter ließ kecke und gefährliche Unternehmungen befürchten. In dieser Krisis sendete der König den Präsidenten Ogier in die unruhige Provinz; er war ein milder, versöhnlicher Mann; der Herzog de Duras, und seine Gattin, eine geborne Bretagnerin, die zur Gegenpartei des Herzogs von Aiguillon gehörten, mußten ihn begleiten. Ihre offiziellen Rapporte veranlaßten endlich Ludwig den Funfzehnten, die Parlamente in ihrer ersten Integrität wieder herzustellen, jedoch mit Ausnahme der beiden Chalotais, welchen er seine frühere Gunst nicht wieder zurückgeben wollte, auch nachdem er sie als völlig unschuldig erklärte.

Diese mit ihrem Schicksale in so offenbarem Widerspruche stehende Erklärung reizte natürlich das Parlament nur noch mehr auf. Um endlich den unbegrenzten Zwiespalt zu beenden, brachte der Hof die Anklagen gegen den Herzog von Aiguillon zur Untersuchung vor die Pairskammer, von der achtzehnhundert bretagnische Zeugen verhört wurden.

Der Herzog von Choiseul hatte beschlossen Alles daran zu setzen, um ein gegen den Befehlshaber in der Bretagne lautendes Urtheil zu erlangen. Der König dahingegen, der Meinung des Herzogs

von Brilliéres günstiger gestimmt, war dahin geneigt, die Administration der Provinzen in ihrer natürlichen Unabhängigkeit von den Parlamenten zu erhalten. Maupeou, welcher bei dieser Gelegenheit das Parlament von Paris leitete, dessen erster Präsident er in jener Zeit war, trug, um auf diese Weise sich zum Kanzler emporzuschwingen, auf zwei Achseln: er diente zugleich dem Herzoge von Brilliere und dem Herzoge von Choiseul. Dem Letzteren versprach er, den Herzog von Aiguillon zu stürzen, sobald er das Siegel erhielte, und ganz dasselbe gelobte er dem Herzog von Aiguillon in Bezug auf den Herzog von Choiseul. Nachdem er sich in dieser Weise beider versichert hatte, erhielt Maupeou das Siegel; er wurde der Nachfolger seines Vaters, der sich durch eine ganz ähnliche List zu dieser Würde aufgeschwungen und jetzt seinen Abschied genommen hatte.

Mitten in diesen Unruhen befanden sich Choiseul und d'Aiguillon oft in grausamer Verlegenheit. Der Abbée von Broglie, der einen geheimen Briefwechsel mit dem Könige unterhielt, öffnete demselben endlich die Augen in Beziehung auf die von dem Herzog von Choiseul befolgte Politik. Er zeigte ihm, daß derselbe mehr der Kaiserin von Oestreich, als dem Hofe von Versailles ergeben war. Jand, der Direktor der Posten, unterrichtete Choiseul über diesen Briefwechsel und über die Veranstaltungen, die

man gegen ihn träfe, sowie darüber, daß man Intriguen schmiedete. Senac, der Arzt des Königs, der in das Geheimniß eingeweiht war, wirkte es bei Ludwig dem Funfzehnten aus, daß er den Herzog von Choiseul empfing und anhörte. Der schlaue Minister verwischte bei dem Könige den Eindruck wieder, welchen die geheime Correspondenz auf ihn gemacht hatte, und da der Tod des Dauphins merkwürdig passend gerade in diesem Augenblicke eintraf, so gewann Choiseul einen doppelten Sieg über seine Feinde. Der Herzog von Aiguillon, von Gefahren umgeben, ärgerte sich bitter über die Fraktion, die ihn auf so manche Art angriff. Das eigene Regiment des Königs, welches ihm im Jahre 1767 versprochen war, wurde nun Jemand von der anderen Parthei gegeben, nämlich dem Herzoge von Chatelet, einem intimen Freunde von Choiseul. Der Herzog von Duras, sein Feind, war Befehlshaber in der Bretagne gewesen. Er sah das alte Parlament dieser Provinz, welches aufzulösen ihm geglückt war, sich wieder constituiren, während er von dem Parlamente von Paris, welches ihn gleichzeitig zu entehren und zu stürzen suchte, verfolgt wurde. Eine Maitresse, Madame de Pompadour, hatte den Herzog von Choiseul zum Minister gemacht. Der Herzog von Aiguillon und der Marschall von Richelieu bedienten sich nun derselben Mittel, um ihn zu stürzen und sich selbst zu erhalten.

In diesen Zeitabschnitt fällt auch die erste Vorstellung der Frau von Dubarry bei Hofe. Sie war eine schöne junge Dame, hatte aber ihre Lehrjahre als Courtisane, die sie in einem öffentlichen Hause der Straße Saint-Honoré durchgemacht, bereits hinter sich; sie hatte dann die dort erworbenen Kenntnisse im Contact mit mehreren jungen Hofleuten geprüft und angewendet, und diese aus Gefälligkeit dafür hatten sie belehrt, daß sie den König genau auf dieselbe Weise behandeln müsse, wie junge Mädchen ihres Schlages es mit alten oder vor der Zeit abgelebten Wollüstlingen zu machen pflegten. Der Herzog de Choiseul, der den Plan noch immer nicht aufgegeben hatte, den König mit einer Erzherzogin zu vermählen, um dadurch eine Stütze für seine Politik zu gewinnen, suchte dieser neuen Liaison Ludwigs des Funfzehnten alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er ließ an allen Straßenecken der Hauptstadt Gassenhauer auf das frühere Courtisanen-Leben der Madame Dubarry singen; dagegen ließ diese eine Brochüre drucken unter dem Titel: „Der Liebeshandel des Herzogs von Choiseul mit seiner Schwester der Herzogin von Grammont,“ welche sie möglichst zu verbreiten sich bemühte. Choiseul's Partei glaubte gewonnen Spiel zu haben, sie entrirte Wetten, daß Frau von Dubarry nicht am Hofe vorgestellt werden würde; d'Aiguillon's Partei nahm aber die Wetten nicht

allein an, sondern setzte noch größere Summen dagegen. Der Marschall von Richelieu, in Angelegenheiten dieser Art eben so geschickt, wie competent, nahm sich ihrer Sache an und stellte sie vor. Es fehlte übrigens der Madame Dubarry in dieser Zeit keineswegs an Anbetern. Sie empfing die Huldigungen der Prinzen von Conti und Condé; ihren Hofstaat bildeten der Marschall von Richelieu, der Herzog von Aiguillon, Madame Chateau-Renaud, Madame de l'Hôpital und Madame Va...., ohne Zweifel das frechste der Weiber dieses Hofes. Madame Mirepoix, welche der Spielsucht fröhnte, brauchte stets Geld, und da sie dies von der neuen Maitresse erhielt, so war sie derselben im höchsten Grade zugethan. Die Herzogin d'Aiguillon, die ihren Sitten und ihrem Charakter nach anständiger war, wollte sich von der Dubarry fern halten, sie wurde aber von ihrem Gemahle gezwungen, ihr die Aufwartung zu machen. Auch der Kanzler von Maupeou stellte sich bald ganz offen auf die Seite der Maitresse, und lange dauerte es nicht, so konnte man am Hofe deutlich bemerken, daß sich die Partei des Herzogs von Choiseul verminderte, während dagegen die der Madame Dubarry mit jedem Tage zunahm. Man vergaß in Versailles sehr bald alles Niedrige und Entehrende, das dem Namen Dubarry anhaftete; man vergaß, daß ihr so genannter Mann, der Graf Dubarry, als er sie heirathete, Nichts war

und, liederlich im höchsten Grade, Nichts mehr zu entehren hatte, als seinen alten Familiennamen, den er denn auch allerdings entehrte durch die Ehe mit einem notorischen Freudenmädchen.

Der Herzog von Choiseul sah bald ein, daß er diese Maitresse nicht gewinnen könnte; trotzdem gab er seinen Plan nicht auf, änderte ihn aber insofern, als er jetzt für den Dauphin die Ehe zu unterhandeln anfing, welche er Ludwig dem Funfzehnten vorzuschlagen beabsichtigt hatte. Die Kaiserin Maria Theresia hatte mehrere Erzherzoginnen, die alle sehr schön waren; sie bestrebte sich, sie auf die Throne Europas zu bringen, um dadurch Einfluß auf die Regierungen der verschiedenen Länder zu bekommen. Die Prinzessinnen waren in dem Glauben erzogen worden, daß ihr kaiserliches Haus eben so hoch über den anderen Fürstenhäusern stände, wie die Regenten selbst über ihren Unterthanen; sie waren ferner gelehrt worden, daß die Pflichten der Ehe nie die Bande der Familie auflösen dürften, und daß auch die Erzherzoginnen bestrebt sein müßten, die Ehre und die Macht des habsburgischen Hauses zu mehren. Diese Kaiserin, die selbst im Geheimen ihre Liebhaber hatte, schloß gern die Augen über den Unterricht in der Galanterie, den ihre Töchter von ihren Lehrern und Lehrerinnen empfingen.

Als der Herzog von Choiseul ernste Unter-

handlungen in Wien anknüpfte und officiell um die Hand der Erzherzogin Maria Antoinette für den Dauphin anhielt, verlangte die Kaiserin einen französischen Abbé, um ihrer Tochter die Pariser Bräuche und die französische Sprache zu lehren. Der Herzog wendete sich deshalb an Lomeniel, welcher ihm den Abbé de Vermont zu diesem wichtigen Amte vorschlug, der dann auch wirklich zu der jungen Maria Antoinette gesendet wurde. Aber statt sie zu unterrichten, daß die französischen Königinnen stets nur dann ein glückliches Leben geführt hätten, wenn sie sich von jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten fern gehalten, sich eines frommen stillen Wandels befleißigt und ihren Gemahlen gehorsam gewesen wären, gab ihr Vermont Anleitung zu List und Verstellung, ja er führte sie, wie Einige behaupten, sogar auf die schlüpfrige Bahn der Lüste. Er scheint durch seinen Unterricht zu großen Gnaden bei Maria Antoinette gekommen zu sein, wenigstens schlug er später die allerglänzendsten geistlichen Würden aus und begnügte sich mit dem geheimen Vertrauen seiner Schülerin. Dieses Vertrauen machte ihn allerdings an ihrem Hofe allmächtig; er wurde bei der Wahl der Minister und bei der Ernennung der Bischöfe um Rath gefragt, von der Kaiserin Maria Theresia und von anderen Seiten mit Geschenken überhäuft und außerdem verstand er es sehr wohl den leichtfertigen Charakter, welchen er der Königin

aufzuprägen gewußt hatte, zu benutzen, um im Geheimen in ihren sogenannten „petits appartemens“ eine Hauptrolle zu spielen.

Die Kaiserin ihrerseits unterrichtete ihre Tochter in anderer Weise. Sie ertheilte ihr Vorschriften, wie sie zur Beherrschung des Cabinets von Versailles gelangen könne, und empfahl ihr zu diesem Zwecke den Herzog und die Herzogin von Choiseul, den Herzog und die Herzogin von Praslin, den Herrn von Hautefort, der früher einmal französischer Ambassadeur in Wien gewesen war; ferner die Familien du Chatelet und d'Estrées, ihre Verwandten, und Herrn von Aubeterre. Sie erinnerte sie an die Brüder Montaget, an die Herren von Aumont und Blondel, die auch früher in Wien residirt hatten, überdies Vertrauensmänner der Frau von Pompadour gewesen, und daher in alle Geheimnisse des Allianz-Vertrages eingeweiht waren. Sie sprach von Gerard und dem Geistlichen Beaurau, der, ein geborener Lothringer, sich in der Verborgenheit seines Klosters noch mit Intriguen beschäftigte, und rieth ihr endlich, auch den Herzog von Durras und den Abbé de Vermont durch ihre ganze Erkenntlichkeit auszuzeichnen. Der Herzog von Durras hatte nämlich in der Bretagne alles nur Erdenkliche versucht, um ihren Feind, den Herzog von Aiguillon, zu vernichten; der Abbé de Vermont aber war, wie bereits erwähnt, Maria Antoinette's Lehrer gewesen

und hatte seine Aufgabe zur völligen Zufriedenheit der Kaiserin gelöst: er hatte sie äußerlich zur Königin von Frankreich erzogen, ihr aber innerlich den Typus einer Erzherzogin von Oestreich gelassen, stets bereit und geschickt, um Alles zum Vortheil des östreichischen Hauses zu wenden. „Das Geschick dieser beiden Personen liegt mir am Herzen" — sagte Maria Theresia, — „und mein Ambassadeur hat Befehl erhalten, Sorge für sie zu tragen." — Schließlich legte sie ihrer Tochter die Verpflichtung auf, im Allgemeinen allen Lothringern, die ihr Dienste erweisen würden, diese im reichsten Maaße zu vergelten.

Die Edelleute dieser Provinz, in der die Wiege des Hauses ihres Gemahls gestanden hatte, brachten jederzeit schon Gefühle mit an den französischen Hof, die ihrem ehemaligen Souverain günstig waren, und der Herzog von Choiseul, der gleichfalls in Lothringen geboren und ein erklärter Feind alles dessen war, was sich am Hofe mit den alten Prinzipien des Hauses Bourbon befreundet hatte, ging ihnen hierin mit dem besten Beispiel voran. Was Monsieur Blondel anbelangte, der als Chargé d'Affaires bei den Allianz-Verhandlungen fungirt hatte, so war derselbe mehrmals in Privatconferenzen mit Maria Theresia in Berührung gekommen; der Marquis von Hautefort hatte als französischer Ambassadeur in Wien denselben Plan be-

folgt und während der Graf von Kaunitz in Paris unterhandelte, unterstützte ihn Hautefort in Wien, wobei ihm d'Aubeterre und d'Estrées Beistand leisteten. Bei der französischen Legation in Wien war damals der Gesinnung nach nicht ein einziger wirklicher Franzose: Alle opferten ihr Vaterland gewissenlos dem Ehrgeize eines fremden Hofes. So tief hatte den alten französischen Nationalcharakter eine Regierung entwürdigt, welche selbst vom Pfade der Ehre abgewichen, und uneingedenk der Erfolge war, die die Franzosen unter Ludwig XIV. und seinen Vorgängern sowohl in diplomatischer, als auch in militairischer Beziehung errungen hatten.

So vorbereitet verließ Maria Antoinette Wien, um sich zu ihrer Vermählung zu begeben. Man war dort lange über den Charakter Maria Antoinette's in Unkenntniß, und hatte daher auch keine Ahnung der Begebenheiten, die durch eine Prinzessin herbeigeführt werden sollten, welche an einem dem französischen stets feindlichen Hofe erzogen worden war. Sie langte am 14. April 1770 in Compiegne an, und wurde dort von dem Könige und dem Dauphin empfangen; am 15. hielt sie in Müette Ruhetag, am 16. kam sie nach Versailles. Zu ihrer Vermählung wurden nicht weniger als zwanzig Millionen aufgewendet, und sie veranlaßte einen ganz erstaunlichen Zusammenfluß von Menschen aus allen Provinzen Frankreichs, die in Freude

schwammen. Aber in diesen allgemeinen Jubel mischte sich auch eine Stimme des Mißvergnügens: man meinte, es wäre besser gewesen, mit einer solchen Summe zu versuchen, die Lasten des Volkes zu lindern. Ein bitter getadeltes Fest empfing Maria Antoinette in Frankreich, ein Schaffot besprützte sie schließlich mit ihrem Herzblute.

Augenzeugen der Vermählungsfeier in Versailles haben versichert, daß es unmöglich sei die dabei entfaltete Pracht zu beschreiben, die gerühmtesten Festlichkeiten aus der Zeit Ludwig's des Vierzehnten seien dabei in Schatten gestellt worden. Der Glanz der mit Brillanten und Edelsteinen bedeckten Hofgesellschaft, die Illumination der Gärten, die wie durch einen Zauberschlag in einem Augenblick durch mehrere Millionen Lampen erleuchtet waren, boten ein nie gesehenes Schauspiel. Das Feuerwerk allein kann schon einen Maaßstab für die Großartigkeit des Festes geben: es erhoben sich mit einem Male allein hunderttausend Raketen in die Luft.

Eine unerwartete Begebenheit brachte über ganz Frankreich Betrübniß und Trauer. Auch die Stadt Paris hatte ein Feuerwerk veranstaltet, das in der Umgebung der Statue Ludwig's des Funfzehnten abgebrannt werden sollte; den Tag dieses Festes hatte der Haß der Parteien, die gegen die Allianz gestimmt waren, zu einem Schlachttage zu machen

beschlossen. Der Hof und die Zeitschriften klagten deshalb die Ungeschicklichkeit des Maires und der Behörden der Hauptstadt an. Man versicherte, daß die Rivalität der Grund zu versäumten Vorsichtsmaaßregeln gewesen sei, und daß der Architect der Stadt Paris den Platz Ludwig's des Funfzehnten mit großen Steinen verbarrikadirt gehabt hätte; aber die Ermordung von zwölfhundert Franzosen, die in den nicht barrikadirten Straßen geschah, zeigte, daß dieses Unglück die Folge eines im Voraus gefaßten und vorbereiteten Planes war. Man tödtete Männer, Weiber, Greise, selbst Kinder, man mordete stille und harmlose Zuschauer des Festes in den Champs-Elisées, auf den Plätzen und Brücken. Man sah die Mörder gewaltsam die Massen durchbrechen, mit entblößten Degen und Dolchen in den blutigen Händen. Die abergläubigen und leichtsinnigen Pariser, statt sich ihrer Haut zu wehren, begnügten sich erschrocken zu prophezeihen: „daß diese Vermählung und diese Regierung unmöglich glücklich ablaufen würde.“ In den Papieren Ludwig's des Sechszehnten findet sich die Bemerkung: daß der Unwille der Partei, welche seine Vermählung zu verhindern nicht vermögend gewesen, bei Gelegenheit der Festlichkeiten in Paris in wilde Raserei ausgebrochen sei, daß es aber höchst nothwendig wäre, Alles, was sich an diesem Unglückstage zugetragen, in den Schleier des dichtesten Geheimnisses zu hül-

len, um nicht den glücklicherweise verfehlten Schlag auf's Neue zu provociren.

Die Verehelichung des Dauphins mit einer Erzherzogin mißfiel auch der Partei seines verstorbenen Vaters und den Jesuiten, bei denen Maria Theresia nicht besonders beliebt war, in hohem Grade. Die Jesuiten, die in der Kunst Intriguen zu schmieden ihrem Feinde nichts nachgaben, hatten beschlossen, einen kühnen Streich zu unternehmen, sie wollten den Herzog von Choiseul und die Parlamente zugleich stürzen. Sie wußten, daß die Parlamentschefs mit glücklichem Erfolg den Hof von Wien gegen sie aufgereizt hatten, so daß derselbe jetzt der Heerd des Janseismus geworden war. Der Herzog von Choiseul und die Parlamente verdoppelten jedoch Angesichts der entscheidenden Krisis ihre Bemühungen gegen die Jesuiten und die Partei des Erzbischofs von Paris, so wie gegen den Herzog von Aiguillon. Choiseul bezichtigte offen den Herzog von Aiguillon, daß er die königliche Macht in den Provinzen durch Erpressungen entehrt hätte. Die Partei der Jesuiten und Aiguillon dagegen sagten, daß die Parlamente Partei und Richter in einer Person wären, indem sie nur ihre Gegner verdammten, und daß sie ferner die Grundsäulen der Monarchie erschütterten, indem sie administrative Gegenstände einer Autorität zur Beurtheilung un-

terbreiteten, die nur das Recht hätte, sich mit den Privatzwistigkeiten der Unterthanen zu beschäftigen. Der König, in größter Verlegenheit zwischen diesen beiden sich gegenüber stehenden Ansichten stehend, war nur zu geneigt, seine königliche Macht zu wahren, und die Unabhängigkeit von den Parlamenten durchzusetzen, und Madame Dubarry, noch immer heftig gegen den Herzog von Choiseul aufgeregt, beredete Ludwig den Funfzehnten zu Allem, was diesen Zweck fördern konnte. Sie stellte vor den Augen des gespenstersehenden Königs das Gemälde Karl's des Ersten von England auf, der nach einem Parlamentsbeschluß geköpft worden war, sie erklärte ihm, daß die Ursach zu dem blutigen Spruche, nach welchem das Haupt des Monarchen auf dem Schaffotte fiel, in seiner Gunst und Nachgiebigkeit gegen sein Parlament gelegen habe, welches dadurch zu immer neuen Angriffen gegen die althergebrachten Prärogative der englischen Monarchen ermuthigt worden sei. Ludwig der Funfzehnte griff endlich zu einem Mittelweg, — er hörte die Kläger und die Verklagten vor den Pairs, und erklärte dann, daß er Nichts mehr über diese Sache hören wolle, — er annullirte Alles, was gegen die beiden Chalotais und den Herzog d'Aiguillon unternommen worden war, und nahm den Letzteren sogar mit sich, um mit ihm an demselben Abende zu soupiren, an welchem dieser Beschluß gefaßt wurde;

die beiden Bretagnischen Deputirten verwies er von Paris.

Daß die Angelegenheit eine solche Wendung nahm, war aber durchaus gegen die Pläne des Herzogs von Choiseul. Er sah in dem Herzog von Aiguillon einen Mann, der auf eine Ministerstelle zusteuerte, einen Widersacher, ebenso rasch entschlossen als nachhaltig muthig, der mit Entschiedenheit einen dem seinigen ganz entgegengesetzten Plan verfolgen würde; er erkannte ferner in ihm einen erklärten Feind seines östreichischen Systems und auch einen geheimen Feind der Ehe des Dauphins. Die Jesuiten, die auf eine ebenso feierliche und genugthuende Zurückberufung hofften, wie ihre Vertreibung demüthigend gewesen war; einige ältere Männer am Hofe Ludwig's des Funfzehnten, die noch an den alten überkommenen Maximen mit der Zähigkeit des Greisenalters festhingen; Madame Dubarry und der Erzbischof von Paris, die persönlich den Herzog von Choiseul anfeindeten, diese alle gründeten ihre Hoffnungen auf ihren Schützling und Freund, den Herzog von Aiguillon. Choiseul hatte nun mit dem ganzen Aufwande seiner Kraft und List einen entehrenden Beschluß von dem Parlamente ausgewirkt, durch welchen er den Herzog von Aiguillon unmöglich zu machen gedachte. Indessen hatte der Beschluß des Conseils, statt das Parlament zu erschrecken und zu blenden,

den Muth desselben vielmehr erhöht, und bei seiner Rückkehr nach Paris nach der merkwürdigen Zusammenkunft in Versailles, bei welcher der Herzog von Aiguillon freigesprochen wurde, erklärte es durch einen neuen Beschluß, der Herzog sei schwer gravirt in Hinsicht auf seine Verwaltung der Bretagne, und suspendirte ihn sogar von seinen Functionen als Pair, bis er sich durch einen gesetzlich erlangten Urtheilsspruch gerechtfertigt hätte. Diesem in der That kecken Schritt des Parlamentes stellte der König den dem Herzog von Aiguillon ertheilten Befehl entgegen, seine Rechte und Pflichten als Pair von Frankreich unbekümmert zu genießen und zu üben. Die immer aufgeregter werdenden Parlamente wollten nun den Herzog förmlich verurtheilen, da legte der König die ganze verworrene und zu stetem Zwiespalt führende Angelegenheit dem Kanzler zur Entscheidung vor, der dann nicht lange zögerte, die Aufhebung der Parlamente auszusprechen.

Der Herzog von Choiseul befand sich auf's Neue in einer kritischen Lage. Seine intriguante Schwester, die Herzogin von Grammont, durchstreifte die Provinzen, um die Parlamente und das Volk aufzuwiegeln. Die persönliche Thätigkeit des Herzogs von Choiseul war noch gefährlicher. Sich vorstellend, daß ein auswärtiger Krieg die Gemüther beschäftigen, die aufgeregten Sinne beruhigen und dem Könige neue Ideen geben würde, bereitete

er unter den lockersten und ungereimtesten Vorwänden eine Landung in England vor. Dieser Krieg im Innern des Landes und der Krieg nach außen, den er jetzt so leichtfertig anfangen wollte, beschleunigten aber seinen Fall. Er war fortan am Hofe nur noch der Gegenstand von Sarkasmen und der beißenden Scherze der Madame Dubarry. Man hatte dem Könige die Versicherung gegeben, — die durch eine später Ludwig dem Sechszehnten überreichte Note als wahr sich herausstellte, — daß der Herzog von Choiseul von Maria Theresia ein schriftliches Versprechen erhalten habe, worin ihm eine Provinz mit voller Souverainität und Garantie für seine Nachkommen zugesichert wurde, wenn es ihm glücken würde, dem östreichischen Hause auf Kosten der preußischen Monarchie einen Schadenersatz für die Verluste zu verschaffen, die es in den schlesischen Kriegen erlitten hatte. Madame Dubarry, der Herzog von Aiguillon und der Marschall von Richelieu nannten seitdem den Herzog von Choiseul nie mehr anders, als „der kleine König“ oder „König Choiseul.“

Die Krisis zwischen diesen beiden Parteien endete schließlich mit einer lettre de cachet vom 24. December 1770, welche der Herzog von Brillières selbst ausführte und dem Herzog von Choiseul zustellte. Diese Ordre sagte, daß er eigentlich des Landes verwiesen werden sollte, daß der König aber

Mitleid mit dem geschwächten Gesundheitszustande seiner Gemahlin habe, und ihm deshalb befehle, sich innerhalb vierundzwanzig Stunden nach der Festung Chanteloup zu begeben; er wurde mit noch strengerer Behandlung bedroht im Fall einer weiteren verdächtigen Aufführung. Der Herzog von Praslin entging der Gefahr und wurde etwas weniger streng behandelt.

Dies war der Schluß des öffentlichen Lebens des berühmten Herzogs von Choiseul, eines Ministers, welcher bedeutende Persönlichkeiten, mächtige Behörden, große Talente und die kühnsten Mittel verwendete, um Frankreich zu Thorheiten zu verführen und zu Operationen zu verleiten, die den Grund der Monarchie untergruben. Er erkannte übrigens so gut die mit seinen Operationen verknüpfte Gefahr, daß er die sichtbare Leitung derselben fast immer andern Personen überließ, und sich nur die Oberleitung vorbehielt. Er ließ den Herzog von Aiguillon durch die beiden Chalotais und durch alle Parlamente des Reiches angreifen; er überlieferte die Jesuiten diesen Parlamenten, die sich gegen die in Frankreich fest stehende Ordnung opponirten, den Reformen der Philosophen widersetzten, den Hof des Dauphins mit Hohn überschütteten, und dem Nationalcharakter eine neue Richtung gaben, welche viel dazu beitrug die Regierung des Königs herabzusetzen und das Verlan-

gen nach einer Regierungsveränderung zu wecken. Ein erklärter Feind einer Allianz mit dem Könige von Preußen, betrieb er die Fortsetzung des siebenjährigen Kieges, welchen der Abbée von Bernis hatte beenden wollen; aber dieser Krieg verlief unglücklich und bedeckte das französische Heer mit Schande. Der Herzog von Choiseul hatte Frankreich so sehr in Mißkredit bei allen andern Staaten gesetzt, und die innere Verwaltung war so in Unordnung, daß selbst der friedliche und rechtschaffne Maurepas sich schämte, unter der Regierung Ludwig's des Sechszehnten die Zügel des Reiches zu ergreifen, ohne durch irgend einen glänzenden Vorgang das Andenken an die Niederlage der französischen Marine verwischt zu haben. Choiseul erschöpfte die königliche Schatzkammer, um die östreichische Partei zu bereichern; er verwandelte Frankreich in eine Provinz, die dem Interesse Maria Theresia's diente; er verfolgte den Dauphin und gab die Erzherzogin dem Sohne desselben zur Gemahlin, trotz der Aufklärungen, die der Prinz Ludwig, der französische Gesandte, über ihren Charakter, ihre laxen Sitten und ihren Leichtsinn gegebeu hatte, — Alles dies sind Fehler oder Verbrechen von solcher Natur, daß sie sein Andenken den Anhängern der alten Monarchie ebenso verhaßt machen, wie es späterhin den Anhängern der Republik wurde. Seine unnatürliche Allianz mit Oestreich trug Vie-

les zur Kriegserklärung vom Jahre 1792 gegen den Kaiser bei, und alle die Intriguen, zu welchen er Maria Antoinette verleitete, thaten das Ihrige, um diese Königin auf das Schaffot zu führen. Seine Administration zeigt, wie gefährlich es für ein Reich ist, einen Fremdling und noch dazu den Verwandten eines ausländischen regierenden Fürsten zum ersten Minister zu erheben, besonders wenn, wie dies bei Choiseul der Fall war, sich damit noch der Mangel an Moral und geistiger Begabung vereinigen. Solche Minister sind nie den Ländern zum Segen geworden, im Gegentheil sie brachten dieselben noch immer an den Rand des Verderbens. Ludwig der Sechszehnte taxirte die Qualitäten Choiseul's sehr richtig, und dies beweist, daß dieser unglückliche König gesundes Urtheil und ehrenwerthe Grundsätze hatte.

XI.

Der Herzog von Aiguillon als Minister. — Geheime Geschichten der Madame Dubarry. — Die Aufhebung der Parlamente.

Kaum war der Herzog von Choiseul gestürzt, als man auch sein Regierungssystem verließ und Alles auf den Fuß wiederherzustellen sich bemühte, auf dem es vor seinem Ministerium sich befunden hatte. Er hatte die Parlamente gegen die unumschränkte Macht der Könige aufgewiegelt, dies war mehr als hinreichend, um jetzt die Aufhebung derselben zu beschließen.

Der König von Spanien, durch den Herzog von Choiseul gereizt, war mit England in Uneinigkeit gerathen; sobald aber des französischen Ministers Ungnade in Madrid bekannt wurde, gab der König von Spanien den Engländern vollständige Genugthuung durch Abtretung der Falklandsinseln

und des Hafens Egmont, welcher der eigentliche Anlaß zum Zwiste gewesen war.

Der Herzog von Choiseul hatte die Mächte zweiten Ranges mit einer Verachtung behandelt, die nur zu sehr mit dem Schutze contrastirte, den Frankreich ehemals denselben zu seinem eigenen sowohl als zu ihrem Nutzen hatte angedeihen lassen; um das Andenken daran zu verwischen, nahm man jetzt den Gesandten des Bei von Tunis, Ibrahim Effendi, mit den größten Freundschaftsbezeugungen auf, und gewährte ihm eine Audienz bei dem Könige selbst.

Auch wurde mit dem Könige von Sardinien ein engeres Bündniß geschlossen durch eine Vermählung Monsieurs, des ältesten Bruders des Dauphins, mit einer Prinzessin aus dem Hause Savoyen.

Der Herzog von Choiseul hatte nie zugeben wollen, daß der Kronprinz Gustav von Schweden, der in Frankreich reiste, mit der seinem Range gebührenden Auszeichnung behandelt werde, und zwar aus Aerger über all' das Große, was das alte Bündniß Frankreichs und Schwedens in Europa gegen Oestreich ausgerichtet hatte; Ludwig der Funfzehnte bewilligte aber nach der Verbannung des Ministers Gustav geheime und vertrauliche Conferenzen und arbeitete in Gemeinschaft mit ihm an der Wie-

derherstellung der alten Freundschaft zwischen beiden Monarchieen.

Das auffallendste und am direktesten gegen das System des Herzogs von Choiseul gerichtete Unternehmen war der merkwürdige Staatsstreich, durch den die Aufhebung der Parlamente zur Ausführung kam. Europa sah mit Erstaunen, daß unter einem Könige, dessen Schwäche ihm bereits den Spitznamen „Ludwig der Gebrechliche" gestiftet hatte, ein Schlag dieser Art gewagt wurde. Die Parlamente waren vorzugsweise dadurch erstarkt, daß der Herzog von Choiseul die Mehrzahl der Pairs durch ihr Interesse an dieselben zu fesseln verstanden hatte; sie waren ferner stark geworden durch die geheimen Unterstützungen, die das Haus Oestreich ihnen zuwendete, Unterstützungen, welche mitunter sehr gewichtiger Art waren; endlich aber waren sie stark durch das Ansehen und den Credit der Jansenisten, die ihnen verkauft waren und welche sie zu allen Zeiten gegen den französischen Hof und gegen den Hof von Rom unterstützt hatten.

Dagegen war die den Parlamenten feindliche Partei im gegenwärtigen Augenblick von den Personen mit Eifer unterstützt, welche jetzt am Ruder waren. Der Herzog von Aiguillon, endlich von Choiseul, seinem unversöhnlichen Gegner, befreit; der Erzbischof von Paris, dessen Feindschaft gegen das Parlament der Hauptstadt älter als zwanzig Jahre

war; die Kreaturen der Madame Dubarry, die Ludwig dem Funfzehnten unaufhörlich die Parlamente darstellten, als hätten sie die Absicht, in Frankreich dieselbe blutige Tragödie mit ihm aufzuführen, wie das Parlament von England mit Karl dem Ersten; Maupeou, der Kanzler von Frankreich; der Abbée Terray, den die Parlamente wegen seiner Finanzverwaltung anfeindeten; die Jesuiten, die auf den Trümmern ihrer Institutionen weinten; und endlich Madame Dubarry selbst, die den gealterten König wieder zu beleben bemüht war; — diese alle vereinigten sich, die Parlamente zu stürzen und Ludwig's des Funfzehnten schwacher Charakter machte es ihnen möglich, diesen großen Staatsstreich wirklich auszuführen. Es ist hier übrigens der passende Ort, um die Quelle zu der großen Gewalt der Madame Dubarry anzugeben, die sie mit so vielem Erfolge in den sogenannten „petits-appartemens“ ausübte.

Die am allgemeinsten über die Herkunft dieser Dame verbreitete Ansicht war die, daß sie die Frucht des verbrecherischen Umgangs eines Mönches mit einer Köchin gewesen sei. Andere widersprechen dieser Angabe, darin stimmen aber alle überein, daß sie bereits im zwölften Jahre als Hetäre gelebt habe. Lavauvernadière war ihr erster bekannter Liebhaber; er verließ sie jedoch bald, nahm sie zwar später wieder, verließ sie aber bald darauf abermals. Hierauf war sie wieder Jedem käuflich. Graf Du-

barry, aus Lévignan, drei Meilen von Toulouse gebürtig, ein junger Mann ohne Sitten, und vollkommener Roué, der nur und gänzlich in den öffentlichen Häusern gemeinen Schlages lebte, attachirte sich an sie, verschaffte ihr die Bekanntschnft mehrerer jungen Herren vom Hofe, und endlich die des Herrn von Saint-Foix, des Bureau-Chefs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der sie zu seiner Maitresse erhob. Saint-Foix gab sie aber nach nicht langer Zeit an Dubarry zurück, der sie nun in einem Spielhause anstellte, das späterhin sehr berüchtigt wurde. Dort war es, wo sie Lebel, der erste Kammerdiener des Königs, zum erstenmale erblickte und später dem Köuig zuführte, der von ihrer Herkunft und seitherigen Aufführung natürlich nicht das Mindeste wußte.

Lebel war der Erfinder, Begründer und Vorstand des berüchtigten parc aux cerfs (Hirschpark). Dieser Park, ein wahres orientalisches Serail, das bereits unter der Marquise de Pompadour etablirt worden war, bestand aus mehreren Häusern in der Nähe von Versailles, die für die Genüsse der raffinirtesten Wollust eingerichtet waren. Die Marquise nämlich, die eines körperlichen Fehlers wegen schon lange vor ihrem Tode nur noch die Gesellschafterin Ludwigs des Funfzehnten gewesen war, hatte, um ihn trotzdem in steter Abhängigkeit von sich zu erhalten, darauf Bedacht genommen, den an sich schon

entnervten König immer mehr zu erschöpfen, um ihm jede Selbstthätigkeit zu verleiden. Bei Ludwig's Inclination für die Weiber glückte ihr dies auch vollständig: sie blieb bis zu ihrem Tode maîtresse en titre und ihre Agenten durchzogen ganz Frankreich, um den Hirschpark mit immer neuen Schönheiten zu bevölkern. Daß diese Agenten stets nur ihren Vortheil, nie aber ihr Gewissen zu Rathe zogen und daß eine Menge unverdorbener Gemüther das Opfer ihrer Niederträchtigkeit wurde, läßt sich denken; ebenso, daß dem König sein Serail ungeheure Summen kostete: es ist nicht zu leugnen, daß vorzüglich der Hirschpark seine Finanzen ruinirt hat. — Der Dubarry unter Anderen ließ er ein Halsband von Diamanten verfertigen, dasselbe, welches Marie Antoinette kaufen wollte, wodurch sich diese dem Verdachte ihres Gemahls aussetzte und von Seiten der Nation sich schwere Beschuldigungen zuzog. —

Als der Marschall von Richelieu und der Herzog von Aiguillon des Königs Befriedigung erfuhren, dachten sie daran, der neuen Maitresse einen Namen zu geben. Dubarry, der sie früher besessen hatte, leitete nun Unterhandlungen ein über eine Verehelichung zwischen ihr und seinem Bruder. Dieser Letztere willigte in den ehrlosen Handel, die Ehe wurde in gesetzlicher Form vollzogen, und die Gräfin Dubarry darauf dem Könige und dem Hof-

zirkel etikettmäßig vorgestellt und durch die Intriguen des Marschalls von Richelieu ihr die feierliche Anerkennung als maitresse en titre verschafft. — Dies war die Herkunft und die Geschichte des Weibes, welches man benutzte, um den König gegen die Parlamente zu reizen und dieselben zu stürzen.

Der Kanzler hatte aus Gründen des Staatswohls die Aufhebung der Parlamente für nothwendig erachtet. Er erdachte sich die Ausführung eines Schlages, der für ewige Zeiten — wie er sagte — die königliche Macht von einer Opposition befreien sollte, welche seit zehn Jahren nie aufgehört hatte, dem Conseil Ludwig's des Funfzehnten entgegenzuarbeiten. Dem Rathe des Kanzlers folgend, beschloß nun der König sich selbst im Parlamente einzufinden, und dabei eine Miene zur Schau zu tragen, die je nach den Umständen Ernst, Verachtung oder Zorn ausdrücken sollte. Während dieser Debatten zwischen dem Conseil und dem Parlament und sechszehn Tage vor der Verbannung des Herzogs von Choiseul, hatte das Parlament seine Functionen eingestellt, und alle provinziellen Parlamente kamen, von diesem Minister aufgewiegelt, mit Petitionen bei dem Könige ein, von denen Madame Dubarry jedesmal bei ihrer Abgabe sagte: „Sire, wieder ein Schritt mehr, um Sie Ihrer königlichen Macht zu berauben und Sie endlich vom Throne zu stürzen.“

Am 7. September 1770 ertheilte der König den Parlamenten die Weisung, in ihren Akten fortan nicht die Worte: „Einheit,“ „Untheilbarkeit“ und „Unumschränktheit“ zu benutzen, und drohte, sie widrigenfalls ganz aufzuheben. Das Parlament von Paris, zu gleicher Zeit feige und muthig, hatte drei Tage vorher durch eine Verfügung anerkannt, „daß es nur eine Vereinigung von königlichen Beamten sei, welche keinen anderen Charakter oder Jurisdiction hätte, als die, welche es von dem Könige erhalten habe;“ — es hatte zugegeben, „daß der Beschluß der Parlamente keine Kraft und Wirkung besäße, wenn er nicht die Sanction des Königs erhielte.“ „Die Parlamente,“ — sagte es ferner, — „hätten zu allen Zeiten den Uebermuth der großen Vasallen gedemüthigt und unterdrückt, und die allgemeine und königliche Gewalt, aus welcher sie ihren Ursprung herleiteten, unterstützt; die Unabhängigkeit des Staates gegen den Ehrgeiz des Hofes von Rom vertheidigt und stets dem Erstgeborenen der königlichen Familie das Successionsrecht auf die Krone Frankreichs erhalten.“ — So demüthig war damals das Parlament; aber auch seine Demuth rettete es nicht: keine Unterthänigkeit vermochte des Königs einmal gefaßten Beschluß zu erschüttern. Das Parlament, ebenso hartnäckig wie der Kanzler Maupeou, beharrte bei der Einstellung seiner Functionen. Die drohenden Manifeste ver-

doppelten sich und man befahl dem Parlamente, seine Arbeiten wieder aufzunehmen; dasselbe erklärte aber mit noch größerer Entschlossenheit, daß es mit Ergebung die Begebenheiten erwarten würde, von denen es sich bedroht sähe. — In der Nacht vom 19. zum 20. Januar wurde der gegen alle Parlamente beschlossene Schlag geführt.

In dieser Nacht wurden alle Parlaments-Mitglieder, die in Paris anwesend waren, in derselben Stunde im Namen des Königs geweckt. Musketiere stellten jedem derselben eine Ordre zu, nach welcher sie ihre Functionen wieder aufzunehmen hätten; die Ordre forderte eine bestimmte Erklärung, „Ja" oder „Nein," ohne alle Umschweife und Ausflüchte. Einzelne folgten; am folgenden Tage aber, als das Parlament in pleno versammelt war, weigerte es sich einstimmig, der Ordre zu gehorchen. Man gab demselben nun zu erkennen, daß alle Parlamente im Reiche aufgehoben seien, jagte die einzelnen Mitglieder im Namen des Königs durch Musketiere aus den Sessionszimmern, und installirte statt des Parlamentes den großen Rath. Der siegreiche Erzbischof von Paris machte seinen Brudersohn, den Abbé de Beaumont, zum Präsidenten desselben. Aber keine Unternehmung vermochte diesen großen Rath zu adeln, der höhnisch „Maupeou's Parlament" genannt wurde. Schon von dem ersten Tage seines Bestehens ab betrachtete der größte

Theil der Nation denselben als Gegenstand des Gelächters; selbst die Prinzen und die höhern Hofleute wollten ihn nicht anerkennen, um sich dadurch nicht in Opposition zu dem allgemeinen Mißvergnügen zu bringen. Nur der Graf de la Marche und der Prinz de Conti wohnten dem Zusammentritt des Parlaments bei. Der Graf von Clermont starb protestirend und in der Ungnade Ludwig's des Funfzehnten. Der Prinz von Condé, in den Principien des Despotismus erzogen und denselben ergeben, erkannte das Parlament an, weil ihm der Kanzler versprach, daß der Graf von Artois, der Mademoiselle liebte, dieselbe zur Gemahlin erhalten sollte. Auch sein Sohn fügte sich in den Willen des Königs.

Das Orleans'sche Haus, reicher und daher unabhängiger von dem Könige, machte mehr Schwierigkeiten. Der Vater zwar gab für den Augenblick auf das Zureden der Madame de Montesson, mit der er im Geheimen vermählt war, nach, der Sohn aber, der Herzog von Chartres, der unter Ludwig dem Sechszehnten Herzog von Orleans war, zur Zeit der Republik sich den Beinamen Egalité zulegte und eine aus Abenteurern bestehende Partei um sich sammelte, die nur zu bald den französischen Hof entehrte, zeigte sich widerhaariger. Er sowohl als sein Vater kehrten indeß wieder zur Partei des alten Parlaments zurück, als man sie nicht die Vortheile

genießen ließ, die man ihnen verheißen hatte. Man sieht hieraus, mit wie schwachen Fäden in dieser Zeit die Prinzen und Großen an die Interessen der Nation gebunden waren: sie handelten entweder aus Eigennutz oder um Weiberlaunen zu befriedigen. Man sieht ferner, welche Fortschritte der Egoismus des Königs und die absolute Gewalt auf diesem Wege gemacht haben: in dieser Zeit predigte man das Dogma, daß der König seine Krone und seine Macht nur von Gottes Gnade erhalten habe; eine Folge davon war, daß das Parlament von Paris und die Parlamente der Provinzen aufgehoben wurden, ohne daß sich eine Opposition dagegen kund gegeben hätte, ja fast ohne daß irgend eine Unbequemlichkeit für die Regierung daraus entstanden wäre.

Nach diesem Staatsstreich war es ein dringendes Bedürfniß für den Conseil, eine thätige und kräftige Phalanx zu seiner Unterstützung und Vertheidigung zu haben; der König ernannte deshalb den Herzog von Aiguillon zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, denselben Herzog von Aiguillon, den sich auf Anreizung des Herzogs von Choiseul alle Parlamente des Reiches eifrig bemüht hatten, zu erniedrigen, zu entehren und vom Ministerium fern zu halten, zu welchem Zwecke sie sogar einen Beschluß gefaßt hatten, nach dem er mit Räubern am Staatsvermögen in eine Kategorie gestellt wurde.

D'Aiguillon hatte daher natürlich ein hohes Interesse daran, diese Parlamente aufzuheben, die sich sowohl von Choiseul als von den Agenten des Wiener Hofes blindlings hatten leiten lassen.

Der Herzog von Aiguillon ließ es seine erste Arbeit sein, dem östreichischen Einflusse, soweit dies die Allianz vom Jahre 1756 nur irgend erlaubte, entgegenzuarbeiten. Maria Antoinette hatte schon eine entschiedene Gewalt über den Dauphin; außerdem konnte des Königs Tod plötzlich eintreten, da derselbe trotz seines Alters sich keinerlei Vergnügungen versagen konnte. Das Alter des Königs und die Jugend des Dauphins waren aber zwei große Hindernisse, um die alten Principien vollständig wieder herzustellen und die Abhängigkeit abzuschütteln, in welche der Tractat von 1756 Frankreich versetzt hatte. Indessen hatten dieser Tractat, das Auftreten der Erzherzogin an dem französischen Hofe, die Thorheiten des Herzogs von Choiseul und der tragische Tod des letzten Dauphins, die Gemüther im Allgemeinen den neuen Plänen günstig gestimmt. Der Hof von Wien, der jetzt die Stellung in Europa inne hatte, die Frankreich vor der Allianz von 1756 einnahm, führte dieselbe Sprache, welche die letztere geführt hatte. Man kann den damals herrschenden Ton aus einem Aufsatze erkennen, den der verstorbene Dauphin in seiner letzten Lebenszeit verfaßt hatte, und von wel-

chem der politische Theil deswegen aufgenommen werden soll, weil der Herzog von Aiguillon die darin ausgesprochenen Maximen sich zur Richtschnur seiner Handlungsweise nahm.

„Ich will mit wenigen Worten" — sagt der aufgeklärte Prinz — „die Principien darstellen, welche für mein Haus die wichtigsten von allen sind."

„Ich muß mich hierbei unaufhörlich daran erinnern, daß tausend Gewalten gefallen, daß mehrere königliche Familien in Europa erloschen und daß die mächtigsten Staaten, von denen Frankreich umgeben ist, Rivalen des Hauses Bourbon sind."

„Die Geschichte kennt die beiden vornehmsten, England und Oestreich."

„England ist unter diesen beiden Nebenbuhlern der wenigst zu fürchtende. Frankreich muß dessen eingedenk sein, daß es einer größeren Marine entbehren kann; denn die Mächte, welche keine solche haben, existiren doch immer noch durch ihren Ackerbau, ihren Handel und ihre natürliche Industrie. Wir sind sehr angesehen und selbst gefürchtet gewesen, so lange der Cardinal de Fleury als Minister herrschte, und mit gleicher Sorgfalt alle Zweige der ihm anvertrauten Regierung umfaßte."

„Wenn England also ein größeres oder geringeres Uebergewicht auf dem Meere besitzt, so vermehrt oder vermindert es deßhalb eigentlich noch

nicht den Wohlstand Frankreichs oder veranlaßt demselben irgend einen wesentlichen Verlust; England hingegen müßte seine Seefahrt und seinen Seehandel zu den hauptsächlichsten Stützen seiner gegenwärtigen Stellung rechnen; England ist folglich nicht der eigentliche Rival, der zu fürchten ist."

„Aber Oestreich hat ganz andere Eigenschaften und Mittel, die feindlicher und gefährlicher für uns sind; es liegt in unserem Interesse, dasselbe zu bewachen, seine Macht zu schwächen und es zu hindern, uns Schaden zuzufügen; denn die Politik Oestreichs geht immer viel weiter, als die Religion vorschreibt; es ist eine neue Macht in Europa, die aus Nichts emporkam und die sich unter Karl dem Fünften bis zur Universal-Monarchie erhob; sie that dies auf Kosten ihrer Nachbarn und zu wirklichem und großem Schaden für uns."

„Ich finde in der Geschichte meiner Ahnen die Mittel, welche Frankreich anwendete, um Spanien, Neapel, Lothringen, einen Theil der Niederlande, das Elsaß, die Franche-Comté und Roussillon wiederzugewinnen, — und ich werde es nie vergessen, daß, wenn man gegen Oestreich diese bewachende Politik nicht anwendet, es die Provinzen zurücknehmen wird, die es eine Zeit vorher inne gehabt, die ihm aber von meinen Vätern wieder entrissen sind."

„Meine Ahnen, mindestens die des Familienzweiges, dem ich entsprossen bin, haben stets standhaft die hier entwickelten Principien verfolgt; erst unter meinem Vater kam ein Mann ans Ruder, der, wie von Geburt, so auch im Herzen östreichisch gesinnt war, — seine Verwaltung brachte viel Unglück über dieses Land. Dieser Mann, der Herzog von Choiseul, Pensionär des Hauses Oestreich, ging in den Geleisen, die zuerst von dem Abbé von Bernis betreten waren, der ein Interesse hatte, dem Hofe von Wien zu gefallen. Diese beiden Leute haben den ersten Grund zu dem großen Unglück gelegt, welches mein Haus bedroht, wenn jemals die östreichischen Principien in demselben überwiegend werden sollten. Der Herzog von Saint-Simon stellte mir bereits vor zehn Jahren ein Promemoria zu, worin er zu beweisen suchte, daß Frankreich sich nicht ungestört in seiner Größe erhalten könne, wenn es nicht unablässig gegen das östreichische Haus kämpfe. Man wird diese Abhandlung unter meinen Papieren finden. Er beweist darin, daß man vor Oestreich nicht eher sicher sei, als bis man es zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt habe.“

„Mein Vater ist zwar, von Grundsätzen, welche ich mir nicht zu tadeln erlauben darf, geleitet, eine Allianz mit dem östreichischen Hause eingegangen, mit Uebersehung der Interessen der kleineren Mächte,

die aufrecht zu erhalten und zu schützen sich meine Väter stets zur Ehre gemacht haben, aber er hat nie die verbrecherische Keckheit des Herzogs von Choiseul gut geheißen, welche ein durch Jahrhunderte befestigtes und bestehendes Gebäude niederriß, das durch die tiefsinnigsten und ergebensten Staatsmänner unseres Hauses aufgebaut worden war."

„Man muß ganz unstreitig Traktate mit größter Gewissenhaftigkeit beobachten; aber auch die Gewissenhaftigkeit hat ihre Grenzen, und wenn ein Staat, durch die Erfahrung belehrt, einsieht, daß ein Vertrag schädlich und drückend für seine Unterthanen ist, dann muß ohne Zweifel einem solchen Traktate ein Ende gemacht werden. In diesem Falle befindet sich jetzt Frankreich in Bezug auf den Traktat von 1756, der ihm die Hände bindet, seine Landeskinder verhindert Franzosen zu sein und der sein ganzes öffentliches Leben darin bestehen läßt, seine Militairmacht zu üben."

So sprach sich der ältere Dauphin aus, der damit sich als einen würdigen Verwandten Heinrich's des Vierten, Ludwig's des Dreizehnten und Ludwig's des Vierzehnten zeigte. Man erkennt aus diesen Aufzeichnungen, wie richtig er den politischen Plan taxirte, durch den sein Haus zu Größe und Macht gekommen war. Der Herzog von Aiguillon, ein fester Charakter, that Alles, um den Plan wieder aufzunehmen und zu befestigen; aber der Herzog

von Choiseul hatte den Grund so wohl zerstört, den durch Ausschweifungen geschwächten König so geschickt benutzt, daß Aiguillon nur schwache Hoffnung hatte, seine Absicht zu erreichen. Indessen stellte er die folgenden Grundzüge auf, die er einstweilen und in Abwartung günstigerer Zeiten zu seiner Richtschnur nehmen wollte, um die Ansichten des Dauphins zu erfüllen.

1) Oestreich hat, stolz auf seine Erfolge und darüber, daß es Frankreich an seinen Siegeswagen gefesselt hat, diese Stellung schändlich gemißbraucht. D'Aiguillon faßte deshalb den Entschluß, die Schädlichkeit einer Allianz, die so illusorisch und so ungereimt war, wie die zwischen den Höfen von Wien und von Versailles, aufzudecken.

2) Die Mächte zweiten Ranges, ehemals von dem Hofe von Frankreich beschützt, waren von Furcht vor der großen Allianz erfüllt; d'Aiguillon beschloß, sie zu hören, sie zu beruhigen, ihnen Vertrauen einzuflößen und sie so aus dem Zustande einer beständigen Unruhe zu reißen, in welchem sie sich seit dem Jahre 1756 befanden.

Dänemark und Schweden lagen in Hader; Frankreichs Feinde unterhielten und belebten die Rivalität dieser beiden Mächte; Frankreichs Aufgabe war es sie nicht nur zu versöhnen, sondern eine wirkliche Freundschaft zwischen ihnen zu stiften.

Der Herzog von Choiseul hatte die Schweizer, aus alter Zeit her treue Verbündete der Franzosen, schlecht behandelt. Er beunruhigte sie durch Befestigung des Hafens Versoix am Genfer-See; — er war so leidenschaftlich gegen sie eingenommen, daß er von Jemand, dem er seine Verachtung ausdrücken wollte, zu sagen pflegte, er sei ein Schweizer, das heißt, fügte er dann in der Regel noch hinzu, alles, was man von Gemeinheit einem Menschen nachsagen kann. Der Herzog von Aiguillon ließ augenblicklich die Befestigungsarbeiten am Genfer See einstellen.

Der Herzog von Choiseul hatte ferner dem Papste die Grafschaft Venaissin und die Stadt Avignon weggenommen, indem er Ludwig dem Funfzehnten stets von Neuem vorhielt, daß auf diese Weise der Verlust der Kolonien wieder gut gemacht werden müsse. Der Herzog von Aiguillon gab Ganganelli die Grafschaft Venaissin und die Stadt Avignon wieder zurück.

Als England sah, daß sich Frankreich an das Haus Oestreich attachirte, verband es sich mit Brandenburg und trug viel zu dem Ausgange des siebenjährigen Krieges und zum Vortheile des Königs Friedrich des Zweiten bei, den Choiseul thöricht genug war, vom Throne stürzen zu wollen. Der Herzog von Aiguillon dachte jetzt an einen Frieden und an einen Vertrag mit England, der die innigen

Verhältnisse zwischen diesen beiden Mächten, deren man sich noch recht wohl erinnerte, da sie seit dem Frieden von Utrecht unter Ludwig dem Vierzehnten bis zum Kriege von 1741, dreißig volle Jahre, bestanden hatten, wiederherstellen sollte.

Dies waren die Ansichten und Pläne des Herzogs von Aiguillon im Allgemeinen, nach denen er das ihm anvertraute Departement zu leiten gedachte. Er fing damit an, dieselben in Beziehung auf Schweden zu verwirklichen, diesen alten und treuen Verbündeten, mit dem Frankreich in der Vergangenheit so große Thaten ausgeführt hatte.

Schweden, dem die Militairherrschaft Karl's des Zwölften einen gründlichen Abscheu vor der unumschränkteu königlichen Macht eingeflößt hatte, bediente sich jedes Mittels, um dieselbe zu schwächen. Um die Herrscherrechte herabzusetzen oder ganz zu unterdrücken, hatten sich Parteien gebildet, die wechselsweise auf die Einflüsterungen von Rußland, Oestreich, Dänemark und Preußen hörten, und sich bald von Diesem, bald von Jenem leiten ließen. Frankreich, welches ehemals den ganzen Einfluß besessen hatte, in welchen sich jetzt diese Länder in Schweden theilten, wurde nicht mehr, wie zur Zeit des großen Gustav Adolph, dort gehört; der Hof von Wien hatte sich mit seinen Traktaten von 1756 und 1758 der von Frankreich früher besessenen Stellung bemächtigt, und dieses konnte auf keine andere Weise

seinen Einfluß in Stockholm wiedergewinnen, als durch eine Revolution, die dem Könige von Schweden seine ganze Macht wiedergab, und das System von Unordnung und Anarchie zerstörte, welches in Schweden von den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin genährt und in ihrem Interesse unterhalten wurde.

Gustav der Dritte erröthete darüber, der Spielball seiner Nachbarn zu sein, er beschloß sich aus dieser demüthigenden Lage zu befreien. Schon als Kronprinz hatte er den Herzog von Choiseul vor dessen Verbannung in Bezug auf seine Pläne auszuforschen gesucht; dieser Minister hatte sich aber wohlweislich gehütet, in irgend Etwas zu willigen, was nur im Geringsten gegen das Interesse des Hofes von Wien verstoßen könnte. Nach der Verbannung des Herzogs empfing und hörte Ludwig der Funfzehnte Gustav zwar freundschaftlich an, vor dem Antritt des Ministeriu ms des Herzogs von Aiguillon hatte der Kronprinz jedoch noch kein festes Versprechen von dem Cabinet von Versailles erhalten. In den verschiedenen Schriftstücken, welche er selbst während seines Aufenthaltes in Paris Ludwig dem Funfzehnten überreichte, benutzte er auf geschickte Weise die Parlamentsstreitigkeiten und die Opposition, die sich in Frankreich gegen die königliche Macht geltend machte, um Ludwig den Funfzehnten zu überzeugen, daß es an der Zeit sei,

die stets wachsende Macht der Parlamente, welche die königlichen Rechte zu beschränken suchte, zu brechen und zu unterdrücken. Er stellte die Regierung des Königreichs Schweden so dar, als sei sie von allen Seiten von dem Rathe und den Ständen usurpirt, und von den Partei-Chefs, welche in diesen Staatskörpern gerade dominirten, geleitet, und behauptete, daß er durchaus keinen Traktat mit Frankreich abschließen könne, ohne vorher mehrere bedeutende Rathsherren in Schweden, von denen er abhängig sei, darüber gehört und mit ihnen unterhandelt zu haben. Gustav hütete sich, das Bündniß Frankreichs mit dem Hofe von Wien zu berühren, denn dieser Traktat war dem verblendeten Ludwig noch immer sein liebes Kind. Er zeigte in dem Traktate, den er vorschlug, nur die Verhältnisse zum russischen Reiche und zum Könige von Preußen, deren großer Einfluß in Stockholm offenbar gegen das Interesse der französischen Monarchie gerichtet war. — Dies waren die Motive, welche der Kronprinz von Schweden in den Memoiren entwickelte, die er Ludwig dem Funfzehnten zustellte.

Sobald der Herzog von Aiguillon Minister geworden war, erhielten die Vorschläge und Pläne dieses Prinzen mehr Chancen, und als man sie aufnahm, beschloß man auch, in Wahrheit Alles daran zu setzen, um ihn in seiner ganzen königlichen Machtvollkommenheit wiederherzustellen, und selbst

Opfer zu dem Zwecke zu bringen, den in Schweden herrschenden aristokratischen Geist zu ersticken. Trotz der bereits in den Finanzen Frankreichs herrschenden Verlegenheit zahlte man dem Prinzen den Rest der alten Subsidien, den Schweden noch für seine Theilnahme an dem Kriege gegen den König von Preußen zu fordern hatte; man wollte ihm dadurch die Mittel geben, sich des Einflusses und selbst der Abhängigkeit von Rußland und Preußen zu entledigen.

Choiseul hatte den in Ungnade bei ihm gefallenen Grafen de Vergennes von Konstantinopel zurückberufen; der Herzog von Aiguillon ließ diesen ausgezeichneten und wahrhaft verdienten Mann aus Bourgogne, wohin er sich zurückgezogen hatte, kommen, und verwendete ihn am schwedischen Hofe, um Gustav dem Dritten mit seinem erleuchteten und treuen Rathe beizustehen.

Der Herzog von Choiseul hatte die großen Staaten dem Wiener Hofe befreundet, um dadurch den kleineren zu dominiren und sie zu zersplittern; — jetzt unterstützte der Herzog von Aiguillon umgekehrt die schwachen Staaten und nahm damit die alte Diplomatie des Dauphins und Frankreichs wieder auf, die lediglich in Befolgung dieser, an Erfolgen und Siegen so reichen Maxime bestand: „die Schwachen zu unterstützen und zu beschützen, und die Starken zu demüthigen.“

Man weiß, daß die schwedische Revolution dem Könige Gustav dem Dritten später die unumschränkte Macht, die er vorher mit den Großen des Reiches hatte theilen müssen, wieder zurückgab. Der Herzog von Aiguillon und Herr von Vergennes befreiten diesen König von der Vormundschaft der Parteien, der sich die Höfe von Petersburg, Wien und Berlin so geschickt für ihre Absichten zu bedienen gewußt hatten. Unter dem Beistande Frankreichs stellte Gustav der Dritte innerhalb vierundfunfzig Stunden und ohne Blutvergießen am 18. August 1772 die Macht und das Ansehen der schwedischen Monarchie wieder her.

Friedrich der Zweite von Preußen war durch den Herzog von Choiseul, der sich mit allen Feinden dieses Königs verbündet hatte, hartnäckig und mit Erfolg von Frankreich fern gehalten; wie schon gesagt, hegte Choiseul den Plan, den König vom Throne zu stoßen und seine Monarchie zu zerstören und zu theilen; — der Herzog von Aiguillon beeilte sich dagegen, die alten Verbindungen Frankreichs mit diesem Könige zu erneuern.

XII.

Ludwig's des Funfzehnten Tod.

Frankreichs Einfluß auf die übrigen Mächte Europas war sehr geschwächt, als Ludwig der Funfzehnte in Trianon von einer tödtlichen Krankheit ergriffen wurde.

Vertraute Aerzte mußten stets stets im parc aux cerfs die neuen Mädchen, die dort unterhalten wurden, für den König aussuchen. Der Geschmack des greisen königlichen Lüstlings fiel diesesmal auf ein schönes Bauermädchen, bei dem seit wenigen Stunden die Pocken in der Entstehung begriffen waren. Sie steckte den König an, unerachtet er in seiner Kindheit diese Krankheit schon einmal gehabt hatte. Er dagegen gab ihr das Gift der unheilbaren scheußlichen Seuche, welche ihn schon seit mehreren Jahren langsam verzehrte, und allen angewendeten Heilmitteln gänzlich widerstand. Die

Geschichte wird mit ewigem Schimpf die Aerzte brandmarken, denen in den letzten Lebensjahren Ludwig's des Funfzehnten die Obhut über seine Gesundheit anvertraut war; denn sie hatten nicht den Muth, dem unmenschlichen Gedanken, welchen ihm der Marschall von Richelieu, Bertin und Lebel eingegeben hatten, zu widersprechen, dem Gedanken nämlich, daß die Krankheit des Königs durch fleischliche Vermischung mit ganz jungen, frischen und starken Weibern auf diese übertragen werden würde, und daß dieses das einzige spezifische Mittel wäre, um das zehrende Gift aus des Königs Blute zu ziehen und ihn zu reinigen und zu verjüngen.

Das Ende eines so lasterhaften Lebens und einer so verderblichen Regierung näherte sich inzwischen. Frankreich, das sich durch seine äußere Politik erniedrigt hatte und in der innern unglücklich war, sollte endlich von einem Könige befreit werden, dessen Regierung leider neunundfunfzig Jahre gewährt hatte: 1715 hatte Ludwig der Funfzehnte den Thron bestiegen. Während der scheußlichen Krankheit und im Angesichte des Todes erheuchelte Ludwig der Funfzehnte einige Reue, um sich auf Augenblicke interessant zu machen. Die Parteien, welche den Staat zerrissen, mischten sich auch in die äußerliche Pönitenz, welche die Religion dem Könige auferlegte. Wie während seiner Krankheit in Metz vor dreißig Jahren stellten sich auch bei seinem

Tode im Jahre 1774 zwei Parteien an seinem Hofe dar, deren eine verlangte, er möge beichten und communiziren, während ihn die andere des Sakraments zu berauben suchte.

Der Erzbischof von Paris, von Beaumont, war von Paris nach Versailles gekommen, um die Communion des Königs im Geheimen zu hindern oder mindestens so lange als möglich zu verzögern. Nach der Vorschrift der Kirche konnte diese Ceremonie ohne die vorhergehende Verjagung der Maitresse nicht stattfinden; aber der Erzbischof und die jesuitische Partei, deren Chef er war, wollten eine Dame, die ihnen bei der Aufhebung der Parlamente und bei dem Sturz der Fraction des Herzogs von Choiseul so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, nicht mit Schimpf und Schande überhäufen lassen. De Beaumont hatte stets erklärt, daß Madame Dubarry der Religion von dem allergrößesten Nutzen gewesen sei. Mit dieser Partei vereinigten die Herzöge von Richelieu, de Trousac und d'Aiguillon, Maupeou, Bertin und Terray ihre Bemühungen. Sie mußten pflichtgemäß Madame Dubarry vertheidigen und dem Schimpf und der Rache vorbeugen, welche die Herzogin von Chateaux-Roux im Jahre 1745, bei einer ähnlichen Veranlassung, wie wir zeigten, herbeiführte.

Die andere Clique wünschte dagegen eifrigst eine religiöse Ceremonie zu beschleunigen, durch die

eine Maitresse, der es geglückt war, den Chef ihrer Partei, den Herzog von Choiseul, durch muthige Angriffe vom Hofe zu verjagen, wieder in ihr Nichts zurückgeworfen werden mußte. Es war ein lächerlicher Anblick, diejenigen, welche sich jederzeit als geschworene Feinde der Religion bewiesen hatten, jetzt, während der Krankheit des Königs, gerade zur Religion ihre Zuflucht nehmen zu sehen, um sich an der Maitresse Dubarry noch im letzten Augenblick ihrer Herrschaft rächen zu können, während auf der andern Seite der Erzbischof und die Religiösen sich in der Bemühung vereinigten, Ludwig den Funfzehnten daran zu hindern, seine kirchlichen Pflichten durch die heilige Communion zu erfüllen. „Man intriguirt und debattirt jetzt kaltsinnig über das Gewissen des Königs," — sagte der Kardinal de Luynes.

Es entstand ein offner Zwiespalt am Hofe über die Frage, ob der König beichten und Ablaß erhalten solle, oder nicht. „Dürfen wir wohl" — sagte der Marschall von Richelieu — „Madame Dubarry mit Schimpf und Schande verjagen, dürfen wir ihre Dienste vergessen und uns ihrer Rache bei ihrer möglichen Rückkehr blosstellen?"

Am 1. Mai um 11 Uhr Morgens zeigte sich der Erzbischof von Paris zum erstenmale bei dem kranken Könige. Er war noch kaum zur Thür der äußeren Gemächer hereingetreten, als der Marschall

von Richelieu, der in dem Glauben stand, er sei gekommen, um des Königs Beichte zu hören, ihm entgegen ging, und ihn dringend beschwor, den Kranken nicht durch ein geistliches Gespräch zu tödten.

„Mein Gott, sind Sie denn so neugierig, kleine lustige Geschichten von Schwachheitssünden zu hören?" — sagte er höhnisch zu dem Prälaten, — „dann setzen Sie sich nur, ich will Ihnen beichten, und Sie sollen eine Menge so hübscher Abenteuer zu hören bekommen, wie Sie sie gewiß nie vernommen haben, seitdem Sie Erzbischof von Paris geworden sind. Wenn Sie aber gekommen sein sollten, um die Scene zu erneuen, die der Bischof von Soissons in Metz aufgeführt hat, und mit Aufsehen Madame Dubarry wegschicken wollen, so bedenken Sie nur die Folgen bei sich selbst. Sie tragen dadurch zu dem Triumphe Ihres unversöhnlichen Feindes, des Herzogs von Choiseul bei, von welchem Sie Madame Dubarry allein befreit hat, und Sie verfolgen Ihre aufrichtige Freundin, — ja, ja, ich wiederhole es Ihnen noch einmal, Ihre Freundin, denn das ist sie in der That; sie sagte mir noch gestern: „wenn der gute Erzbischof uns verlassen sollte, so habe ich schon einen Kardinalshut für ihn in Bereitschaft."

Der Erzbischof, der, wie wir anführten, zu derselben Partei gehörte, wie der Marschall von

Richelieu, trat nun mit demselben in das Zimmer des Königs, in welchem sich bereits Madame Adelaide, der Herzog von Aumont und der Bischof von Senlis befanden. Diesen ganzen Tag äußerte der Erzbischof kein Wort von Beichte und Communion, was Ludwig den Funfzehnten so zufrieden stellte, daß er beim Weggehen des Prälaten Madame Dubarry zu sich rufen ließ und ihre schönen Hände mit heißer Zärtlichkeit küßte.

Am 2. Mai befand sich der König etwas besser; Madame Dubarry hatte ihm zwei ihrer vertrauten Aerzte, Borry und Bordeu, gesendet, ihnen aber die ausdrückliche Vorschrift ertheilt, dem Könige die wirkliche Beschaffenheit seiner Krankheit zu verbergen, ihm die drohende Gefahr zu verschweigen, die Priester auf geschickte Weise von ihm fern zu halten und einer demüthigenden Entlassung ihrer Person zuvorzukommen. Der fieberfreie Zustand des Königs hatte ihm seine gewöhnliche Laune wiedergegeben; aber man hatte dem Doctor Martinière, der zu Choiseul's Partei gehörte, den Eintritt zu verbieten vergessen, und da sich derselbe durch das Vertrauen, welches der König Borry und Bordeu geschenkt hatte, in seiner wissenschaftlichen Ehre beleidigt fühlte, so verbarg er dem Könige weder die Natur noch die vorhandene Gefahr seiner Krankheit. Er antwortete auf die Frage über das Hervortreten der Pockenbläschen: „Sire, diese Bläs-

chen brauchen drei Tage um sich zu bilden, drei Tage um sich zu suppuriren und zu reifen, und drei Tage um abzutrocknen.“ Der König, welcher es nicht vergessen hatte, daß er schon früher einmal von den Pocken befallen gewesen, gewann nun plötzlich die Ueberzeugung von der Gefährlichkeit seiner Lage und ließ Madame Dubarry rufen, zu der er sagte: „Meine Geliebte, ich habe die Pocken, und meine Krankheit ist sehr gefährlich, namentlich in Bezug auf mein hohes Alter und meine anderen körperlichen Gebrechen; ich darf es nicht vergessen, daß ich der allerchristlichste König und der älteste Sohn der Kirche bin; die Zeit naht vielleicht, wo wir uns trennen müssen. Ich will einer Scene zuvorkommen, die der in Metz gleichen möchte, und den Herzog von Aiguillon davon in Kenntniß setzen, daß er, wenn sich meine Krankheit verschlimmern sollte, mit der größten Sorgfalt und Zartheit Alles besorgen solle, um das liebste Wesen, was ich auf Erden besitze, von mir und meinem Hofe zu entfernen.“

Die Jansenisten und die Partei des Herzogs von Choiseul triumphirten über den mißglückten Versuch des Erzbischofs, Einfluß zu gewinnen. Man sprach es in allen Kreisen laut und unverholen aus, daß der Herzog von Aiguillon und der Erzbischof beschlossen hätten, den König ohne Erlangung des

heiligen Sakraments und ohne die letzte Oelung sterben zu lassen, nur um Madame Dubarry nicht zu beunruhigen und zu stören. Beaumont, der diese Kritiken fürchtete, beschloß nun Versailles nicht zu verlassen, um die letzten Augenblicke des Königs noch benutzen zu können, die nothwendige Ceremonie vorzunehmen und so Madame Dubarry erst in dem Augenblick zu opfern, wenn der König bereits in der Auflösung begriffen sei. Es hatte dieser Prälat nicht mehr seinen alten Eifer für die religiösen Formen, wo es sich nur um die Erfüllung seiner Pflichten handelte; es war ihm bei dieser Gelegenheit nur darum zu thun, der Partei seiner Feinde wirksam entgegenzuarbeiten und Madame Dubarry bis zum letzten Augenblicke zu unterstützen.

Ein entgegengesetzter Eifer belebte aber den Bischof von Carcassone, der ganz anderer Meinung war, als der Kardinal de la Roche-Aimon. Demüthigungen und Schmeicheleien hatten den Letzteren zu seinen Würden verholfen und ihm die Stelle eingetragen, die er am Hofe einnahm. Weniger religiös als Hofmann dachte er in gleicher Weise, wie der Herzog von Richelieu und Madame Dubarry, daß man den Monarchen in geistlicher Hinsicht nicht beunruhigen und erschrecken dürfe. Er sagte, schon der bloße Vorschlag die Beichte

abzulegen und das heilige Sakrament zu empfangen, werde auf den König den gefährlichsten Einfluß äußern. Der Bischof von Carcassone, ein zweiter Bischof von Soisson, der die gleiche Rolle in Metz gespielt hatte, wollte dagegen, daß der König unter allen Umständen communiziren solle, daß die Maitresse vertrieben würde, daß die Vorschriften der Kirche erfüllt würden, und daß der König Frankreich und die ganze übrige Christenheit, der er durch seinen Lebenswandel einen Skandal gegeben, durch ein Beispiel der Reue versöhnen solle.

„Mit welchem Rechte ertheilen Sie mir Ihren Rath?" sagte der Kardinal de la Roche-Aimon zu dem sich ereifernden Prälaten.

„Sehen Sie hier mein Recht!" — antwortete der Bischof von Carcassone, auf sein Bischofskreuz deutend. „Zeigen Sie, Kardinal, daß Sie dieses Recht zu schätzen wissen, — und lassen Sie unsern König, als den allerchristlichsten und ältesten Sohn der Kirche, nicht ohne Beichte und Absolution vom Leben scheiden."

Unter diesem heftigen Zank würden sich ohne Zweifel die skandalösen Scenen von Metz erneut haben, wenn nicht der Herzog von Aiguillon und der Erzbischof von Paris es für passend erachtet hätten, dazwischenzutreten und der Sache ein

Ende zu machen. D'Aiguillon hatte inzwischen auch die Befehle des Königs in Beziehung auf Madame Dubarry empfangen. „Sie soll ohne alles Aufsehen und so heimlich als irgend möglich auf Ihren Landsitz Ruelle geführt werden," — sagte der König; — „ich werde erfahren, wie große Güte und Sorgfalt Ihre Gemahlin, Madame d'Aiguillon, ihr beweist, und das zu schätzen verstehen."

Madame Dubarry sah den König noch einmal, am Abende des 4., und gab ihm das Versprechen, sobald es sich mit ihm gebessert hätte, wieder an den Hof zurückzukehren; und der schon halb Todte war in der Erinnerung seiner fleischlichen Genüsse noch so befangen, daß er ihre Hand ergriff und ihr seinen Schmerz über ihre Entfernung ausdrückte. Die Herzogin von Aiguillon ließ sie sodann mit Mademoiselle Dubarry der Aelteren und Madame de Serre in ihren Wagen steigen und führte sie nach Ruelle, um dort die kommenden Ereignisse abzuwarten. — Kaum war sie indessen abgereist, als der König wieder nach ihr fragte; und als man antwortete: sie ist abgereist, verschlimmerte sich augenblicklich seine Krankheit.

Die Tage des 5. und 6. vergingen, ohne daß man von Beichte, Communion oder letzter Oelung sprach. Der Herzog von Fronsac drohte dem Pastor von Versailles, ihn zum Fenster hinauszuwer-

fen, wenn er es wagen sollte, ein einziges Wort darüber zu verlieren. Aber am 7. um 3 Uhr Morgens verlangte der König, daß sich der Abbée Maudoux bei ihm einfinden solle. Er kam, und die Beichte währte siebzehn Minuten. Die Herzöge von Brillière und von Aiguillon wollten noch immer die Ertheilung des Sakraments verzögern; aber der anwesende Doctor Martinière sagte, um den Sturz der Madame Dubarry zu beschleunigen, zu dem Könige: „Sire, ich habe Eure Majestät in so vielen wichtigen Augenblicken gesehen, nie aber habe ich Sie so wie heut bewundert; vollenden Sie, was Sie so segensreich begonnen haben." — Der König ließ nun seinen Beichtvater wieder hereinrufen, eben jenen Abbée Maudoux, den man ihm vor einigen Jahren gegeben hatte, weil er arm und blind war. Er ertheilte dem Könige Absolution und darauf die heiligen Sterbesakramente.

In Betreff der glänzenden Genugthuung und Wiederherstellung, welche die Partei des Herzogs von Choiseul erwartet hatte, um Madame Dubarry feierlichst zu demüthigen und zu stürzen, hatte sie sich getäuscht, es war davon nicht mehr die Rede. Der Erzbischof hatte im Verein mit dem Oberhofprediger des Königs folgendes Formular aufgesetzt, welches vor Ertheilung der letzten Oelung verlesen wurde:

„Unerachtet der König nur Gott Rechenschaft für seine Handlungen schuldig ist, erklärt er doch, daß er Reue darüber empfinde, seinen Unterthanen Anlaß zum Skandal gegeben zu haben, und daß er nur noch deshalb ferner zu leben wünsche, um sich ganz der Religion und dem Glücke seines Volkes zu widmen.“

Man verdoppelte hierauf die übliche Oeffnung und Ausstellung des Reliquienschreins der heiligen Genoveva und die Fürbitten für die Wiederherstellung des Königs.

Während der Tage des 8. und 9. schwand indeß alle Hoffnung hierauf. Der König sah sich in Folge dessen bald von allen Hofleuten verlassen, und auch die, welche am längsten vor ihm gekrochen waren, verschwanden; nur die Prinzessinnen, seine Töchter, hielten getreulich bei ihm aus und ihre kindliche Liebe war das einzige tröstende Bild, das sich dem Sterbenden zeigte.

Der Abbée Maudoux, sein Beichtvater, fühlte für ihn große Ergebenheit. Der König, religiös erzogen und Gottes Urtheil fürchtend, sagte, daß er in großer Furcht wegen seines Geschicks in der anderen Welt sei. Zuweilen tröstete er sich mit der Hoffnung auf die unerschöpfliche und allumfassende Gnade Gottes, — bald aber erfaßten ihn wieder Furcht und Schrecken, die natürlich die ge-

fährlichen Symptome seiner Krankheit vermehrten und sein Ende beschleunigten. — Er sah nur den Tod vor sich und den Abgrund, der sich vor ihm öffnete, um sein bis zum letzten Augenblicke lasterhaftes und ausschweifendes Leben zu bestrafen. Einigemale äußerte er, daß er eine Ahnung von der Vergebung und dem Erbarmen des Herrn um Christo willen fühle, und daß er gelobe, wenn er noch einmal gesund werde, sein Volk durch einen gottgefälligen und wahrhaft frommen Lebenswandel erbauen zu wollen; — ganz so, wie er es, auch in dem Wahne sterben zu müssen, in Metz gelobt hatte, um sein Versprechen nur zu bald wieder zu vergessen. Man sah ihn mit tiefer Reue sich an die Brust schlagen, das Crucifix an sich drücken und Weihwasser über sich selbst und sein Bett sprengen, um die Dämonen zu verscheuchen, die sich ihm nahten, um seine Seele zu ängstigen. Er sendete Geld nach Saint-Sulpize, nach Notre-Dame und zu den Kapuzinern, um Messen für seine Seligkeit lesen zu lassen, und mehrere Male an jedem Tage wurden die Reliquienschreine der Schutzheiligen von Paris geöffnet und zur Anbetung ausgestellt. Er hatte im beständigen Wechsel von Ausschweifungen und Andachtsübungen gelebt, — auch der Tod erreichte ihn in einem ähnlichen Wechsel von Hoffnung und Verzweiflung.

Der König athmete noch, als die beiden zu-

sammenwirkenden schrecklichen Krankheiten bereits seine irdische Hülle in einen aufgelösten, stinkenden, scheußlichen Kadaver verwandelt hatten. Die verpestete Luft, die in dem Sterbezimmer herrschte, vergiftete einige der Diner, welche ihm die letzten Dienste erzeigen mußten, so daß sie in Folge der Ansteckung starben. Nur einige Gassenkehrer von Versailles besaßen Muth genug sich durch überreiche Belohnung dazu bewegen zu lassen, die Leiche, die man nicht balsamiren konnte, in einen bleiernen Sarg zu legen; und nachdem dieser Sarg hermetisch verschlossen und in zwei andere von Eichenholz gesetzt worden war, wurden die Ueberreste eines Königs von Frankreich, der einst der Vielgeliebte hieß, in aller Stille in die Gruft von Saint-Denis geführt. In einer so schreckenerregenden Gestalt trat die Krankheit und der Tod Ludwig's des Funfzehnten auf, — des letzten Königs aus dem Hause Bourbon, der in seinem Bett verschied.

Während der ganzen Dauer seiner Krankheit hatten die Prinzessinnen, seine Töchter, sich durch ihre zärtliche Sorgfalt ausgezeichnet. Tag und Nacht waren sie an der Seite des Königs und vergaßen ihren Rang und die ihnen drohende Gefahr, um als treue Krankenpflegerinnen ihrem Vater bis zum Verhauchen seines letzten Seufzers zu dienen. Er steckte sie mit den Pocken an, aber sie

wurden nicht das Opfer ihrer kindlichen Liebe, sie genaßen wieder.*)

---

*) Was hier über die Krankheit Ludwig's des Funfzehnten und die Intriguen, mit welchen man den Sterbenden plagte, angeführt wurde, ist von dem Herrn von Laborde mitgetheilt, dem ersten Kammerdiener Ludwig's des Funfzehnten, und von dem Gouverneur des Louvre, der schätzbare Memoiren über den Hof dieses Königs hinterließ, so wie von dem Abbée Düpinat, dem Kanonicus von Nôtre-Dame, der das Vertrauen des Erzbischofs von Paris genoß, von dem Kardinal Luynes, der Madame d'Aiguillon, dem Herzog von Fronsac und von dem Marschall von Richelieu bestärkt worden.

XIII.

Ludwig's des Funfzehnten Schatten vor Minos.

Fragmente einer Arbeit, welche in den ersten Tagen Ludwig's des Sechszehnten durch den Büttel verbrannt wurde.

Pluto.

Franzosen! Fürsten! Beamte! Bischöfe! Priester! Krieger! Ihr Alle, die Ihr hier versammelt seid, sehet hier Euren König und erklärt Euch frei über ihn und seine Regierung. Wenn die Furcht Euch früher gehindert hat zu reden, oder wenn die Leidenschaft Euch veranlaßt hat zu viel zu sagen, so berichtigt nun Eure Anklagen, denn dies ist der Augenblick der Wahrheit. Ihr, Minos, Eakos und Rhadamantos, unerbittliche Richter meines Hofes und Dolmetscher meines Willens, beginnt Eure Geschäfte.

Minos.

Nähere Dich, Schatten Ludwig's des Funfzehnten und höre die Vorwürfe und Anklagen Deiner Nation.

Tausend Stimmen
(rufen in undeutlichem Gemurmel):

Zum Tartarus mit ihm! Mag er dort die Strafe erdulden, die schlechten Regenten bestimmt ist.

Minos.

Du hörst! Was hast Du diesem allgemeinen Klageschrei zu entgegnen?

Ludwig der Funfzehnte.

Höchster Richter des Tartarus, glaube nicht dem Rufe dieses leichtsinnigen, thörichten Volkes. Verblendet und flüchtig in seiner Liebe, wie in seinem Hasse, befindet es sich stets im Widerspruch mit sich selbst. Es ist dasselbe, welches mir einst den Namen: „bien aimé“ beilegte. Ich rufe außerdem alle die Statuen zum Zeugen, die es mir errichtet hat und die ganz Frankreich schmücken. Lies die schönen und preisenden Inschriften auf denselben; forderst Du aber ein weniger verdächtiges Zeugniß, nun so laß Dir die vielen Gutachten und Vorstellungen aller meiner Parlamente vorlegen, die mich so unendlich ermüdeten, — und Du wirst sehen, daß diese Parlamente mir in derselben Zeit, wo sie mir die bittersten Wahrheiten sagten, erklärten, daß ich der beste der Könige, und der geliebteste der Monarchen sei.

Cakos
(als Vertheidiger mit Büchern, Protokollen und Papieren umgeben):

Nichts ist wahrer als dieser Einwand. Als dieser König schon vor dreißig Jahren nahe daran war zu sterben, sah man mit Erstaunen die Uebertreibungen seines Volkes sowohl in seiner Trauer, als in seiner Freude. Schon seit jener Zeit hat Ludwig der Funfzehnte den Titel „bien aimé" erhalten. Alle Kalender bezeugen dies.

(Eine Stimme singt):

Le bien-aimé de l'almanac
N'est pas le bien-aimé de France;
Il met tout dans le même sac
Et la justice et la finance.

Die Stimme des Kardinals Mazarin.

Welches Volk! Es bleibt ewig dasselbe; ein Liedchen bei jeder Gelegenheit, auch bei Gegenständen von der höchsten Wichtigkeit.

Ein Gerichts-Diener.

Still, meine Herren! Still!

Cakos (fährt fort):

Später hat jede Stadt ihre Statue des Königs haben wollen, und überall hörte man die Ausdrücke der zärtlichsten Ergebenheit. In Betreff der Menge von Vorstellungen, die ich hier habe, so sind dieselben gewiß nicht rühmlich, aber der Ausdruck des besten und geliebtesten Monarchen ist buchstäblich.

Rhadamanthos

(als Ankläger auch von Büchern und Papieren umgeben):

Dies Alles ist von keiner Bedeutung. Die Franzosen, die stets das Bedürfniß haben Etwas zu lieben, suchten ein Idol in ihrem Könige; sie überhäuften ihn mit Gunstbeweisen, ohne daß er diese verdient hätte, da er als Fürst im Gegentheil alles Mögliche that, sich derselben unwürdig zu zeigen. Ich finde dies in allen Memoiren, Libellen, Vaudevillen, Epigrammen und Satyren seiner Zeit, mit denen man mich versehen hat, und von denen mir an jedem Tage neue zugesendet werden.

Was die Statuen anbelangt, so sind dergleichen schmeichlerische Monumente unter Ludwig dem Funfzehnten in Frankreich zu einer Modesache geworden. Ludwig dem Zwölften wurde nie eine solche gesetzt, und Heinrich der Vierte erhielt nur eine einzige, — welche man außerdem in einem Jahrhunderte verfallen läßt, in dem man mehr als je die Tugenden dieses Musters aller Könige preist. — — Man hat mich mit einer Menge Verhandlungen versehen, die weit davon entfernt sind zu Ludwig's des Funfzehnten Ehre zu gereichen, die vielmehr alle sein Andenken beflecken. Man wird finden, daß aller Ruhm, den man auf ihn gehäuft hat, Nichts als eine hohle oratorische Phrase ist, um mit derselben das verhaßte Gemälde der Ungerechtigkeit, des Drucks und

der Tyrannei und Unsittlichkeit unter seiner Regierung zu verdecken.

Minos.

Ohne Zweifel! Du mußt Dich durch Deine Handlungen rechtfertigen. Was hast Du gethan, um Dein Volk zu beglücken?

Ludwig der Funfzehnte.

Das war nicht meine Sache, das lag meinen Ministern ob. Jupiter hat nicht gewollt, daß die Könige arbeiten und sich wie der gemeinste Sclave plagen sollen. Er hat im Gegentheil ihre Unterthanen für sie geschaffen, und diesen auferlegt, unaufhörlich die Wünsche ihrer Könige zu befriedigen und zu ihrem Vergnügen beizutragen. Das hat man mich wenigstens immer gelehrt.

Pluto

(in rasender Wuth).

Welche abscheuliche Lästerrede! — Furien, geißelt den Frechen, der es wagt, den höchsten der Götter zu schmähen.

(Man geißelt Ludwig den Funfzehnten und dann fährt fort)

Minos.

Wisse, unglücklicher Schatten, daß Jupiter Menschen geschaffen hat, aber keine Könige; daß er Alle gleich gemacht hat, daß aber die Menschen, nachdem sie einzelne unter sich mit höheren physischen und intellectuellen Eigenschaften ausgestattet gesehen

haben, diese erwählten, um sie über sich regieren zu lassen, mit der Bedingung jedoch, daß sie alle Arbeit auf sich nehmen, alle Mühen ertragen, und den anderen nur Ruhe, Glück und Vergnügen schaffen sollten.

Ludwig der Funfzehnte.

Und ich, ich versäumte dies Alles. Ich betrachtete das Reich als mein Erbtheil, mein Eigenthum. Ich wollte nicht leuchten, nicht repräsentiren, ich wünschte keinen Glanz, keinen beschwerlichen Ruhm, sondern nur Stille, Geld und Weiber. Das war Alles, was ich von meinen Unterthanen verlangte. Ich glich einem guten, schlichten und einfachen Landedelmann, der jagt, trinkt und ißt, seinen Wald niederhaut, wenn er Geld bedarf, und im Uebrigen seine Pächter, seinen Procurator und auch seinen Priester herrschen läßt, — sofern ihn dieser letztere nicht zwingt zu beichten.

Minos.

Und Du hast frech behauptet, daß Jupiter zwanzig Millionen Menschen zu Deinem Vergnügen geschaffen habe?

Ludwig der Funfzehnte.

Im Uebrigen habe ich ein gutes Herz; ich bin immer geneigt gewesen, mein Volk glücklich zu machen, wenn dies nur von mir abgehangen hätte. Aber wie konnte ich das thun? — Ich besaß nicht

die mindeste Lust oder Anlage für Geschäftsangelegenheiten. Das war nicht mein Fehler, sondern der meiner Erziehung. König im Alter von fünf Jahren und ein kostbarer Sprößling einer hohen Race, die nicht erlöschen durfte, fürchtete man mich durch Arbeit zu ermüden; meine Organe gewöhnten sich an Gemächlichkeit, Bequemlichkeit, Geschäftslosigkeit, und später war es mir unmöglich die mindeste Anstrengung meiner Geisteskräfte zu ertragen.

Minos.

Wenn man fühlt, daß man nicht im Stande ist den Scepter zu führen, so muß man ihn niederlegen.

Ludwig der Funfzehnte.

Ich war in der That oft nur zu sehr dazu geneigt, und wenn ich hätte sicher sein können, daß ich gut dafür bezahlt wäre, daß ich meinen parc aux cerfs behalten konnte und nicht gezwungen sei das Geschick Karl's des Fünften theilen zu müssen, so würde ich diese Thorheit begangen haben. Indessen schreckten mich die Dolmetscher des Himmels davon zurück, die mir sagten, daß Jupiter mich zum Monarchen gemacht hätte, und daß ich also auf meinem Posten bleiben müsse. Uebrigens kann ja auch der Geschickteste nicht allein regieren, ... er muß Minister haben.....

Minos
(nachdem er sich Pluto's Thron genähert, ein Knie gebeugt und ihm etwas ins Ohr geflüstert hat).

Ohne Zweifel! Aber alle Deine Minister sind jetzt im Tartarus, auch der Kardinal Fleury. Jeder von ihnen erleidet dort eine Strafe, die ihm nach seinen Verbrechen zugemessen ist.

Ludwig der Funfzehnte.

Ich war aber nur von betrügerischen Schurken umgeben, ich fand nie einen ehrlichen Mann.

Minos.

Den hättest Du in den niederen Klassen suchen sollen.

Ludwig der Funfzehnte.

Wo sollte ich noch niedere Schichten finden, als die, in denen ich einen Lerrier, einen Laverdy, einen Ferray suchte? War ich aber dadurch besser daran? Ich erröthete, mich diesen Personen nur zu nähern. Der Eine beherrschte meine Marine, wie auch die Polizei, war nur umgeben von Spionen und Angebern und opferte auf gemeine Weise ungeheure Summen, durch die er nützliche Einrichtungen hätte treffen können. Der Andere führte meine Finanzen in ähnlicher Art, wie die Rechnungen auf dem Comptoir seines Schwiegervaters; er vermochte nie etwas Großes auszuführen, machte sein Ministerium zu einem ebenso beschränkten, wie es sein Kopf war, und entzündete das Feuer des

Aufruhrs in einer meiner bedeutendsten Provinzen. — Der Letztere, ein Mann mit besserem Kopfe, war gerade dadurch ein noch vollendeterer Schelm. Er hatte mit gutem Vorbedacht die Angelegenheit so verwickelt, meinen Schatz so geleert, meinen Credit so erschüttert, daß ich, an Händen und Füßen gebunden, genöthigt war, ihn zu behalten, wenn auch nur aus Furcht, daß Alles mit ihm zusammenstürzen würde. Er schmeichelte meiner Schwäche; er versprach mir, dem Bankerout vorzubeugen, so lange er mein Finanz-Portefeuille in Händen hätte. „Später," — sagte er, — „mag mein Nachfolger sich aus dem Spiele ziehen, so gut er es vermag."

Minos.

Furchtsames Schattenbild, muthloser Monarch! Diese Apathie ist gerade der größte Fehler bei einem Regenten, weil er alle anderen in sich schließt, und er verwandelt sich in ein Verbrechen bei dem, der betrügerische Minister hervorzieht, statt sie zu bestrafen. Wenn Du das Vermögen hattest, gute Minister von bösen zu unterscheiden, so mußtest Du mindestens den Muth haben, einige der schädlichsten von ihnen zu hängen oder zu köpfen. Wenn Du dies zum Beispiel mit einem Choiseul, einem d'Aiguillon, einem Richelieu, einem Maupeou gethan hättest, so würde dieses Beispiel Andere abgeschreckt haben, Dich und Dein Land zu betrügen und ins Verderben zu stürzen.

Ludwig der Funfzehnte.

Daß ich es nicht that, beweist nur mein gutes und mildes Herz; ich habe nie irgend einem Menschen Böses zufügen mögen.

Minos.

Es beweist, daß Du nicht die mindesten Begriffe vom Regieren hattest, — ja, nicht einmal von der Menschlichkeit. — — — — —

Wenn Du einen Soubise, einen Maillebois, einen Achó, einen Constans und mehrere Andere hättest strafen lassen, würde Frankreich Dir nicht einen der schimpflichsten und ruinirendsten Kriege vorzuwerfen gehabt haben, der dann durch einen noch demüthigendern Frieden geschlossen wurde, als selbst der Vertrag zwischen Franz dem Ersten und König Johann. Wenn Du je Gelegenheit gehabt hast ein Beispiel zu statuiren, so wäre es an dem Herzog von Aiguillon gewesen, wegen seiner Unterschleife und Erpressungen in der Bretagne.

Ludwig der Funfzehnte.

Das war in der That meine Absicht, und ich hatte auch die Pairs zu dem Zwecke zusammenberufen.

Minos.

Wie wagst Du das zu sagen? Hüte Dich vor Pluto zu lügen, der bis in die Tiefen Deines Herzens sieht. Es lag weniger in Deiner

Absicht zu strafen, als einen Verbrecher frei sprechen zu lassen.

Ludwig der Funfzehnte.

Die Politik erforderte es, den Aufstand in der Bretagne durch diese glänzende Rechtfertigung zu stillen.

Minos.

Du fühltest es, daß sich das Mißvergnügen gegen Dich richten mußte. Da wagtest Du es mit bewaffneter Hand in das Heiligthum der Themis einzudringen, weniger als König, wie als Bandit; Du unternahmst Gewaltstreiche zu Gunsten eines Günstlings, und durch dieses Unternehmen, das Dich zu einem Fluche für Deine Unterthanen und zu einer Fabel für Europa machte, glaubtest Du einen undurchdringlichen Schleier über so viele Betrügereien und Ungerechtigkeiten geworfen zu haben, von denen kaum eine einzige ohne Deinen Beifall hatte begangen werden können. — Aber merk' auf! — Nichts entging Pluto's durchdringendem Auge! Sieh hier, Rhadamanthos hat Dein schändliches Verfahren einregistrirt.

Rhadamanthos.

Ja, hier stehen eine Menge von offenbaren Verbrechen.

Ludwig der Funfzehnte.

Ich hatte ja aber das Recht die Schuldigen zu begnadigen.

Minos.

Nein, gegenüber einem solchen Verbrecher besaßest Du es nicht. Sein Tod war um des Wohles von tausend Anderen nöthig, für alle die Unglücklichen, die von dem Despotismus des Befehlshabers in der Bretagne zerschmettert waren, in Ketten oder in der Verbannung seufzten; für alle diese durch Plünderungen ruinirten Familien und alle diese unschuldigen Opfer seiner Treulosigkeit, seiner Raserei und grausamen Rache. Wenn Du den Haß getilgt hättest, den er erweckte und offen dem Opfer allgemeine Begnadigung widerfahren ließest, so würdest Du bei Schonung des Verbrecherischen mindestens dem Unschuldigen gerecht geworden sein. Wie aber behandeltest Du den so verfolgten Chalotais, der von Gerichtshof zu Gerichtshof geschleppt wurde, von Gefängniß zu Gefängniß und von Dir selbst als unschuldig erklärt, doch wie ein Verbrecher behandelt ist?

Ludwig der Funfzehnte.

Er war in Saintes; er wurde nur verbannt. Darin habt Ihr wieder einen Beweis meiner Güte, ich hätte ihn hängen lassen können.

Minos.

Das heißt das Verlangen aufstellen, daß man Dir noch Dank sagen soll für das Böse, was Du nicht gethan hast.

Ludwig der Funfzehnte.

Er hatte sich aber doch des Majestätsverbrechens schuldig gemacht. In einem Briefe, den ich selbst gelesen habe, hattte er mich mit beleidigender Verachtung behandelt.

Minos.

Wenn er schuldig war, und Du einen Beweis dafür hattest, hätte er auf gesetzliche Weise verurtheilt werden müssen. Du aber hattest am allerwenigsten das Recht, eine stumme Rache gegen Deine Unterthanen auszuüben, da sie von den Gesetzen verboten ist.

Ludwig der Funfzehnte.

Lettres de cachets sind weder Rache noch Strafe.

Minos.

Du hast hierüber verworrene Begriffe und verdientest, daß ......

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Hier wird Ludwig der Funfzehnte plötzlich von seinen Maitressen, bekannten und unbekannten, umgeben. Madame de Mailly ist die Einzige, die sich an seine Seite stellt und mit Thränen in den Augen ausruft:

„Hoher und geliebter Schatten, es ist jetzt zum letzten Male, daß ich Dich sehe. Wir werden für immer von einander geschieden! So lange Du lebtest, Unglücklicher, hatte ich gehofft Zeugin zu

werden, daß Du noch einmal von Deinen Verirrungen zurückkämst, daß Du Deine Pflichten gegen Dein Volk erfüllen und Dich doch endlich des Namens „bien aimé," der Dir so unverdient gegeben wurde, würdig zeigen würdest. Pluto ist mein Zeuge, wie die Erinnerung an Dich jederzeit meine Seligkeit im Elysium gestört hat. Ich liebte Dich auf Erden, und liebe Dich auch noch. O warum ist es mir nicht erlaubt Dir in den Tartarus zu folgen und dort Deine Qualen zu lindern? . . . .

Minos (sie unterbrechend).

Zieh Dich zurück, zu gefühlvoller Schatten! Verschone unsere Ohren mit den Schändlichkeiten, die wir zu hören erwarten.

Madame de Chateau-Roux.

Was mich betrifft, so hat er mich niedrigerweise betrogen, mich verlassen und endlich getödtet. Meine Augen werden mit Freuden seinem Leiden zusehen, denn es wird das meinige lindern.

Madame de Pompadour.

Und ich bedaure nur, daß ich ihn nicht die Qualen des Tantalus erdulden lassen kann. Der Treulose, der mit kaltem Lächeln zusah, wie man meine Leiche auf einer Bahre aus dem Schlosse von Versailles trug!

Ludwig der Funfzehnte.

Die Unglückliche! Sie hatte mich so verächtlich gemacht, wie sie es selbst war. — Um mich

besser zu beherrschen, hatte sie mich in Weichlichkeit versinken lassen, mich liederlich gemacht und meiner Seele alle Kraft und Spannung geraubt.

Madame de Pompadour.

Er hatte nie die mindeste Energie besessen. Ich hätte leicht eine Agnes Sorel werden können, wenn ich in ihm einen Karl den Siebenten gefunden hätte. Vergeblich suchte ich ihn für die Ehre zu befeuern und zu beleben. Ich mußte ihn also behandeln, wie er war, ich mußte statt seiner regieren, da er dazu unvermögend war.

Ludwig der Funfzehnte.

Du hörst es, Minos, daß mindestens alle die Thorheiten, die ich beging, während sie mich beherrschte, auf ihre Rechnung gesetzt werden müssen.

Madame de Pompadour.

Keineswegs, vielmehr muß man mir alles das Gute zuschreiben, was Du in der Zeit gethan hast, und noch mehr das Böse, was ich verhindert habe. Was hast Du mir übrigens vorzuwerfen?

Ludwig der Funfzehnte.

Mich des einzigen redlichen und treuen Ministers beraubt zu haben, den ich je besessen habe, — des einzigen, der mir gefiel, und den ich aufrichtig liebte. Ich mußte ihn Deinetwegen aufopfern.

Madame de Pompadour.

Du meinst den Grafen Maurepas, der Saty-

ren über mich schrieb, statt die Marine zu verbessern?

Ludwig der Funfzehnte.

Ohne Geldmittel konnte er sie unmöglich verbessern, aber er erhielt sie mindestens und wußte Ordnung und Disciplin aufrecht zu erhalten; und was die Satyren bertrifft, so war dies noch ein Verdienst mehr, das er besaß, indem er seinen Monarchen zu belustigen suchte.

Madame de Pompadour.

So, so! Aber er hätte sie mindestens nicht gegen mich richten sollen. Außerdem gab ich Dir Minister, die ihn bei weitem übertrafen. Hattest Du mir nicht für Machault, den Abbée von Bernis und den Herzog von Choiseul zu danken?

Minos.

Genug, Madame. Wir werden schon über dies Alles urtheilen. (Er wendet sich hier zu einer Schaar junger Mädchen.) Und Ihr, junge Damen, wer seid Ihr? Was könnt Ihr gegen ihn vorzubringen haben?

Alle (zu gleicher Zeit).

Wir haben zur Bevölkerung seines parc aux cerfs gehört. Im Allgemeinen können wir ihm nichts Anderes vorwerfen, als daß er uns viel Trübsal und wenig Freude verschafft hat. Er behandelte uns sonst nicht schlecht und bezahlte uns gut.

Ein Bauermädchen (mit Pocken bedeckt, tritt vor).
Mit Ausnahme von mir Unglücklichen.

Minos (mit Entsetzen).
Welch' schrecklicher Anblick!

Das Bauermädchen.
Er ist dessen anzuklagen. Ich war schon krank, da schleppte man mich mit Gewalt in sein Zimmer, legte mich in sein Bett und ich kam um, ein Opfer seiner Lust.

Ludwig der Funfzehnte.
O ich wurde grausam genug dafür gestraft!

Minos (zum Schatten Ludwig's).
So viel schändliche Unkeuschheit, durch Dein hitziges Temperament veranlaßt, hätte vielleicht einige Entschuldigung finden können, wenn Du mindestens Deine verabscheuungswürdigen Orgien mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt hättest; wenn Du nicht durch Dein Beispiel jedes Verbrechen gegen die Sittlichkeit geheiliget hättest; nicht den Skandal auf den höchsten Gipfel erhoben, um Deine Lüste zu befriedigen, und wenn Du nicht, Deine Maitressen aus dem Abschaum der Liederlichkeit wählend, die Einkünfte des Staates verschleudert hättest, damit Deine unwürdigen Kebsweiber einen königlichen Luxus entwickeln und alle ihre wahnwitzigen Phantasiegebilde auf Kosten Deiner Unterthanen erfüllen konnten.

Ludwig der Funfzehnte.

Sie gewährten mir aber Vergnügen, — ja sie waren für mein Wesen nothwendig, ohne diese Zuflucht würde ich vor Langerweile gestorben sein. Mein Volk konnte wohl in dieser Hinsicht mir einige Opfer bringen.

Minos.

Das Volk war durch Deine Herrschaft erschöpft und athmete erst in dem Augenblick wieder auf, als es von Dir befreit wurde, der seine grausamste Zuchtruthe gewesen war.

Ludwig der Funfzehnte.

Diese Regierung war aber mindestens dazu nothwendig, damit mein Nachfolger Zeit hätte sich auszubilden.

Minos.

Wir wissen, wie Du dieser doppelten Pflicht als Vater und König genügtest. Du hast ....

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Ludwig der Funfzehnte.

Mindestens bin ich religiös gewesen, habe die Götter geehrt und ihnen geopfert, — und das ist das Wichtigste von Allem, ohne welches alle anderen Tugenden Nichts sind, wie mich die Priester lehrten, und wodurch man alle anderen Verirrungen sühnt. Ich habe nie an dem Dasein der Götter gezweifelt. Unerachtet der vergiftenden Philosophie,

die auch sogar Fürsten ergriffen hat, blieb ich in meinem Glauben standhaft. Ich habe beständig erklärt und mich darauf bezogen, daß ich meine Krone und Macht nur von den Göttern erhalten habe. Ich habe es nie unterlassen, dreimal an jedem Tage zu beten. Ich habe von meiner frühsten Jugend an meine Unterthanen durch mein Beispiel im Tempel erbaut, und habe nie irgend eine Messe versäumt. Ich kannte alle Verordnungen der Liturgie und überraschte selbst die Oberpriester durch meine tiefen Kenntnisse in dieser Hinsicht. Meine Ehrfurcht vor Jupiter dehnte sich auch bis auf seine Priester aus. Ich befahl stets, daß sie ihre amtlichen Verrichtungen frei und ungehindert ausüben sollten, — und wenn ich je Entschlossenheit gezeigt habe, so war es, als man sie stören und beunruhigen wollte. Unerachtet des Bedürfnisses meiner Parlamente hielt ich es doch für passend dieselben aufzuheben und meine Unterthanen ohne Richter zu lassen, weil diese weniger nothwendig sind, als Priester. Endlich habe ich, so weit ich es zu thun im Stande war, die Verbreitung von Irrlehren durch strenge Censur und Verbot gefährlicher Bücher gehemmt. Vergeblich suchte mich Voltaire durch seinen Ruhm zu verleiten; ich hielt ihn beständig von meiner Hauptstadt entfernt; ich habe ihn stets verabscheut, und hätte ihn gern, wie auch einige andere Philosophen, verbrennen lassen, wenn ich nur

hinreichenden Beweis gegen ihn hätte finden können. Es fehlt mir vielleicht nur diese eine christliche Handlung, um mein Gewissen vollkommen rein zu waschen.

Minos.

Ich sehe durch dies Bekenntniß, daß du den schwächsten Verstand mit dem verderbtesten Herzen vereinst. Du glaubst an Jupiter, sagst Du; — aber was für einen Begriff hast Du Dir von ihm gemacht? Du sahst ihn ohne Zweifel für ein sorgloses Wesen an, das sich wenig mit den Sterblichen beschäftigt, für ein ungerechtes, welches Deinem Gutdünken Millionen von Menschen überlieferte, oder für ein grausames, welches Genuß in dem Anblick ihres Unglücks und ihres Leidens fand.

Ludwig der Funfzehnte.

Nein, aber für ein Wesen, welches dies Alles gestattete, um deren Tugend zu prüfen oder um ihr Verbrechen zu strafen. Was mich betrifft, muß ich bekennen, daß ich wohl wußte, daß ich nicht immer that, was ich thun sollte.

Minos.

Wie! Du thatest gerade im Gegentheil Alles, was den Göttern mißfallen und sie gegen Dich reizen konnte, und woraus leicht zu schließen war, daß Du zu gleicher Zeit abergläubisch und Atheist warst, und sie nicht wenig, sowohl durch Deine Furcht, als durch Dein Betragen beleidigtest. Nicht

in äußerlichen Ceremonieen besteht die Verehrung, die man den Göttern schuldig ist. Nur dadurch, daß man ihnen zu gleichen sucht, ehrt man sie wirklich.

Ludwig der Funfzehnte.

Ich glich ihnen auch sehr; zum Beispiel in Milde.

Minos.

Weil Du nicht den Muth hattest zu strafen. Milde ist nur dort Tugend, wo sie gegen einen Verbrecher geübt wird, der gegründete Hoffnung giebt, daß er ein Verbrechen nicht zum zweiten Male begehen wird.

Ludwig der Funfzehnte.

Mindestens war ich gutherzig, das können mir alle meine Diener bezeugen.

Minos.

Wahre Güte besteht nur darin, sich eines Genusses zu berauben, um denselben einem Anderen zu verschaffen. Du warst freigebig mit den Schätzen des Staates, aber nie gabst Du von Deinem Eigenen — Du wachtest mit schmutzigem Geize über Deine Kasse.

Ludwig der Funfzehnte.

Nun, wenn ich denn alle Laster der Welt gehabt haben soll, ohne daß eine einzige ihrer Tugenden sie gemildert hätte, so hoffe ich doch auf die Nachsicht der Götter, weil ich, so lange ich Zeit

hatte zu bereuen, von ihnen Vergebung erflehte, und gelobte mich zu bessern, wenn es ihnen gefiele mir meine Gesundheit zurückzugeben. Uebrigens habe ich auch alle Formen in dem letzten Augenblick meines Lebens erfüllt und hoffe nun, daß mir das Elysium geöffnet werde.

Minos.

Das Elysium? Sage der Tartarus. Vernimm jetzt Dein Urtheil:

Pluto macht hiermit kund und zu wissen..... und befiehlt den Furien, sich Ludwig's des Funfzehnten zu bemächtigen und ihn in den Tartarus, wo er einen Platz neben Sardanapalus, Nero, Caligula, Ludwig dem Elften und dergleichen einnehmen kann .... 2c. 2c. 2c. —

*** Der Urtheilsspruch schloß mit einem ausdrücklichen Befehl Pluto's, daß dieser Beschluß, mit einer Parnatis Jupiters, seines Bruders, in ganz Frankreich bekannt gemacht werden solle, um Ludwig den Sechzehnten dadurch zu ermuntern, sich in Allem von dem Beispiel seiner Vorgänger zu trennen, und in die Fußtapfen Heinrich's des Vierten zu treten, da man sagte, daß er sich selbst diesen zum Muster erwählt habe.

XIV.

Der Privatcharakter und das Portrait Ludwig's des Funfzehnten. — Seine politischen Grundsätze. — Seine fünf Maitressen.

Nach einer Schilderung des Herzogs von Choiseul war Ludwig der Funfzehnte „sehr kühn, wenn es galt etwas Böses zu thun, und zeigte nur bei solchen Gelegenheiten Muth. Das Böse, das er vollbrachte, erzeugte erst in ihm das Bewußtsein seines Daseins und einen gewissen Reiz, eine Gährung, die fast dem Zorne glich. Der Arme fühlte, daß er eine Seele hatte, aber er fühlte sie nicht, um etwas Gutes zu thun."

Dieses Portrait, das Choiseul in einem Augenblick des Aergers und der Rache, zur Zeit seiner Verbannung nach Chanteloup, gezeichnet hat, hielt man lange für eine Karrikatur. Denn gerade

Charakter-Milde war die einzige gute Eigenschaft, welche das achtzehnte Jahrhundert Ludwig dem Funfzehnten zueignete. Allerdings warfen ihm schon seine Zeitgenossen eigenmächtige, despotische Handlungen gegen die Provinzial-Parlamente und die Landstände vor, auch fand das alte Frankreich die Befehle des Königs zu strenge und zu wenig seinem Naturell gemäß; später jedoch, als Europa mit Schrecken die blutigen Katastrophen sah, die so oft Frankreichs Regierung erschütterten, als eine große und traurige Erfahrung darüber belehrte, von welcher Seite das Reich mit dem Ruin bedroht wurde, als endlich als nothwendige Consequenz der Regierung Ludwig's des Funfzehnten und seiner Vorgänger jene Revolution sich vollzog, die einzig in der Weltgeschichte dasteht, — da verlangte es die Unparteilichkeit der Geschichte, daß man den Staatsstreich Ludwig's des Funfzehnten gewissenhaft prüfe, und diese Prüfung ergab, daß das Portrait, welches der Herzog von Choiseul von ihm entworfen hat, in seinen Hauptzügen wenigstens richtig ist, wenn es auch, wie gesagt, unter dem Einfluß der Rache zur Karrikatur verzerrt wurde.

Unter der Leitung des Cardinals von Fleury, unter Maupeou, sowie auch schon bei früheren Gelegenheiten, bediente sich Ludwig der Funfzehnte zuweilen der Bajonette, um seine launischen und eigenmächtigen Befehle durchzusetzen. Aber dazu-

mal war er politisch klug genug, um einzusehen, daß er eine Gesellschaft von Richtern, welche ihre Aemter durch Kauf erworben, hatten, in einen aristokratischen Senat verwandeln müsse, der mit ihm zugleich die Regierung des Staates führe. Denn entweder mußte er den Staat beherrschen, wie er ihn vorfand, und ihn durch Militairmacht stützen, oder er mußte die Hälfte des Scepters den unzähligen Corporationen überlassen, die in den Provinzen zerstreut waren, und sich in Paris centralisirten.

Frankreich hat zu kostspielige Erfahrungen über die Theilung der Macht gesammelt, als daß es ferner ein solches Regierungssystem nicht als eine Zuchtruthe für das Land betrachten sollte. Ludwig der Funfzehnte beurtheilte die Frage im Sinne der königlichen Gewalt, und bewies dabei eine Seelenstärke, welche die französische Revolution erst später richtig erkennen und schätzen lehrte. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß der Herzog von Choiseul, die Seele der Parlamente und ihre Hauptstütze in dieser Zeit, in ihrem und seinem Interesse schrieb: „Ludwig der Funfzehnte hatte nur eine Seele, um das Böse zu wirken." — Man hat indeß in den Jahren 1787 und 1789 gesehen, welches Geschick über die ausgedehnte Gewalt hereinbrach, die das Ministerium der Entscheidung des Parlaments von Paris überließ; man hat auch die

Reue dieses Parlaments bemerkt, als es 1789 zu dem Bewußtsein kam, daß es zu ohnmächtig sei, diese usurpirte Gewalt zu behaupten.

Ludwig der Funfzehnte, der im Uebrigen vielleicht der schwächste Mensch war, befolgte also streng und genau ein System des Widerstandes gegen das Parlament, welches sich unaufhörlich in einen administrativen Senat zu metamorphosiren strebte. Diese seine Standhaftigkeit erschien im Laufe der Regierung seines Nachfolgers in noch hellerem Lichte, als die ausgezeichnetsten Redner in dem Parlamente von Paris, von fremden Impulsen und von dem Interesse der Politik der übrigen europäischen Mächte bewegt, einen Versuch machten, die Militairmacht der Könige von Frankreich einzuschränken.

Dagegen kann man Ludwig den Funfzehnten wegen der gewaltthätigen Handlungen, die er gegen die administrativen Communen und die Stände in den Provinzen ausübte, nicht entschuldigen. Die Aufhebung der Stände von Languedoc, sowie die Eingriffe gegen die Stände in der Bretagne, gegen die er sich sogar militairischer Gewalt bediente, wird man nicht vergessen. — Die königliche Macht wurde in gleicher Weise gegen den Clerus, den Adel und den dritten Stand, die in diesen Provinzen förmlich constituirt waren, ausgeübt. Der König that mehr, er brach gewaltsam jene Verträge

und Traktate, die zwischen der Krone und diesen Ländern zur Zeit ihrer freiwilligen Vereinigung mit Frankreich geschlossen waren, in welchen sie sich ihre Privilegien, ihre administrative Verfassung und die unbeschränkte Aufrechthaltung ihrer Parlamente vorbehalten hatten.

Unerachtet solcher feierlichen und von der Zeit geheiligten Verträge suspendirte und vertagte der König diese Stände oder löste sie auch wohl ganz auf nach dem Beispiel anderer Monarchen des bourbonischen Hauses. Unbedingten Gehorsam fordernd, der im Allgemeinen nicht mehr existirte, versuchte er alles Mögliche, um denselben wenigstens in Frankreich wieder herzustellen.

Eine Folge derselben Principien war es auch, daß sich Ludwig der Funfzehnte beharrlich weigerte, den Protestanten durch Erneuerung des Edicts von Nantes Gerechtigkeit zu erweisen. Man regte diese Frage zu der Zeit an, als sich die Finanzen Frankreichs in der größten Zerrüttung befanden; die Protestanten versprachen Abhülfe des Uebels, wenn man ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland gestatten wollte. Aber der König wies hartnäckig alle derartigen Vorstellungen zurück; er blieb dabei, daß die Protestanten republikanische Grundsätze hegten und Feinde der Hierarchie und der Sitten der französischen Monarchie wären. Diese Phrase wiederholte er

unaufhörlich, so oft die Rede von den Protestanten war.

„Wenn meine Väter ein Unrecht begingen dadurch, daß sie die Protestanten aus dem Reiche jagten, so würde ich mich eines noch größeren schuldig machen, wenn ich sie wieder aufnehmen wollte.“

Ueber die Macht der Krone wachte er so eifersüchtig, daß er nicht nur alle übrigen Glieder der königlichen Familie, sondern sogar seinen Sohn und später auch seinen Enkel vom Rathe fern hielt, ja ihnen nicht einmal eine Einsicht in die allgemeinen Angelegenheiten gestattete. Gegen seinen Sohn hegte er in ganz unnatürlicher Weise Neid und Mißtrauen; auch seinen Enkel konnte er sich nie entschließen in den Conseil zu berufen. Er glaubte, daß er allein regiere, und regierte doch in der That niemals. Sein Lehrer, der Cardinal Fleury, ein tiefer Politiker, wußte sich die ihm durch die Jugend des Königs zugeflossene Macht bis zu seinem Tode im Jahre 1743 ungetheilt zu erhalten. Auf den Cardinal folgte dann die Herrschaft der Herzogin von Chateau-Roux, und dieser die der Marquise von Pompadour. Vom Jahre 1758 ab theilte diese Letztere die Gewalt mit dem Herzog von Choiseul; nach der Verbannung dieses Ministers aber zersplitterte sich die Macht in den Händen Maupeou's, d'Aiguillon's, Richelieu's, Ter-

ray's und mehrerer Anderer, die fortfuhren das Geschick des Staates in ihrer Weise zu lenken.

Man muß jedoch hinzufügen, daß es Ludwig dem Funfzehnten stets Unbehagen erregte, wenn er strafen mußte, und daß er nur mit dem äußersten Widerwillen lettres-de-cachets unterzeichnete. Er bewies dies, um ein Beispiel unter vielen anderen herauszugreifen, als er ein Verbannungsdecret gegen den Erzbischof von Paris ausfertigte, dasselbe aber bereits an demselben Tage durch ein freundschaftliches und schmeichelhaftes Schreiben milderte, welches den Prälaten der fortdauernden königlichen Gunst versicherte. Er unterzeichnete auch eine lettre-de-cachet gegen den berüchtigten Chevalier d'Eon, — ließ diesen aber gleichzeitig davon in Kenntniß setzen, damit er sich der Verwirklichung seines Befehls entziehen möchte.

In Hinsicht auf die ungezügelte Leidenschaft des Königs für das weibliche Geschlecht, die ihm so bittre Vorwürfe zugezogen hat, kann ihn die Geschichte allerdings nicht freisprechen, obschon sie weder die Chronologie noch die Anzahl seiner Liebesabenteuer festzustellen im Stande ist. — Im Anfang seiner Ehe sterblich verliebt in die Königin, fand er noch im Jahre 1738 kein Weib, das mit ihr an Schönheit, Anmuth oder Verdienst zu vergleichen wäre. Als der Cardinal von Fleury ihm die Gräfin von Mailly zuführen wollte, um sich der Regent-

schaft zu versichern, und den Personen, denen er mißtraute, entgegenzuarbeiten, mußte diese noch die ersten Schritte thun, und es dauerte ziemlich lange, ehe er sich selbst mit Hülfe von Kunstgriffen verführen ließ. In diesem Zeitraume ging er auch noch so gewissenhaft und sparsam mit den Staatsmitteln um, daß er der Frau von Mailly, als er sie ihrer Schwester zum Opfer brachte, nicht einmal die Unkosten vergütigte, die sie auf seine Vergnügungen verwenden mußte. Der Marschall von Mailly versicherte, daß sie gestorben sei, ohne die Schulden vollständig bezahlt zu haben, die der König auf ihren Namen gemacht hatte.

Madame de Vintimille, die Schwester der Gräfin von Mailly, folgte derselben. „Sie hatte" — führt Madame de Flavecourt an, — „die Figur eines Grenadiers, den Hals eines Kranichs und die Manieren einer Marketenderin; besaß aber nichtsdestoweniger nebst einem gebieterischen Charakter die Kunst zu verführen und zu unterjochen." Madame de Flavecourt, die erst im siebenten Jahre der Republik starb, nachdem sie über die Revolutions-Ausschüsse gesiegt hatte, die sie um ihrer naiven Scherze halber schonten, versicherte, daß Madame de Vintimille diejenige ihrer drei Schwestern gewesen wäre, die wirklich das Talent besessen hätte, den König zu leiten und zu beherrschen. Sie war auch die Einzige, die Ludwig der Funfzehnte mit wahrer

Leidenschaft geliebt hatte. Madame de Flavecourt erzählt weiter, daß Madame de Vintimille als Pensionärin in einem Kloster gesagt habe: „Ich begebe mich an den Hof und zu meiner Schwester Mailly; der König soll mich sehen, er soll mich lieben, und dann werde ich meine Schwester, den König, Frankreich und ganz Europa beherrschen.“ — Ihre Macht währte indessen, wie wir zeigten, nur wenige Monate, denn der Cardinal von Fleury ließ sie, da er glaubte sie fürchten zu müssen, wenigstens nach der Angabe Madame de Flavecourt's, vergiften. Der König war anfangs ganz untröstlich darüber; ging aber bald aus den Armen der zweiten Schwester in die der dritten über, die unter dem Namen der schönen Madame de Chateau-Roux allgemein bekannt wurde. Glücklicherweise besaß diese eine erhabene Seele und den Ton und die Grundsätze ihrer alten Familie.

Madame de Chateau-Roux wollte, daß sich Ludwig der Funfzehnte als ein wirklicher König zeigen solle, an die Spitze der Armeen Frankreichs trete und den Degen selbst zöge; und wirklich vermochte sie ihn dazu, sich zu dem Heere nach Flandern zu begeben. Sie trieb ihn unaufhörlich selbst zu regieren, wie es sich für einen König von Frankreich gezieme und wie es die Ehre erfordere. Sie bewies der Königin jede Ehrfurcht, und ließ es nie an unterthäniger Aufmerksamkeit gegen dieselbe

fehlen. Durch eine Intrigue, während der gefährlichen Krankheit des Königs in Metz angesponnen und mit Hülfe derselben durchgeführt, wurde sie bekanntlich von Hofe verwiesen und starb an den Folgen dieses Schlages. Frau von Pompadour wurde ihre Nachfolgerin.

Diese wollte, da sie von ganz entgegengesetzten Principien ausging, den König in völlige Unthätigkeit versetzen; — es gelang ihr: Ludwig der Funfzehnte entfernte sich nicht mehr von Versailles, von wo aus er den stummen Zuschauer der für Frankreich so unglücklichen Kriegsbegebenheiten machte. Und diese Begebenheiten waren so verderblich und demüthigend, daß noch heutigen Tages die Franzosen sich nur mit dem größten Aerger derselben erinnern. Aber Frau von Pompadour, die sie hauptsächlich veranlaßt hatte, erröthete nicht darüber. Nach der herrschenden Pracht und dem Luxus und selbst nach der Lebensweise und dem Ton, den man in ihrer Wohnung, ihren Equipagen, ihren prächtigen Landsitzen, ihren Marställen, ihrer Dienerschaft, ihren Parks und ihren Meublements ausgedrückt fand, konnte man unmöglich glauben, daß die Besitzerin und Gebieterin über dies Alles nur eine Maitresse und nicht die Königin von Frankreich war. —

Die wirkliche Königin, die edle und tugendhafte Maria Leczinska, lebte in stiller Verborgenheit, fast vergessen, eingezogen und kümmerlich, ohne Ein-

fluß, nur mit dem Dauphin, den Prinzessinnen, ihren Töchtern, dem Cardinal de Luynes, dem Präsidenten Henault und dem Pater Griffet über das skandalöse Leben und die Verschwendung des Königs, sowie über die politische Erniedrigung des Cabinets seufzend. Sie stand an der Spitze der Opposition, die sich in der Stille gegen die Verirrungen und Laster des Hofes erhob.

Der Herzog von Choiseul entwickelte das neue politische und diplomatische System, und der Dauphin unterstützte das alte. Aus diesem Grunde wurde später eine Erzherzogin dem bourbonischen Hause einverleibt, um der Opposition im Innern der königlichen Familie ein Gegengewicht zu geben.

Nach Madame de Pompadour kam schließlich Madame Dubarry und dieses Ereigniß störte noch einmal das System des Hofes von Wien. Nach den drei Schwestern, die Maitressen des Königs und von Maria Theresia gehaßt waren, folgte die der Kaiserin eifrig ergebene Madame de Pompadour, eifrig ergeben deshalb, weil Maria Theresia, die Fürstin eines der ältesten Throne, in ekler, niederer Schmeichelei sie ihre „chère cousine“ nannte, und mit ihr das Bündniß vom Jahre 1756 selbst unterhandelte und abschloß. — Die kleine Dubarry war nun ihrerseits auch eine Stütze des Herzogs von Aiguillon geworden und die letzte Zuflucht in

dem offnen Kampfe mit der Partei des Herzogs von Choiseul und Maria Theresia's, und dieser Streit währte so lange, bis Ludwig der Funfzehnte, beim Herannahen des Todes, zur Beruhigung seines erschreckten Gewissens, Madame Dubarry, den Gegenstand seiner letzten Verirrung fortschickte.

Ludwig der Funfzehnte hatte, zu gleicher Zeit liederlich und andächtig, mehrere Male Buße und Besserung gelobt; in Metz z. B. führte er während seiner Krankheit ein Schauspiel der Bekehrung auf. Man sah bei dieser Gelegenheit Madame de Chateau-Roux in demselben Augenblick von der Kirche, ihrer Feindin, und von den lettres-de-cachets ihres Liebhabers verfolgt. Der König, von einem Scheinheiligen, dem Cardinal von Fleury erzogen, war Zeit seines Lebens abwechselnd religiös und wollüstig. Die Leidenschaft und das Gewissen befanden sich bei ihm in stetem, offenem Kampfe. — „Ich mache mir zuweilen Gewissensbisse“ — sagte er oft zu Madame de Pompadour, die, um ihn nicht zu verlieren, die Predigten von Massillon und von Bourdaloue, an denen er Geschmack gewonnen hatte, aus seiner Bibliothek wegnehmen ließ. — Er fürchtete den Tod, wie Kinder Blitz und Donner zu fürchten pflegen. Der Tod seiner Angehörigen und seiner Freunde erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. Seines Freundes, des Marquis de Chauvelins, so wie auch des Ambassa-

deurs von Genua schnelles Hinsterben bewegte ihn einige Tage vor seiner letzten Krankheit auf das Heftigste.

Der Treue oder auch nur einer dauernden Gegenliebe war Ludwig der Funfzehnte unfähig. Er liebte Frau von Mailly, die ihn anbetete, eigentlich niemals. Dagegen war er in Madame de Vintimille, die sich ihm nur aus Ehrgeiz ergeben hatte, völlig vernarrt. Madame de Chateau-Roux, die vor ihrer Günstlingsschaft bereits Maitresse des Herzogs de Agenois und dann d'Aiguillon's gewesen war, liebte er, vergaß sie aber gleich nach der ersten Umarmung der Frau von Pompadour, von der er sich, obschon sie nicht gerade schön war, doch unumschränkt beherrschen ließ. Madame Dubarry endlich, die den Ton der Gemeinheit, aus welcher sie selbst hervorgezogen war, an dem Hofe einführte, verstand es auch, Ludwig den Funfzehnten an denselben zu gewöhnen, obgleich derselbe Geschmack besaß und bis zur Erhebung der Frau von Pompadour auch feine Sitten aufrecht gehalten hatte.

Ludwig der Funfzehnte liebte also gerade diejenigen unter seinen Maitressen, die er nicht hätte lieben sollen und begegnete denen, die ihn anbeteten, kalt und verstieß sie sodann. Wie wenig feinfühlend er war, läßt sich am Besten aus dem Umstande beurtheilen, daß er es sehr wohl wußte, daß Madame Dubarry direct aus einem öffentlichen,

liederlichen Hause an den französischen Hof gezogen und zu seiner Maitresse gemacht wurde.

Der Dauphin und Erbe der französischen Krone, der nachmalige Ludwig der Sechszehnte, lebte still und eingezogen; es verlautete Nichts von irgend einem Verstoße gegen die Sittlichkeit von seiner Seite. Er zeigte großen Unwillen darüber, seine Gemahlin Maria Antoinette sich in den innern Gemächern Ludwig's des Funfzehnten zeigen zu sehen; dieser dagegen glaubte, der Unwille des Dauphins habe einen ganz andern Grund, den nämlich, sich von allen Staatsangelegenheiten fern gehalten zu sehen.

Der Herzog von Choiseul, der die Herkunft der Madame Dubarry entdeckt und überall laut verkündet hatte, er, der den Gesang „la Bourbonaise“ bestellt und in ganz Frankreich hatte verbreiten und singen lassen, wurde geopfert. Sein stolzes Betragen und seine offne Opposition waren natürlich mitwirkend zu seiner Verbannung und strengen Bewachung in Chanteloup.

Die beiden Richelieu, d'Aiguillon, Maupeou, Terray, Bertin, ein Hofstaat von leichtfertigen Weibern, die fast alle entehrt waren, und von liederlichen Jünglingen, welche den Kreis des Grafen Dubarry bildeten, und dieser Dubarry selbst, der seinen Namen verkauft hatte, um der jungen Mai-

tresse einen Titel zu geben, dies waren die Elemente, die in Versailles zuletzt vorherrschten.

Die Gesetze der Religion und des Staates, die ehemals zusammengewirkt hatten in der Gesellschaft durch Heilighaltung der Ehe das Gefühl für Moralität wach zu halten, wurden nun durch einen Abkömmling des heiligen Ludwig, durch den allerchristlichsten König selbst, dem Hohn und Gespötte abgelebter Roue's und unzüchtiger Weiber Preis gegeben. Berufen, den Thron zu stützen und mit den höchsten Würden des Staates bekleidet, lernten diese Alle von dem Könige selbst, daß es zum guten Tone gehöre, sich nur der äußeren Form nach zu verheirathen, und sich daneben in den öffentlichen Häusern ein prostituirtes Mädchen zur Maitresse zu erwählen. — So war die Krone Frankreichs vor der Vererbung an den letzten König aus der geraden Linie des Hauses Bourbon, durch Ludwig den Funfzehnten selbst entehrt und beschimpft.

Seine lange Regierung muß in zwei Perioden getheilt werden; die, welche dem Mordversuche Damiens vorausging, und die, welche demselben folgte. Vorher war der größte Fehler Ludwig's des Funfzehnten sein schwacher Charakter. Nachher besaß er diese Schwäche keineswegs mehr. Die Handlungen des Monarchen glichen fortan denen eines Mannes, der durch die Furcht in äußerste Betäubung versenkt ist, und nur noch durch den Anblick der Armee be-

lebt wird, die er befehligt. Vor seinem Tode bat ihn ein Höfling, doch Etwas über die allgemeinen Beobachtungen mitzutheilen, die er in seiner Weisheit während der langen Zeit seiner gesegneten Regierung hätte machen können. „Was ich in meinem ganzen Leben beobachtet habe," — antwortete der König, — „ist kurz dies, daß die Menschen ein bösartiges Geschlecht sind. Ich habe nie auch nur einen einzigen treuen und redlichen Mann gefunden." — Das war traurig genug die wirkliche Ueberzeugung dieses Königs, des mißtrauischsten, der je auf einem Throne gesessen. — Seine Regierung begann 1715 und endete mit seinem Tode 1774, so daß er neunundfünfzig Jahre die Menschen hatte beobachten können.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Halle, Dru

Crusenstolpe, Magnus Jakob <<von>>,

Der Versailler Hof vom Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Bd.: 3

Hamburg 1855